

Das Waldviertel

42. Jahrgang

1993

Heft 4



INHALT

Szabolcs Szita: Ungarische Zwangsarbeit im Waldviertel 1944/45	309
Robert Streibel: „ So sind unsere Landsleute eben “. Über den Krieg, die Heimat in Krems und den Sieg. Die „Sklavensprache“ in den Briefen des Nationalsozialismus	334
Maria Bindlechner: Eine gotische Anbetungstafel in der Pfarrkirche Mittelberg bei Langenlois	348
Bernhard Jäger: Albert Reiter (1905-1970) — ein Waldviertler Komponist und Pädagoge	366
Rudolf Kirchschräger: Rede bei der Enthüllung einer Erinnerungstafel am ehemaligen Gymnasium in Horn	375
Hans Schneider: Auch die Feuerwehrgeschichte ist international. Feuerwehrgeschichtler aus fünf Nationen tagten im tschechischen Přebyslav	380
Ralph Andraschek-Holzer: Ein Waldviertel-Gedicht von Josef Weinheber	381
Burghard Gaspar: Walther Gamerith (1903-1949) . Ein Eggenburger Maler und Landschaftsfotograf	384
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	386
Buchbesprechungen	403

TITELBILD:

Anonymer Meister, Anbetung der Könige, Pfarrkirche Mittelberg

Foto: Bundesdenkmalamt Wien

(= Abbildung 1 des Beitrages von Maria Bindlechner)

WALDVIERTEL INTERN

Der von unserem Vizepräsidenten Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer herausgegebene Band 36 unserer Schriftenreihe „Kontakte und Konflikte. Böhmen, Mähren und Österreich: Aspekte eines Jahrtausends gemeinsamer Geschichte“ ist Anfang Dezember 1993 erschienen. Das Buch ist somit lieferbar. Hingegen hat sich die Herausgabe der zweiten, erweiterten Auflage des von Prof. Dr. Harald Hitz zusammengestellten Buches „Johann Georg Grasel — Räuber ohne Grenzen“ verzögert; das Buch wird Ende Jänner 1994 fertig werden. Im Frühjahr 1994 soll das Buch „Das Jahr 1945 im Bezirk Horn“, verfaßt von Mag. Maria Mayr (geborene Bitter), erscheinen. Das Buch „Das Jahr 1945 im politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya“ von Christoph Schadauer ist — eineinhalb Jahre nach dem Erscheinen — bereits vergriffen.

Wir wünschen allen Mitarbeitern und Lesern ein frohes Weihnachtsfest und alles Gute für 1994!

Der Vorstand und die Redaktion

Szabolcs Szita

Ungarische Zwangsarbeit im Waldviertel 1944/45

1. Deportation nach Straßhof an der Nordbahn

Unmittelbar nach der deutschen Besetzung Ungarns am 19. März 1944 wurden „Reichsinteressen gefährdende“ ungarische Staatsangehörige von den deutschen Sicherheitsorganen unverzüglich festgenommen und — in mehreren Etappen — nach dem annektierten Österreich abgeschoben. Die erste Deportationswelle, die von Ende März bis Ende Mai dauerte, traf die „gefährlichsten“ Parteipolitiker, bekannte Persönlichkeiten der Gesellschafts- und Wirtschaftselite mit deutscheindlicher Gesinnung, jüdische Industrielle und Bankiers sowie Bürger, die in öffentlichen Vergnügungsstätten oder — aufgrund von Anzeigen — in ihrer Wohnung bzw. an ihrem Arbeitsplatz verhaftet wurden.

Zunächst wurden sie noch auf ungarischem Territorium in Gefängnissen oder in von der Besatzungsmacht als „Gefangenenhäuser“ benutzten Budapester Gebäuden festgehalten. All das gehörte in die Reihe deutscher Abschreckungs- und Terroraktionen. Bereits seit 1938 waren Namenslisten zusammengestellt worden, aufgrund derer nun Hunderte — Gewerkschaftsfunktionäre, einflußreiche Rechtsanwälte, Legitimisten, deutscheindliche Journalisten und Diplomaten der Badoglio-Regierung — ihre Freiheit verloren. In Gewahrsam genommen wurden auch die in Ungarn bis dahin halblegal wirkenden polnischen Patrioten samt ihren ungarischen Helfern.

Aus den Budapester „deutschen“ Gefängnissen wurden die Häftlinge mit der Eisenbahn, aber auch per Lastkraftwagen in das annektierte Österreich gebracht. Vor allem das hauptstädtische deutsche Polizeigefängnis und das ungarische Internierungslager Kistarcsa (bei Budapest), das der deutschen Reichssicherheitspolizei unterstand, schickten viele Gefangene in das Polizei-Gefangenenhaus (Rossauer Lände) nach Wien. In diesem von Wienern als „Liesl“ benannten Polizeigefängnis verbrachten die ungarischen „Neuzugänge“ meistens nur ein, zwei Tage, dann wurden sie in Polizeiautobussen nach Oberlanzendorf bei Wien weiterbefördert.

Das Arbeiterziehungslager Oberlanzendorf wurde 1940 errichtet. Das Wachpersonal stellten überzeugte Nazis, die Aufsicht übten Kriminalbeamte der Wiener Gestapo aus. Mit der Zeit wurde aus dem Arbeitslager jedoch immer mehr ein Durchgangslager: Die Häftlinge erlangten nun ihre Freiheit nicht mehr zurück, stattdessen wurden sie in ein Konzentrationslager überstellt. Ende März 1944, als die ersten ungarischen Deportiertentransporte eintrafen, war SS-Untersturmführer Schmidt Lagerkommandant von Oberlanzendorf.¹⁾

¹⁾ Adolf Ezsöl, Arbeiterziehungslager Oberlanzendorf 1939/45. In: Rundschau für die Bezirke Schwechat, Bruck a. d. Leitha und Hainburg (25. August 1982). — Heinz Arnberger, Das Arbeiterziehungslager Oberlanzendorf. In: Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich 1939-1945. Bd. 2 (Wien 1987) S. 573-586.

In Oberlanzendorf wurden die Frauen von den Männern und die Juden von den „Ariern“ abgesondert. Die meisten Eheleute aus Ungarn sahen sich hier das letzte Mal, da die weiblichen Häftlinge vorwiegend nach Auschwitz-Birkenau überstellt wurden. Die Deportationen aus Budapest nach bzw. über Wien gingen im April und Mai weiter. Die Gruppentransporte standen unter SS-Bewachung; die nächste Station war Oberlanzendorf, von dort ging es dann nach Auschwitz-Birkenau, Bergen-Belsen oder Mauthausen weiter.²⁾

Am 5. Mai wurden zum Beispiel 53 ungarische Häftlinge, unter ihnen gefangengenommene Offiziere, Schriftsteller, Journalisten und Politiker, von Oberlanzendorf nach Mauthausen überwiesen. Während der Fahrt waren Juden und „Arier“ genauso getrennt wie in den Konzentrationslagern. Die nächste ungarische Gruppe aus Oberlanzendorf traf am 20. Mai in Mauthausen ein, während am 28. Mai ein ungarischer „Transport“ schon in Auschwitz ankam. Dieser bestand aus 2000 jüdischen Jugendlichen, die in der Folgezeit in den Steinbrüchen der Nebenlager und beim Tunnelbau eingesetzt werden sollten.³⁾

In dieser Zeit war die Verschleppung der zunächst in Ghettos, später in großen Sammelagern festgehaltenen ungarischen Juden — gemäß den Beschlüssen einer am 4. und 5. Mai 1944 in Wien abgehaltenen Bahntransportkonferenz — voll im Gange, und die „Übersiedlung“ der Juden aus der ungarischen Provinz nach Auschwitz-Birkenau konnte ab Mitte Mai innerhalb von 51 Tagen abgewickelt werden.

Aus den Schriften des Reichsbevollmächtigten und Gesandten Dr. Edmund Veesenmayer, Hitlers Statthalter in Ungarn, geht hervor, daß das Sondereinsatzkommando Eichmann (SEK) bis 10. Juli in 147 Eisenbahnzügen insgesamt 437 402 ungarische Juden deportieren ließ. Laut einer anderen Statistik transportierten die Deutschen über Kaschau (Košice) mit 137 Eisenbahnzügen 401 439 Menschen nach Auschwitz-Birkenau.

Die beiden Angaben weisen eine Abweichung von 10 Zügen und 35 963 Personen auf. Es ist nachweisbar, daß sechs der Transportzüge in Richtung Westen gefahren und über Mosonmagyaróvár, Hegyeshalom und Nickelsdorf im Empfangs- oder Durchgangslager der bei Wien liegenden Gemeinde Straßhof an der Nordbahn gelandet sind. Nahezu 15 000 ungarische Juden entkamen auf diese Weise der Auschwitzer Selektion. Ab Juli 1944 leisteten 8 700 bis 8 800 von ihnen zusammen mit ihren Familienmitgliedern auf dem Gebiet der „Ostmark“ Zwangsarbeit.⁴⁾

Über das Schicksal der in der zweiten Deportationswelle nach Straßhof an der Nordbahn verschleppten Ungarn wurde zuvor in Budapest, bei Verhandlungen zwischen den Zionisten und dem engeren Stab von SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann, entschieden. Im Frühsommer 1944 führten Dr. Rezső Kasztner und Ottó Komoly, Leiter des Budapester Rettungskomitees, welche Organisation sich für die Selbstrettung der Juden, für ihre Aussiedelung nach Palästina aktiv einsetzte, zähe Verhandlungen mit den SEK-Offizieren. Ziel der Zionisten war, wenigstens einige zehntausend Juden (insbesondere Kinder, Jugendliche, Zionistenfamilien und Angehörige der Intelligenz) um jeden Preis vor der

²⁾ Országos Zsidó Múzeum, Budapest [Jüdisches Museum in Ungarn] (OZSM), Deportáltakat Gondozó Bizottság [Komitee für Deportiertenfürsorge] (DEGOB) 3045. sz. jegyzőkönyv [Protokoll].

³⁾ Manó Buchinger, Gestapo-banditák bűnhalmazata. Tizennégy hónap a hitleri koncentrációs táborban (Budapest o. J.) S. 35-42. — György Parragi, Mauthausen (Budapest 1945) S. 44-47. — Hans Marsalek, Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen. Dokumentation (Wien 1980) S. 126.

⁴⁾ Szabolcs Szita, Utak a pokolból. Magyar deportáltak az annektált Ausztriában 1944-1945. (Nachfolgend abgekürzt: Utak) Metalon Manager Iroda Kft. (1991) S. 20-25.

Auschwitzer Todesfabrik zu retten und sie in Palästina oder eventuell in andere, nicht unter deutschem Einfluß stehende Länder zu bringen.

Zum Schluß der mehrfachen — an dieser Stelle nicht behandelten — Unterredungen zeigte Adolf Eichmanns Stab Bereitschaft, 30 000 ungarische Juden gegen „Kopfgeld“ vorläufig vor Auschwitz zu retten. Hinter dieser „Nachgiebigkeit“ verbarg sich allerdings ein geheimer Plan der SS-Reichsleitung. Nach ihrem scharfen Kalkül sollten die um Wien „auf Eis gelegten“ ungarischen Juden bei den späteren — von ihnen erhofften — Verhandlungen mit den Alliierten als „Verhandlungspfand“ dienen.

Über die Abmachung berichtete Rezső Kasztner dem Budapester Judenrat am 14. Juni: „Wie vereinbart, fahren 15 000 Menschen aus der ungarischen Provinz und ebenfalls 15 000 aus Budapest. Alle Arbeitsfähigen werden arbeiten. Kinder, Alte und Kranke bleiben am Leben. Ihre Ernährung, die Krankenpflege, meinte Eichmann, seien kostspielig, für die Kosten solle der Rettungsausschuß aufkommen. Sofort willigte ich ein und bot als Vorschuß 100 000 Pengö an.“⁵⁾

Doch wohl nicht nur die oben erwähnten Gründe und Berechnungen standen im Hintergrund der Vereinbarung des SEK mit dem zionistischen Rettungsausschuß. Auch der immer drückendere Arbeitskräftemangel in Deutschland, der im Juni 1944 Verhandlungsthema der NSDAP-Leitung war und dessen Tilgung beschlossen wurde, spielte dabei eine wichtige Rolle. Aufgrund gewisser Zusammenhänge ist sogar anzunehmen, daß dieser Aspekt — ohne Wissen Kastners und anderer Zionistenführer — in der vorläufigen „SS-Nachgiebigkeit“ schwerer ins Gewicht fiel. Der über tausende Menschenleben entscheidende Brief im Wortlaut:

*Der Chef der Sicherheitspolizei
und des SD
IV A 4 b-3433/42 g 61446*

*Berlin SW 68, am 30. Juni 1944
Prinz-Albrecht-Straße 8
Telefon: 12 00 40
Geheim*

Mit Kurier

*An den Bürgermeister von Wien,
SS-Brigadeführer Blaschke
Wien*

Betrifft: Zuteilung von Arbeitskräften für kriegswichtige Arbeiten der Stadt Wien.

Bezug: Dein Schreiben vom 7. Juni 1944

Lieber Blaschke!

Aus den von Dir — in gleicher Angelegenheit hat mir übrigens SS-Brigadeführer Dr. Dellbruegge geschrieben — angeführten besonderen Gründen habe ich inzwischen angeordnet, einige Evakuierungstransporte nach Wien-Straßhof zu leiten.

Es handelt sich zunächst um 4 Transporte mit etwa 12 000 Juden, die bereits in den nächsten Tagen in Wien eintreffen.

Nach den bisherigen Erfahrungen werden bei diesen Transporten schätzungsweise etwa 30 % — im vorliegenden Fall etwa 3 600 — an arbeitsfähigen Juden anfallen, die unter Vorbehalt ihres jederzeitigen Abzuges zu den in Rede stehenden Arbeiten herangezogen werden können. Daß nur ein gut bewachter, geschlossener Arbeitseinsatz und eine gesicherte

⁵⁾ Der Bericht des jüdischen Rettungskomitees aus Budapest 1942-1945. Vorgelegt von Rezső Kasztner. (Basel 1946) S. 49-50. — Mária Schmidt, *Mentés vagy árulás? Magyar zsidó önmentési akciók a második világháború alatt*. In: *Medvetánc* Nr. 2-3 (Budapest 1985) S. 115-118.

lagermäßige Unterbringung in Betracht kommen kann, liegt auf der Hand und ist unbedingt Voraussetzung für die Bereitstellung dieser Juden.

Die nichtarbeitsfähigen Frauen und Kinder dieser Juden, die sämtlich für eine Sonderaktion bereitgehalten und deshalb eines Tages wieder abgezogen werden, müssen auch tagüber in dem bewachten Lager verbleiben.

Weitere Einzelheiten bitte ich mit der Staatspolizeileitstelle Wien — SS-Obersturmbannführer Dr. Ebner und SS-Obersturmbannführer Krumey vom Sondereinsatzkommando Ungarn, der sich zur Zeit in Wien aufhält — zu besprechen.

Ich hoffe, daß Dir diese Transporte bei Deinen vordringlichen Arbeitsvorhaben eine Hilfe sein werden, und verbleibe mit

Heil Hitler!

Dein Kaltenbrunner⁶⁾

Als SS-Brigadeführer Blaschke benachrichtigt wurde, ratterten die Transportzüge aus der ungarischen Tiefebene, aus den Sammellagern Szolnok, Szeged und Debrecen, bereits auf der Strecke Nordbahn in Richtung Straßhofer „Durchgangslager“. Die meisten der Juden, die in überfüllten Viehwaggons aus verschiedenen Gegenden der Tiefebene und zum Teil aus Südungarn verschleppt wurden, ahnten nicht einmal, was für ein Schicksal sie und ihre Familienangehörigen erwartete. (In den letzten Maitagen wurden bereits 700 ungarische Juden aus der Stadt Baja aus einem nach Auschwitz fahrenden Transportzug im benachbarten Gänserndorf abgesetzt und „probeweise“ nach Westen zum Arbeitseinsatz weitergeleitet.)⁷⁾

Die Dokumentation des Lagers Straßhof gelangte im April 1945 vermutlich nach Bayern, seine Geschichte ist bis heute nicht aufgearbeitet. Die Errichtung des Lagers erklärt sich in erster Linie durch den großen Bahnhof der 2500 Einwohner zählenden Gemeinde sowie durch die reichen Wälder der Umgebung. Laut ortsgeschichtlicher Unterlagen entstand das Durchgangslager 1941 für deutschsprachige „Übersiedler“, die aus den eroberten „Ostgebieten“ kamen, und für „Freiwillige“, die in der deutschen Kriegsindustrie beschäftigt werden sollten. Der als Empfangslager benutzte Komplex war auf einem ursprünglich acht Hektar großen Areal für 8000 Menschen vorgesehen. Es wurden auf Betonfundamenten niedrige, langgestreckte Holzbaracken bzw. im nördlichen Teil des Lagers drei gemauerte Gebäude mit Kellerdepots für die Lagerleitung und die Bewachungsmannschaft errichtet. Der Haupteingang des Lagers ging auf die Eisenbahnlinie, da die Lagerinsassen (in überwiegender Mehrheit Ukrainer) vorwiegend auf der Schiene herangefahren wurden.⁸⁾

In den vergangenen 47 Jahren wurden verschiedene Angaben über die Anzahl der nach Straßhof verschleppten ungarischen Juden publiziert. Der höchste Wert wurde mit 20 787 Personen angegeben, die Schätzungen beliefen sich auf 12 000 bis 17 500 bzw. 18 000.⁹⁾

Die Häftlinge unterstanden der Wiener Dienststelle des Eichmann-Kommandos (Kommandant SS-Obersturmbannführer Hermann Krumey, Stellvertreter SS-Hauptsturmführer Dr. Siegfried Seidl) und der Gestapoaufsicht. Nach unseren jüngsten Forschungsergebnis-

⁶⁾ Widerstand und Verfolgung in Wien 1934-1945. Bd. 3 (Wien 1975) S. 307-308.

⁷⁾ Niederösterreichisches Landesarchiv (nachfolgend NÖLA) BH Amstetten 1943/44. XI-XIII, 267. — Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (nachfolgend DÖW) E 19 829.

⁸⁾ Josef Neihardt, Straßhofer Heimatbuch (Straßhof 1989) S. 112-114.

⁹⁾ Jenő Lévai, Zsidósors Magyarországon (Budapest 1948) S. 264. — Rezső Kasztner (wie Anm. 5) S. 50. — Mária Schmidt (wie Anm. 5) S. 118. — Randolph L. Braham, A magyar holocaust. Bd. 2 (Budapest 1988) S. 60.

sen waren 15011 ungarische Juden zeitweilig Lagerinsassen in Straßhof. Wiener SEK-Unterlagen registrierten zwar anfangs 16701 Häftlinge aus Ungarn, dazu wurden aber — aufgrund eines weiteren „Kommando-Business“ — auch jene 1690 ungarischen Juden mitgerechnet, die am 30. Juni mit dem sogenannten Kaszner-Zug Budapest verließen und eigentlich nach Palästina reisen sollten. Diese gegen stattliche Summen Lösegeld vor Auschwitz bewahrten Menschen kamen jedoch überhaupt nicht nach Straßhof, sondern in ein „Vorzugslager“ von Bergen-Belsen. (Hier sei erwähnt, daß der geplante und versprochene Abtransport von 15000 Budapester Juden nicht stattfand.)

Infolge der erlittenen Qualen und seelischen Anspannungen in den Ghettos und während des Transports bei brütender Sommerhitze ging der Anfang Juli 1944 registrierte Lagerstand von 15011 Personen rapide zurück, und das Wiener Landeswirtschaftsamt verzeichnete im August nur noch 14700 ungarische Häftlinge. Wie eine Übersicht von Ende August / Anfang September belegt, waren 41 Prozent dieser Leute, 5972 Menschen, im Raum Groß-Wien im Arbeitseinsatz.¹⁰⁾ Aus der Mitteilung einer einstigen ungarischen Deportierten, Eva Friedmann, die in der Wiener Arbeitszentrale, Castellezgassee 35, Kartearbeit geleistet hat, geht hervor, daß von den in Straßhof eingelieferten ungarischen Deportierten eingangs 6889 (41,05 %) Männer und 9812 (58,95 %) Frauen waren.¹¹⁾ Die ersten Todesfälle unter den ungarischen Deportierten wurden laut Sterbepuch von Deutsch-Wagram am 1. Juli registriert. (Die drei verstorbenen Männer waren 96, 82 und 48 Jahre alt.) Von den achtzig ungarischen Häftlingen, die im Durchgangslager ums Leben kamen,

Aufforderung	
zur Teilnahme an der Volks-Röntgenuntersuchung für	
	012237
Herrn / Fr. / Frl.	
geb. am	
wohnhaft	Straße Nr.
<p>Diese Aufforderung in Verbindung mit der auf der Rückseite aufgeklebten Wertmarke berechtigt zur Teilnahme an der Untersuchung und bleibt als Beleg für die erfolgte Teilnahme in Ihrem Besitz. Sie wird bei der Untersuchung abgestempelt. Die Röntgenaufnahme, die dabei gemacht wird, dient zur Feststellung von krankhaften Veränderungen an Lunge und Herz. Insbesondere die Lungen-Tuberkulose macht im Beginn, solange sie noch gut geheilt werden kann, vielfach keinerlei Beschwerden, auch kann sie mit den gewöhnlichen ärztlichen Untersuchungsmethoden meist nicht festgestellt werden. Sogar bei fortgeschrittenen Erkrankungen sind die Tuberkulösen oft beschwerdefrei, aber sehr ansteckungsgefährlich für ihre Umgebung. Die Volksröntgenuntersuchung deckt solche Erkrankungen auf. Sie dient damit dem Schutz der Volksgesundheit und ist für die Gesundheitserhaltung unserer Bevölkerung von größter Wichtigkeit. Daher wird es jedem Volksgenossen zur Pflicht gemacht, an der Untersuchung teilzunehmen. Männer und Frauen werden zu verschiedenen Zeiten untersucht. Die Röntgenaufnahme wird einschließlich Freimachen des Oberkörpers und Anziehen nicht länger als ½ Stunde dauern. Frauen tragen zweckmäßig Rock und Bluse. Zöpfe müssen hochgesteckt werden. Schmucksachen und Wertgegenstände sind zu Hause zu lassen. Helferinnen stehen den Frauen zur Verfügung. Männer und Frauen erhalten undurchsichtige Papierblusen, die sie während der Röntgenaufnahme tragen. Bei dem ganzen Untersuchungsverfahren gilt die ärztliche Schweigepflicht.</p>	
Ort und Zeit der Untersuchung:	

10) DÖW 9543 (Vg 1/b Vr 770/46).

11) OZSM DEGOB 3628. sz. jkv.

waren 36 Männer und 44 Frauen. (Die drei zuletzt eingetragenen weiblichen Toten fielen dem Bombenangriff auf Straßhof vom 26. März 1945 zum Opfer.) Es ist anzunehmen, daß die meisten der Verstorbenen die fürchterlichen Umstände der Deportation, die ständigen physischen und seelischen Belastungen schon wegen ihres hohen Alters nicht aushalten konnten. An Altersschwäche starben 25 Personen (31 %), an Lungenentzündung 12 (15 %), an der Hitze 7 (9 %), während in 6 Fällen (8 %) Herzversagen und in 5 Fällen (6 %) Tuberkulose Todesursache waren. Über den Tod von Kindern liegen keine Angaben vor.¹²⁾

Als Spitzenorgan der Arbeitsämter des Reichsarbeitsministeriums der Region war der „Reichstreuhand der Arbeit für das Wirtschaftsgebiet Wien-Niederdonau“ unter Gauleiter Alfred Proksch tätig. Der Gauleiter war zugleich auch Präsident des Arbeitsamtes im Wirtschaftsgebiet Wien-Niederdonau. Wichtigste Zentren seines Amtsgebietes waren Amstetten, Eisenstadt, Krems, Gänserndorf, St. Pölten, Stockerau, Wien — Weihburggasse 30 — sowie Wiener Neustadt und Znaim (heute Znojmo).

Diese Stellen verteilten die ungarischen Arbeitskräfte u. a. zur Flußregulierung, zu Land-, Bau- und Erdarbeiten, in Lebensmittelbetriebe, Förstereien und Gärtnereien. Das Wiener Präsidialgremium des Gauarbeitsamtes erließ bereits am 27. Juni, noch vor Ankunft der ungarischen Transporte, eine „Anordnung über die Beschäftigung von Juden“, die in 17 Punkten Arbeitsbedingungen und Versorgung der „Rassenfeinde“ sowie die Verrechnung ihrer Arbeit festlegte.¹³⁾

Durch die Anordnung wurden den im Arbeitseinsatz befindlichen ungarischen Juden die Rechte auf die gültige deutsche Arbeitsregelung aberkannt; sie durften nur gruppenweise beschäftigt werden; Familienzuschuß und Kinderzulage blieben ihnen vorenthalten; es standen ihnen lediglich Quartier und Versorgung zu, den Lohn für die geleistete Arbeit mußte man auf das Konto des Wiener Judenrates (Länderbank Wien, Postscheckamt Wien Nr. 16 447, Sonderkonto „U“ Nr. 72 500) in Reichsmark einzahlen.

Bezahlungen für jüdische Arbeitskräfte im Monat:

	Land- und Forstwirtschaft		Industrie	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
unter 16 Jahren	11	6	15	10
ab 16 Jahren	15	7,50	20	12
ab 17 Jahren	18,50	10	24	14,50
ab 18 Jahren	21	12,50	27	17
ab 21 Jahren	23,50	15	30	20

Diese Summen „durften“ bei maximalem Einsatz der Kräfte für Hilfsarbeiter gezahlt werden. Mit Begründung konnte man die Lohngehälter kürzen beziehungsweise für Facharbeit und mit vorheriger Genehmigung der Aufsichtsbehörden auch erhöhen. Die Arbeitgeber zahlten außerdem täglich „Krankenpflegegeld“. Über die Einzahlungen auf das bei der Länderbank geführte „U“-Sonderkonto verfügte „selbstverständlich“ das Eichmann-Kommando.¹⁴⁾

¹²⁾ Standesamt Deutsch Wagram, Sterbebuch Straßhof. Forschungsergebnis von Vera Broser (Wien).

¹³⁾ DÖW E 21 204.

¹⁴⁾ Szita, Utak. S. 60.

2. Zwangsarbeit im Gau Niederdonau

Im Juli 1944 bot das Lager Straßhof oft das Bild eines wahren Sklavenmarktes. Die künftigen „Arbeitgeber“ wählten frei unter den ungarischen Deportierten, und es ist wohl selbstverständlich, daß die Beauftragten verschiedener Betriebe und Landgüter die kräftigen, arbeitsfähigen Lagerinsassen bevorzugten und sich nur im Notfall für Großfamilien mit Kindern und Alten entschieden. Es kam nicht selten zu tumultuösen Szenen, wenn Häftlinge versuchten, in diese oder jene Arbeitstrupps zu gelangen. Andererseits wurden Hunderte aus einer Barackenreihe völlig unerwartet in Waggons getrieben und zum Einsatz abkommandiert. Die Angst vor der Zukunft verstärkte sich, als die Straßhofer Gegend (Flughafen, Ölquellen, Bahnhof) mittlerweile von den Alliierten mehrfach stark bombardiert wurde.

Die im Juli und August auf den Gau Niederdonau verteilten etwa 8700 bis 8800 Juden aus Ungarn arbeiteten oft in ganz kleinen Gruppen, die aus 10 bis 20 Personen, 3 bis 5 Familien bestanden. Lager mit über 100 Häftlingen wurden kaum eingerichtet. (Da waren schon strengere Vorschriften gültig, andere Unterbringungs- und Versorgungsbedingungen sowie eine rigorosere Bewachung erforderlich.) Als Quartier für die Häftlingstrupps dienten geräumte Wirtschaftsgebäude, Scheunen, Ställe, Heuböden, Pferche und Holzlager, überhaupt jegliche Speicher. Diese „Unterkünfte“ wurden mit Pritschen und Holzbänken, eventuell mit Eisenbetten oder Strohsäcken ausgestattet, und schon galt das lokale „Judenlager“ als eingerichtet. Viele lagerten auch in Kriegsbaracken oder zusammengestückelten Gelegenheitshütten. Über die Judenlager im Gau Niederdonau führte SS-Hauptsturmführer Wilhelm Schmidtsiefen von Wien aus Aufsicht.

Die Judenlager wurden nicht bewacht, für Ordnung sorgte eher eine ganze Reihe von Verboten. Im Lager kontrollierten sich die Häftlinge selbst, und überall wurden sogenannte Jupos¹⁵⁾ bestimmt, die man gründlich unterwies, ja denen man energisch drohte, die Vorschriften strikt einzuhalten, das tägliche Arbeitspensum einwandfrei verrichten zu lassen. In mehreren Lagern, wo Kriegsgefangene und Juden untergebracht wurden, waren letztere Tag und Nacht von Nichtbewaffneten bewacht.

Im Sommer und Herbst verrichteten die Häftlinge gemäß der ländlichen Arbeitsordnung, also von früh bis zur Abenddämmerung, verschiedene Saisonarbeiten. Meistens durften sie sich von Samstagnachmittag bis Montag früh von den schweren körperlichen Belastungen erholen, doch manchenorts — so auf Rangier- oder Güterbahnhöfen — gab es auch Sonntagsarbeit. Das Pflügen und Hacken, das Ernten und Heumachen sowie das Einsammeln, Einfahren und Aufarbeiten von Bohnen, Erbsen, Tomaten und Gurken usw. gehörte zu den „Standardbeschäftigungen“ der Zwangsarbeiter. Andere verdingten sich als Erdarbeiter, hoben Keller und Luftschutzgräben aus oder bauten Bunker. Da es im Sommer 1944 mehrerenorts verheerende Überschwemmungen gab, wurden etliche Gruppen bei der Uferräumung und -befestigung, der Bachregulierung und der Beseitigung von Geröll und Treibland eingesetzt. Von Zeit zu Zeit mußten sie auch Eisenbahnwaggons be- und entladen oder beim Straßenbau aushelfen. Von der Vielfalt der Einsätze zeugt, daß manche Trupps zum Beispiel auch beim Harzsammeln oder bei Jagden als Treiber bzw. mit dem Einfahren der Beute beschäftigt wurden.

Im Vergleich zu Wiener Betrieben war die Versorgung auf dem Lande besser. Das hing natürlich mit den örtlichen Gegebenheiten, den Arbeitsumständen und den dadurch gebote-

¹⁵⁾ „Judenpolizist“ DÖW E 21 204.

Anlage 4

Wien, den 29. Juni 1944

Tgb. Nr. 22/44/IV.

Anweisung für die Einweisung der Judenpolizisten "Jupo"

- 1) Jeder Judenpolizist ist verantwortlich:
 - a) daß kein Jude mit der anderen Bevölkerung irgend zusammenkommt;
 - b) daß ausser während der Arbeitszeit kein Jude, gleichgültig ob Mann, Frau oder Kind das Lager verläßt. Nach der Arbeitszeit darf selbstverständlich kein Jude das Lager verlassen. Nichteinsatzfähige dürfen das Lager niemals verlassen.
 - c) daß im Lager peinlichste Ordnung und Sauberkeit gehalten wird;
 - d) daß jeder einzelne Jude sich selbst peinlichst sauber hält
 - e) daß die Juden pünktlich geschlossen und vollzählig an der Arbeitsstätte eintreffen. Er hat dafür zu sorgen, daß sie nach Arbeitsschluß vollzählig und geschlossen wieder dem Lager zugeführt werden;
 - f) daß die Juden mit größtem Fleiß und Eifer die ihnen zugewiesenen Arbeiten verrichten;
 - g) daß jedes Vorkommnis dem verantwortlichen Lagerführer sofort mitgeteilt wird.
 - h) daß jeder Jude d.h. auch die Kinder den Judenstern stets sichtbar tragen;
 - i) daß Simulanten, da sie die Arbeitsleistung des gesamten Lagers herabsetzen, mit entsprechenden Mitteln behandelt werden.

2. Strafen:

- a) Sollten irgendwelche der vorangeführten Anordnungen von einzelnen Jupos, bzw. Juden nicht eingehalten werden, werden in erster Linie die Jupos sofort mit den schwersten Strafen belegt.

Als Strafen können verhängt werden:

 - 1) Verbringung in ein Konzentrationslager
 - 2) Todesstrafe.
- b) Versucht ein Jude, den Vorschriften zuwiderzuhandeln, oder sich widerrechtlich aus einem Lager zu entfernen, wird sofort mit Konzentrationslager und unter erschwerenden Umständen mit Todesstrafe bestraft.

Matriz.Nr. 12h/R/44

nen Möglichkeiten zusammen. Es kam öfters vor, daß der Arbeitgeber die Tages- oder Wochenrationen an Lebensmitteln den nicht zum Einsatz ausrückenden weiblichen Judenlager-Insassen übergab, die dann für die arbeitenden Häftlinge und ihre Familienangehörigen kochten. Diese Frauen betreuten auch die noch nicht arbeitsfähigen Kinder.

Aufgrund einer SEK-Anordnung verboten die lokalen Dienststellen den Häftlingen jede Art von Kontaktaufnahme und Kontaktpflege mit der Bevölkerung. Das galt für die Zeit am Arbeitsplatz, des Aus- und Einrückens und für das Lagerleben gleichermaßen. Nur war die Kontrolle der strengen Maßnahmen kaum durchzuführen. So entwickelte sich und blühte, die lockere Aufsicht ausnützend, fast überall ein aus Not geborener Tauschhandel. Die ungarischen Frauen nähten und strickten für die Ortsbewohner und erhielten als Gegenleistung insgeheim Lebensmittel und Milch für ihre Kinder. Männer, die im Reparieren von Haushaltsgeräten und technischen Apparaten oder im Gerben (sic!) kundig waren, konnten auf diese Weise zu zusätzlichen Essensportionen kommen. Auch wurde es im Dorf bald bekannt, wenn jemand von den Deportierten Erfahrung in Heilung und Krankenpflege hatte.

Die ländliche Bevölkerung verfolgte erst mit Staunen, später mit großem Mitleid die Ankunft und das unmenschliche, völlig ausgelieferte Leben der ungarischen Häftlinge. Nach der rasch durchgeführten „Entjudung“ nach dem „Anschluß“ 1938 erregte das Wiedererscheinen der Juden in Stadt und Dorf gleich großes Aufsehen. Andererseits konnten auch die Deportierten mit der Zeit gewisse Änderungen beobachten und stellten fest, daß die Zivilbevölkerung allmählich des Krieges, der Nazis und des Schreckens der immer häufigeren und heftigeren Bombenangriffe überdrüssig wurde. Und ihre Abneigung verstärkte sich noch, als die Front näherrückte und ihr Hab und Gut, ja selbst ihr nacktes Leben in unmittelbare Gefahr gerieten.

Auf den meisten Arbeitsstellen behandelte man die Häftlinge im allgemeinen menschlich, gelegentlich gaben viele auf irgendeine Weise ihrem Mitgefühl Ausdruck oder ließen zumindest erkennen, daß sie nichts gegen die jüdischen Zwangsarbeiter hatten. In anderen Betrieben und Gütern gab es wiederum einige fanatisierte Vorarbeiter, Arbeitsleiter, Partei- oder SA-Funktionäre, die den Deportierten den Alltag verbittern konnten. Das Verhalten dieser Leute schreckte dann auch die mitfühlenden Dorfbewohner und Angestellten ab.

3. Deportierte im Waldviertel

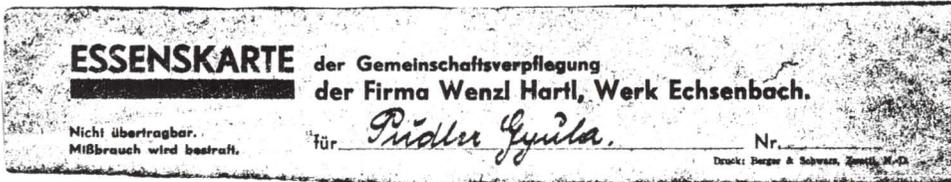
Die Verteilung der ungarischen Deportierten auf das Waldviertel wurde im Straßhofer Durchgangslager vorgenommen. Von jedem einzelnen gab es eine Datei mit Personalien und Fingerabdruck, jeder wurde mit einer fünfstelligen Häftlingsnummer einer sechsstelligen Reihe erfaßt. Diese Personalnummer, auf eine Karteikarte gedruckt, erhielt jeder Deportierte ausgehändigt. In manchen Fällen notierte man auch, ob der Betreffende in der Industrie oder in der Landwirtschaft zum Einsatz geeignet war. Nichtarbeitsfähige wurden am Arm mit einem „R“ gekennzeichnet.

Vor dem Verladen wurden die Karten abgestempelt und mit demselben Siegel auch das Handgelenk der Deportierten gekennzeichnet. Die Markierung „Gd“ zum Beispiel bedeutete die Stadt Gmünd als Bestimmungsort, wovon aber die Betroffenen nichts ahnten. Ausgehändigt wurde auch die numerierte Bestätigung der Röntgenaufnahme.

Über das Eintreffen der ungarischen Zwangsarbeiter im Waldviertel liegen wenige Angaben vor. Am 12. Juli überführte man 180 ungarische Juden, die aus Szeged verschleppt

worden waren, aus Straßhof mit Lastkraftwagen nach Znaim. Hier mußten sie bald darauf, in Gruppen geteilt, an der Regulierung der Thaya und beim Dreschen auf dem Bodingerhof arbeiten. Dann waren sie bei der Waldrodung eingesetzt bzw. mußten schwere Steinblöcke tragen. Die ungewöhnlich harte physische Arbeit und die dürftige Kleidung machten ihnen am meisten zu schaffen.¹⁶⁾

In Echsenbach traf am 13. Juni eine ungarische Gruppe ein. Die 77 Deportierten, die meisten an der Ruhr erkrankt, wurden aus Straßhof mit Lastwagen dorthin gebracht und die Arbeitsfähigen sogleich eingesetzt. Sie mußten im Holzverarbeitungsbetrieb der Firma Wenzl Hartl vorwiegend an der Barackenherstellung arbeiten bzw. Reinigungsarbeiten täti-



gen. Für Disziplin und „Arbeitsmoral“ sorgte ein gewisser Hopek in SA-Uniform. Die Firma Hartl beschäftigte Zwangsarbeiter aus verschiedenen Nationen. Am schlimmsten erging es den unter strengste Aufsicht gestellten sowjetischen Kriegsgefangenen. Die aus Belgien und Frankreich genossen wesentlich bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen, und die tschechischen (böhmisches und mährischen) Arbeitsdienstler durften sogar am Wochenende zu ihren Familien heimfahren. Den ungarischen Deportierten aus Hódmezővásárhely und Makó leisteten bei ihrer schwierigen Arbeit etliche Belgier und Franzosen, gegebenenfalls auch die zur Zwangsarbeit verpflichtete Zivilbevölkerung der umliegenden Dörfer, Beistand.¹⁷⁾

Am 16. Juli wurden in Straßhof 500 ungarische Deportierte mit dem Kennzeichen Gd in Eisenbahnwagen verladen. Für jeden der zehn Waggons wurde ein deutschsprechender ungarischer Wagnvorsteher bestimmt, und es wurde ihm angedroht, für Geflohene mit dem eigenen Leben bezahlen zu müssen. Obwohl die Einwaggonierung für die Morgenstunden angeordnet und zu dieser Zeit auch durchgeführt wurde, setzte sich der Zug, nach einem für die Häftlinge unbekanntem Bestimmungsort, erst am späten Nachmittag in Bewegung.

Der Transport kam in der Morgenfrühe in Gmünd an. Gleich nach der Ausladung begann man mit der Aufstellung von Arbeitstrupps, wobei die „Besteller“, Landwirte und Firmenvertreter, zumeist nach gesunden, bestarbeitsfähigen Männern fahndeten. Umsonst. Die überwiegende Mehrheit der Leute war schon über fünfzig. An diesen ersten Tag in Gmünd erinnerte sich der mit 69 Jahren aus Szeged verschleppte Journalist Jenő Ligeti folgendermaßen: Auf dem Sklavenmarkt „trat unser Leiter nach langer Musterung mit einem Mann zu mir, der mich aufforderte, eine Gruppe von etwa 25 Personen zusammenzustellen. Es war nicht leicht, den Auftrag auszuführen. Ich konnte doch die Familien nicht auseinanderreißen, mußte andererseits achtgeben, auch Arbeitsfähige in die Gruppe zu nehmen. Während ich um die Auswahl bemüht war, ging der Wirt beiseite und kehrte dann mit einem stattlichen Brot zurück, das ich unter meinen Leuten zu verteilen hatte. Er bestimmte mich

¹⁶⁾ Aussage von Frau Solti Dr. Zsuzsa Déri (Budapest) 26. 10. 1989.

¹⁷⁾ Aussagen von Dr. Erzsébet Pudler (Budapest), 4. 10. 1989, und von Ilona Kaufmann (Budapest), 23. 10. 1989.

umgehend zum Jupo, was die Abkürzung für Judenpolizei war, und erklärte mich für die Gruppe verantwortlich.“

Der Trupp wurde vom Baumeister und Sägewerksinhaber Ludwig Knapp noch am selben Tag mit einem Traktoranhänger in die benachbarte Stadt Weitra transportiert. Die ausgehungerten Ungarn erhielten zum Abendessen warme Suppe und hausgebackenes Brot, eine Geste, die für immer in ihrem Gedächtnis haftete. „Die Arbeit beginnt um sieben, gab

Pol 22.-1/2

Gmünd, am 25.8.1944

An den

Herrn Reichsstatthalter in N.D.
in

Wien I.

Betrifft: Arbeitseinsatz
von Juden.
Bezug: D.B. Zl. I a-1240 v-22-VII-1944

Ep. - 5. SEP. 1944

In Entsprechung des obangeführten Runderlasses berichte ich, daß die im hiesigen Verwaltungsbereich untergebrachten Juden, welche sich, abgesehen von den nur vereinzelt vorkommenden Berufen wie Uhrmacher, Buchdrucker, Glaserer, Fabriksleiter, Klavierlehrer, Rechtsanwälte, vorwiegend aus ehemaligen Kaufleuten rekrutieren, fleißig und arbeitswillig sind, so daß bisher nicht der geringste Anlaß zu irgend welchen polizeilichen Einschreitungen gegeben war.

Die in letzterer Zeit gemachten Erfahrungen haben wohl gelehrt, daß sich die im hiesigen Kreise in der Landwirtschaft tätigen Juden ziemlich unbeholfen erweisen, jedoch für die Straßenerhaltungsarbeiten sowie in den einzelnen Fabriksbetrieben ganz gut bewährt haben und sind durch diese Aktion sicherlich schon viele deutsche Kräfte eingespart worden, die wieder anderweitig nutzbringender eingesetzt werden können.

So arbeiten z.B. Juden bei der Fa. Stölzle, Aktiengesellschaft für Glasindustrie in Altnagelberg, Kreis Gmünd Niederdonau derart fleißig, daß die genannte Firma beabsichtigt, falls es im Bereich der Möglichkeit liegt und von maßgebender Stelle die hierfür notwendige Zustimmung erhält, noch eine weitere Anzahl von jüdischen Arbeitskräften in ihrem Betriebe einzustellen.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die Judenlager strengstens überwacht werden, die Disziplin vollstens aufrecht erhalten wird, die hygienischen Anordnungen striktest beachtet werden und somit die Zahl der erkrankten Juden durchschnittlich höchstens 4 % beträgt.

Die Sterblichkeitsziffer ist kaum nennenswert, da bisher nur ein Jude namens "Gottdiener Eduard" im 61. Lebensjahr am 11. August 1944 zu Heidenreichstein verstorben ist.



Der Amtsleiter:
I.V.:

[Handwritten signature]

Knapp bekannt, also eine Viertelstunde früher soll man losgehen. Wir haben in geschlossenen Reihen auf Nebenstraßen zu gehen. Es darf nicht laut gesprochen werden, und auf keinen Fall dürfen wir jemanden anreden oder gar mit jemandem ins Gespräch kommen, auch dann nicht, wenn wir angesprochen werden. Wir sollen fleißig sein, denn unsere Arbeit wird nicht nur von ihm, sondern auch von der Gendarmerie und der Gestapo kontrolliert.“¹⁸⁾

Von den nach Weitra gekommenen ungarischen Deportierten rückten täglich 14 Menschen — 6 Männer, 7 Frauen und 1 Kind — nach Schützenberg zum Einsatz aus. Sie ernteten und leisteten Erdarbeit auf den dortigen Äckern von Knapp, schleppten Holz, arbeiteten im Sägewerk (auch an den Maschinen), mußten Lastkraftwagen und Eisenbahnwaggons be- und entladen. Das tägliche Aus- und Einrücken hörte später auf, denn Knapp ließ in der Sägerei eine Baracke für die Ungarn errichten. Diese Gruppe konnte also in einem sauberen und warmen Quartier überwintern, überhaupt waren in Schützenberg die Leiden der Deportation leichter zu ertragen. Arnold Kármán, ein damals 64jähriger Kaufmann aus Szeged: „Die überwiegende Mehrheit der österreichischen Zivilbevölkerung zeigte viel Verständnis und benahm sich uns gegenüber sehr anständig. (. . .) Wir sahen, daß unsere Lage ihnen leid tat.“¹⁹⁾

Die Amtsberichte über den Arbeitseinsatz der Juden spiegelten die „offiziellen“ Erfahrungen der ersten Monate im Sommer 1944 wider. Aus dem Kreis Zwettl erging zum Beispiel am 14. August folgende Meldung an das Reichsstatthalteramt in Niederdonau (I. Bezirk Wien, Herrngasse 1): Es wurden am 13. Juli aus Saggraben, Gemeinde Bärnkopf, ungarische Judenfamilien — 17 Männer, 43 Frauen und 17 Minderjährige — der Echtsenbacher Firma Wenzl Hartl, Holzkonstruktion und Baugesellschaft, zugewiesen. Einige Tage zuvor hatte man diese Familien aus den Arbeitsstätten Saggraben abgezogen, um sie nach Echtsenbach überzuführen, wo ihre Aufgabe vor allem aus Forstarbeit bestand. Da sie aber dazu nicht taugten, wurden sie in der örtlichen Fabrik eingesetzt. „Dem Bericht der Deutschen Arbeitsfront vom 12. August 1944 zufolge haben sich diese Juden in der Wenzl-Fabrik von Echtsenbach recht gut bewährt. Sie arbeiten fleißig und sind sehr anständig. Die eingesetzten jüdischen Frauen gehen mit den Maschinen noch etwas unsicher um, was sich damit begründen läßt, daß sie solche Arbeit bisher noch nicht verrichteten. (. . .) Ihre Übernahme scheint begründet, da sie sich in der Fabrikarbeit gut bewährten.“ Im Bericht wurde auch erwähnt, „die Juden sollten zu den ebenfalls in Saggraben arbeitenden italienischen Kriegsgefangenen Kontakt gesucht haben“.

Der Försterei Neubistritz wurden 126 Häftlinge zugewiesen, 80 Prozent von ihnen kamen in arbeitsfähigem Zustand an. Mit Bezug auf ihr Lebensalter wurde dennoch eine geringe Arbeitsleistung beim Holzfällen, im Steinbruch und beim Straßenbau beanstandet, und der Staatswaldmeister erbat die höheren Stellen, die Juden noch vor dem Wintereinbruch durch andere Arbeitskräfte zu ersetzen. Aus Mistelbach an der Zaya hingegen wurde „gute Arbeitsleistung“ gemeldet, und aufgrund der Erfahrungen von acht Arbeitsstellen fand man lobende Worte über die Arbeitswilligkeit der Juden. Sie hätten die Strapazen lediglich bei den Erdarbeiten „wegen ihrer Körperbeschaffenheit schwer aushalten können“. Oft spielte dabei auch ihre mangelhafte, unzulängliche Kleidung eine Rolle, und es kam vor, daß manche in Seidenkleidern und Stöckelschuhen zum Einsatz mußten.

¹⁸⁾ OZSM DEGOB 3555. sz. jkv.

¹⁹⁾ Ebenda 3576. sz. jkv.

Die überlieferten Berichte lassen darauf schließen, daß man nur „von Amts wegen“, mit der üblichen rassistischen Terminologie reichlich geschmückt, Schlechtes über die Deportierten schrieb. Aus den recht mangelhaften Akten wird auch ersichtlich, daß die verschleppten und gebrandschatzten Menschen sich anzupassen versuchten. Es lag nicht an ihnen, daß sie in der Fremde, bei schwerster körperlicher Arbeit — meistens bar jeglicher Voraussetzungen — nicht die erwartete, von Facharbeitern gewohnte Leistung erbrachten.

Die im Kreis Znaim eingesetzten Ungarn waren zumeist Kleingewerbetreibende, Lehrer und Ärzte. „Sie sind arbeitswillig, jedoch diese Arbeit nicht gewohnt.“ Die nicht einsetzungsfähigen Angehörigen — Kinder, Alte und Kranke — „bedeuten den Arbeitgebern eine große Belastung“. Ansonsten gab es keine Probleme mit ihnen, auch sie hielten sich an die Vorschriften.

Aus Waidhofen an der Thaya berichtete der Kreisleiter am 12. Oktober über 467 deportierte Ungarn. Die 148 Männer, 247 Frauen und 72 Kinder arbeiteten auf neun Forstwirtschaften und vier Industriebetriebe (56 Männer, 107 Frauen und 22 Kinder) verteilt. Die

Der Landrat

des Kreises Nikolsburg.

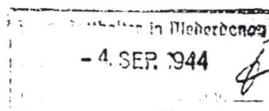
Rs.: Pol 301.

Bei Antwortschreiben bitte obige Nummer angeben.

Dem Herrn
Reichsstatthalter in Niederdonau
in Wien, I.

Betrifft: Arbeitseinsatz von Juden.
Bezug: Erl. Ia-1-240.

Nikolsburg, den 30. VIII. 1944.
Niederdonau
Seeruf Nr. 10 und 110.



Die Berichte über den Judeinsatz sind nicht einheitlich. Die Leistungen der jüngeren Jahrgänge sind zufriedenstellend, während die älteren Jahrgänge, die insbesondere bei den Thaya- und Schwarzaregulierungsarbeiten verwendet werden, an Leistung zu wünschen übrig lassen. Die Juden tragen ein recht anmassendes Benehmen zur Schau.

Teilweise wirkt sich der Einsatz der Juden stimmungsmäßig und in politischer Hinsicht recht nachteilig aus. Die alten gebrechlichen Juden oder Jüdinnen lösen falsche Barmherzigkeit bei der Bevölkerung aus und insbesondere sind es die Tschechen, die Verbindung zu den Juden anknüpfen und diese falsche Barmherzigkeit weitestgehend propagieren.

Ich würde aus den letztangeführten Gründen die Juden am liebsten aus dem Kreisgebiet entfernt sehen, doch der Hinweis der Arbeitsamtsnebenstellen Nikolsburg und Lundenburg, dass es in der kommenden Rübenkampagne an Arbeitskräften fehlen würde und im Notfall die Juden dort eingesetzt werden können, veranlasst mich, trotzdem den Arbeitseinsatz der Juden im Kreisgebiet beizubehalten. Sollte der Einsatz in der Zuckerrübenkampagne sich nicht als notwendig erweisen, dann ist mein Bestreben, die Juden aus den gemischtsprachigen Orten wieder abzuziehen.

Der Leiter des Landratsamtes:

Dr. Kranewitter
(Dr. Kranewitter.)
Regierungsrat.

Meldung bezeichnete ihre Leistung als zufriedenstellend und bemerkte, daß „die strenge polizeiliche Kontrolle der Juden wohl selbstverständlich ist“.

Im Kreis Nikolsburg wurde der „Judeinsatz“ unterschiedlich bewertet. Einer Meldung zufolge leisteten die jüngeren Zwangsarbeiter gute Arbeit, während sich die älteren — vor allem bei der Regulierung der Thaya und Schwarza — als eher schwach erwiesen. Regierungsrat Dr. Krannewitter, der den Bericht signierte, beanstandete „die hochmütige Haltung der Juden“, die er am liebsten aus der Grenzzone entfernen ließe, da ihre Anwesenheit aus politischen Gründen „höchst schädlich“ sei.

Die betagten, gebrechlichen Frauen und Männer bewirkten „falsche Barmherzigkeit“ bei der Bevölkerung, und vor allem die tschechischen Einwohner knüpften Kontakte mit Juden. So sah sich der Regierungsrat gezwungen, sich dafür einzusetzen, die Juden nach der Zuckerrübenkampagne „aus den gemischtsprachigen Ortschaften“ möglichst schnell abzuziehen.²⁰⁾

Auch aus Berichten anderer Kreisleiter leuchtet die bemitleidenswerte Situation der Deportierten hervor, und man kann ihnen entnehmen, wie sich diese unmittelbar wahrgenommenen Leiden der Juden auf die Zivilbevölkerung auswirkten. Die Dorfbewohner verfolgten das Schicksal der Geschändeten überall mit Mitgefühl, gegebenenfalls versuchten sie auch zu helfen, obwohl das strengstens verboten war. Die von den Dienststellen diesbezüglich immer wieder zum Ausdruck gebrachten Bedenken sind ein sprechender Beweis dafür, daß die völlig abgesonderten, von der SS streng bewachten Konzentrationslager den

Der Landrat des Kreises Melk

Zahl. Pol 22-2-4 am 17. August 1944.

Betrifft: Arbeitseinsatz von Juden.

Bezug: Ia-1-240 v. 22. 7. 1944.

An den

Reichsstatthalter in Niederösterreich
Ex. 19. AUG. 1944
Nr. 191

Herrn Reichsstatthalter in Nd.
in Wien.

Die Erfahrungen, die bisher über den Einsatz von Juden als Arbeitskräfte gemacht wurden, sind teilweise sehr zufriedenstellend, nur ein Betrieb hat Klage geführt. Dies dürfte in der Hauptsache auf den Betriebsführer zurückzuführen sein, der von den Juden eine 100%ige Arbeitsleistung erwartet, die naturgemäss, schon im Hinblick auf das Alter, nicht zu erwarten ist.

In Vertretung:
Dr. Neunteufel e. h.
Oberregierungsrat

F. d. R.: *S. Hunzler*

²⁰⁾ NÖLA Zr I. a-1-240. (Alle Repros: Szaboles Szita, Budapest)

Nazi-Zwecken wesentlich „dienlicher“ waren. Man brauchte sich doch im allgemeinen nicht auch noch um die Reaktion der Zivilbevölkerung zu kümmern.

Die 1944 verschleppten ungarischen Juden galten als „Feinde des Deutschen Reiches“. Eine menschliche Geste, ein ehrliches Verhalten einem Juden gegenüber konnte gefährlich werden. Das wußte jeder, und jeder hatte Angst, denn der kleinste Vorwand reichte zur Inhaftierung oder zur Verschleppung in ein Konzentrationslager. „Es gab abschreckende Beispiele. Wer einmal von Gestapo-Leuten abgeführt wurde, der wurde nie wieder gesehen. Und es wurden viele mitgenommen. Eine unvorsichtige Bemerkung, eine Anspielung an den zweifelhaften Endsieg genügte, um an die Wand gestellt zu werden. Gestapo-Männer oder SS-Soldaten konnten jeden erschießen, ohne dafür Rechenschaft ablegen zu müssen. Wenn zwei sich auf der Straße unterhielten, drehten sie den Kopf stets nach rechts und links, um sich zu vergewissern, daß keiner ihr Gespräch aus nächster Nähe belauscht“, schrieb über den Schützenberger „Alltag“ ein ehemaliger Häftling.²¹⁾

Die Gestapo streckte ihre Arme auf ganz Niederdonau aus. Ihr Sitz befand sich im ersten Wiener Stadtbezirk, Morzinplatz 4, Außenstellen gab es in Wiener Neustadt, St. Pölten, Znaim, Lundenburg und Eisenstadt. Doch nicht einmal der blankeste Gestapo-Terror konnte das Weitersickern der Kriegsnachrichten verhindern. Die im Waldviertel eingesetzten Häftlinge erhielten die meisten Informationen von organisierten Arbeitern und LKW-Fahrern. Diese im Flüsterton weitergegebenen Nachrichten gaben vielen Deportierten trotz der stets schwieriger werdenden Umstände Halt und Ausdauer, auch wenn „nicht alles der Wahrheit entsprach. Wir kümmerten uns überhaupt nicht um Wahrheit oder Nichtwahrheit der Informationen, es sollte nur eine gute Nachricht sein, die das baldige Kriegsende prophezeit.“²²⁾

Die ohnehin unsichere Lage der ungarischen Deportierten hatte sich nach Beendigung der saisonalen Landarbeiten nur noch verschlechtert. Vielerorts begannen die Verlegungen, deren Ablauf — mangels Unterlagen — dennoch unbekannt ist, ja, in einigen Fällen läßt sich das Schicksal der Arbeitstrupps nicht weiter verfolgen. Die erste Deportiertenüberstellung im Waldviertel wurde aus Saggraben gemeldet, später auch aus Kattau, Gatterschlag, Litschau und Wölking. Die Häftlingsschübe waren nicht nur in den knapper werdenden Feldarbeiten begründet, sondern hingen auch mit dem stets steigenden Arbeitskräftebedarf der Industrie bzw. dem „Wirtschaften“ der Wiener SS-Arbeitszentrale zusammen. Wo es nämlich dem SS-Lagerbevollmächtigten zufolge schon zu viel Arbeitsunfähige gab — etwa die Hälfte der Familienangehörigen altersbedingt, aus Schwäche oder anderen Gründen nicht mehr einzusetzen war —, wurde das Lager einfach liquidiert.

Mehrere im Sommer 1945 nach Ungarn zurückgekehrte Deportierte erwähnten in ihren Aussagen die Versetzung von ganzen Arbeitstrupps nach Wien-Floridsdorf und von dort erneut nach Straßhof/Nordbahn. Die nächste Station ihres Leidensweges war Bergen-Belsen, wo sie am 7. und 8. Dezember neben holländischen Juden untergebracht wurden. Diese ungarischen Deportierten mußten zwar im Häftlingslager keinerlei Arbeit tun, hatten aber in den Monaten ihrer Haft ein schweres Schicksal mit ständigem Hungern, Aussichtslosigkeit und Existenzunsicherheit zu ertragen.²³⁾

Nach der Herbstselektion wurden ungarische Häftlinge auch aus der Umgebung von Linz abgezogen. Die Gruppe, der auch György Vadász angehörte, wurde aus St. Valentin

²¹⁾ OZSM DEGOB 3555. sz. jkv.

²²⁾ Ebenda.

²³⁾ Szita, Utak. S. 95.

nicht zurück nach Straßhof, sondern in die nordöstliche Region, nach Schattau (heute: Šatov), versetzt und hatte in der Ziegelei Zwangsarbeit zu leisten. Im „Kriegsbetrieb“ Rau Tonwarenfabrik wurden aus Ersatzmaterialien auch dürrtige Bauelemente hergestellt. Zu den bereits hier tätigen sechzig ungarischen Juden aus Szeged kamen noch einmal so viele, die aus Kiskunhalas verschleppt worden waren. Als Quartier diente der verwehrte Dachboden im alten Fabriksgebäude. In Schattau wurden die Juden nicht beschimpft und nicht schlecht behandelt.²⁴⁾

Im November wurden die ungarischen Deportierten auf durch das Waldviertel ziehende Wagenkarawanen aufmerksam. Die Trecks erweckten umso mehr ihr Interesse, weil viele von diesen erschöpften Umsiedlern gut ungarisch sprachen. Diese Siebenbürger Sachsen waren bereits gut zwei Monate, seit dem Rückzug der Wehrmacht aus Rumänien, unterwegs. Einerseits flüchteten sie vor der Roten Armee, andererseits wurden sie von den deutschen Behörden gezwungen, ihr Zuhause im Süden Siebenbürgens zu verlassen und ins Deutsche Reich zu übersiedeln. „Sie waren sehr schlecht versorgt, fanden nur in verschiedenen Ställen Nachtquartier. Als ihr Lebensmittelvorrat aufgezehrt war, hungerten sie wie wir. Die Pferde wurden ihnen von den deutschen Soldaten abgenommen, sie selbst zum täglichen Schanzens befohlen. Unter sich haben sie schon Hitler und die Deutschen beschimpft, weil diese sie mißachteten und keines Wortes würdigten.“²⁵⁾

Im Winter 1944 litten die Deportierten, abgesehen von der täglichen Zwangsarbeit, unter der allgemeinen Zerlumptheit, dem Eingesperrtsein, der Unsicherheit, der Sehnsucht nach ihren fernen Familienangehörigen und der beständig steigenden Hungersnot. Die vom Versorgungsamt zugeteilten Tagesrationen konnten allenfalls den beißendsten Hunger stillen. Besonders an Brot mangelte es. Die vorgeschriebene Tagesration von 250 Gramm wurde immer unsicherer und schwankte je nach örtlichem Vorrat. Im Februar 1945 wurden auch die Kartoffelvorräte knapp, so avancierten diese beiden Grundnahrungsmittel unter den Häftlingen zu einer Art „Devisenwährung“.

Kollegiale Sympathien, engere Bekanntschaften am Arbeitsplatz bewogen etliche Menschen, den ausgemergelten Häftlingen — insbesondere denen mit Kleinkindern — Lebensmittel, Obst aus dem eigenen Garten zukommen zu lassen. Viele halfen, ungeachtet der immer schwierigeren Lebensbedingungen, die nun nicht einmal mehr die Zivilbevölkerung verschonten. Trotz aller Verbote entwickelte sich fast überall zwischen Dorfbewohnern und Deportierten eine Art Tauschhandel. Die mutigeren weiblichen Häftlinge arbeiteten in ihrer geringen Freizeit heimlich auch für die Dorfleute. Sie nähten Kleider, strickten und häkelten, eventuell besserten sie verschiedene Kleidungsstücke aus, fertigten Hüte. Der Uhrmachermeister reparierte Taschen- und Wanduhren der ganzen Umgebung. Diese Arbeiten honorierte man überall mit Lebensmitteln, meistens mit Brot, Kartoffeln und Milch für die Kinder. Unterstützung erhielten ungarische Mütter mit Kindern vielerorts auch von den französischen Kriegsgefangenen, die den Notleidenden nicht nur von ihrem Lebensmittelpaket des Roten Kreuzes etwas zukommen ließen, sondern für die Kleinen oft auch Spielzeug oder gar Schuhwerk bastelten.

Menschlichkeit und Mitgefühl der Dorfbewohner kamen in der Weihnachtszeit am meisten zum Tragen. In Schützenberg zum Beispiel „erschieden drei einfache Arbeiterfrauen

²⁴⁾ Ebenda S. 96. — Szabolcs Szita, Ungarische Zwangsarbeiter in Niederösterreich (Niederdonau) 1944/1945. In: Unsere Heimat. Zeitschrift des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich 63 (1992) S. 42.

²⁵⁾ OZSM DEGOB 3555. sz. jkv.

in unserer Baracke, die auf riesigen Kuchentellern eigens für uns gebackenes Süßgebäck und für die Kinder je ein Paar Schuhe brachten. Diese einfachen armen Frauen, deren Männer an der Front kämpften oder überhaupt nicht mehr am Leben waren, meinten, sie könnten den Geburtstag des Erlösers am schönsten feiern, wenn sie ihren schicksalgeschlagenen Mitmenschen einige heitere Stunden bescheren.“²⁶⁾

Auch Friedrich B. Polleroß schildert in seinem Buch über die Kriegsjahre im Waldviertel mehrere humanitäre Fälle. Aus dem Steinbruch von Schrems, wo auch Juden eingesetzt waren, wird zum Beispiel folgendes gemeldet: „Ein Schüler, der ihnen einmal Lebensmittel zuwarf, wurde daraufhin von seiner Englischlehrerin gezüchtigt.“ Aufgezeichnet wurden auch Fälle, in denen österreichische Antifaschisten den Häftlingen verschiedene Arzneimittel zukommen ließen.²⁷⁾

Nach den Überstellungen im Herbst verlief das Häftlingsleben ziemlich eintönig, ohne große Änderungen. Die meisten Deportierten aus Ungarn wurden im Lager beschäftigt, doch es gab auch Beispiele für Außenkommandos. So wurde eine ungarische Arbeitstruppe in den ersten Januartagen 1945 aus Echsenbach nach Waidhofen an der Thaya abtransportiert, wo sie schwere Forstarbeit zu leisten hatte. Zehn von ihnen wurden später für den Fabrikeinsatz in Groß-Siegharts abgeworben, die anderen hingegen zum Roden und Sägen nach Zlabings (Slavonien) versetzt. Hier leisteten manche Dorfbewohner humanitären Beistand und schmuggelten den Häftlingen Kartoffeln oder sonstiges Eßbares zu. (Ende April wurden beide Gruppenteile in Eisenbahnwaggons verladen. Sie erlebten die Befreiung am 9. Mai 1945 gegen Abend in den Kasematten der Dresden-Kaserne von Theresienstadt.) Im Januar 1945 trat im Leben des Schützenberger Arbeitstrupps eine günstige Wende ein: Der aus Hódmezövásárhely verschleppte Arzt Dr. László Róth, ein „Neuzugang“ im Schützenberger Judenlager, konnte den ausgemergelten älteren Deportierten ein, zwei Tage Arbeitspause verordnen. Er übermittelte den Lagerinsassen auch wichtige Informationen, die er bei Ludwig Knapp, mit dem er abends zusammensaß, aus dem Londoner Radio erfahren hatte.²⁸⁾

Die Zwangsarbeit in den Gauen Niederdonau und Groß-Wien erwies sich für das Wiener Judenkommando als durchaus einträglich. Am 10. Januar 1945 gab Obersturmbannführer Krumej bekannt, daß von den für die „eingesetzten“ ungarischen Juden geleisteten Einzahlungen rund 115 000 Reichsmark „erspart“ werden konnten. (Diese bei der Länderbank auf dem „U“-Konto geführte Summe belief sich zusammen mit dem „Vorschuß“ — 65 000 Reichsmark —, der von dem Budapester Rettungskomitee der Juden erzwungen worden war, auf stolze 180 000 Mark.) Und es kam zu dieser beträchtlichen Ersparnis, so Krumej, obwohl es „einige Unternehmungen gab, wo die Versorgungskosten durch die Einzahlungen nicht gedeckt werden konnten“.²⁹⁾ Bisher liegen bedauerlicherweise keine Unterlagen über Einzahlungen und die genaue Anzahl der im Waldviertel eingesetzten ungarischen Deportierten vor.

Unsere Forschungsergebnisse hinsichtlich Einsatzort, Einsatzzeit und Art der Zwangsarbeit können in der nachstehenden Tabelle zusammengefaßt werden³⁰⁾:

²⁶⁾ Ebenda.

²⁷⁾ Friedrich B. Polleroß, 100 Jahre Antisemitismus im Waldviertel (Krems an der Donau 1983) S. 91-92.

²⁸⁾ Aussage von Klara Egri (eigtl. Klara Kaufmann) 1. II. 1992 in Haifa.

²⁹⁾ Szita, Utak. S. 97.

³⁰⁾ Ebenda, S. 99-117.

Einsatzort	1 Arbeitgeber 2 Art der Arbeit	Arbeitende Männer (M) Frauen (F) Kinder (K)	1 Erste offizielle Erwähnung 2 Letzte offizielle Erwähnung
Altnagelberg	1 Rud. Stölzle AG für Glasindustrie 2 Glasarbeit	M, F	1 September 1944 2 April 1945
Amaliendorf	1 Firma Kollenz, Strickwarenfabrik	F	1 August 1944 2 April 1945
Brand	2 Kanalisationsarbeit	M, F, K	1 20. 7. 1944 2 31. 10. 1944
Echsenbach	1 Firma Wenzl Hartl Holzkonstruktions- und Baugesellschaft 2 Holzverarbeitung	M, F, K	1 13. 7. 1944 2 2. 1. 1945
Emmersdorf/D.	2 Straßenbau	M, F,	unbekannt
Gatterschlag	2 Waldarbeit Gesteinsabbau	M, F	1 September 1944 2 Oktober 1944
Gmünd	1 Landwirtschaftliche Kartoffel- verwaltungs AG (zum Teil, sonst unbekannt) 2 Fabrikarbeit, Gesteinsabbau Waldarbeit	M, F	1 Juli 1944 2 Am 16. 2. 1945 nach Theresienstadt überstellt
Groß-Siegharts	1 Josef Adensamer und Cie. Firma Siemens	M, F, K	1 Juli 1944 2 April 1945
Illmau (Kautzen)	2 Landarbeit auf einem Gut	M, F	1. Juni 1944 2 Mai 1945
Kattau	1 Wehrmachts-Fachschule 2 Landarbeit	M, F	1 Juni 1944 2 17. 9. 1944
Langenlois	1 Firma August Karl Ziegelei	M, F	1 Juli 1944 2 5. 5. 1945
Litschau	2 Arbeit in der Strickwarenfabrik	M	1 Juni 1944 2 September 1944
Neu-Bistritz (Nová Bystrice)	1 Forstamt Neubistritz 2 Holzerkleinerung für Holzgas Steinbruch, Straßenbau Der Arbeitstrupp bestand aus 126 Personen — aus 42 Männern über 45 Jahren, aus 73 Frauen und elf Kindern unter 12 Jahren —, die in drei Lagern untergebracht waren.	M, F	1 1. 8. 1944 2 unbekannt

Einsatzort	1 Arbeitgeber 2 Art der Arbeit	Arbeitende Männer (M) Frauen (F) Kinder (K)	1 Erste offizielle Erwähnung 2 Letzte offizielle Erwähnung
Saggraben (Bärnkopf)	1 Habsburg-Lothringen'sches Forstamt Gutenbrunn, Forstrevier Dorfstadt	M, F	1 Juli 1944 2 August 1944
St. Leonhard	1 Pichl, Landwirt 2 unbekannt Der Arbeitstrupp bestand aus 22 Häftlingen.	unbekannt	1 28. 8. 1944 2 unbekannt
St. Martin (Röndlwies)	1 Fürstenberg'sche Forst- und Güterdirektion Weitra 2 Waldarbeit und Stammholzstapeln	M, F, K	1 7. 7. 1944 2 unbekannt
Schrems	1 Bau- und Terrain A 2 Gesteinsabbau	M, F, K	1 Juni 1944 2 17. 4. 1945
Schützenberg	1 Ing. Ludwig Knapp Baumeister und Sägewerk- unternehmer	M, F, K	1 Juli 1944 2 17. 4. 1945
Waidhofen/Thaya	2 Waldarbeit	F	1 Juni 1944 2 April 1945
Weitra	1 Firma Ing. Ludwig Knapp	M, F, K	1 Juni 1944 2 April 1945
Wölking (Bolíkov)	1 Sepp Schultz, Teppich- und Möbelstoffwerke AG	F	1 1. 7. 1944 2 1. 11. 1944
Zlabings (Slavonice)	1 Siemens-Schuckertwerke AG 2 Erzeugung von Flugzeug- kollektoren — 15 Häftlinge	M, F	1 13. 7. 1944 2 17. 4. 1945 (Abtransport nach Theresienstadt)
Znaim (Znojmo)	1 Südmährische Gemüseverwer- tungsgenossenschaft GmbH. 2 Arbeit in der Konservenfabrik (Herstellung von Trockengemüse)	F	1 Juli 1944 2 unbekannt
Znaim Pöltenberg (Znojmo Hradišče)	2 Landarbeit	M	1 Juni 1944 2 16. 4. 1945

4. Das Gmünder Inferno

Ab Juli 1944 befanden sich etwa 200 „Straßhofer“ Häftlinge — unter ihnen Leute, die aus den südungarischen Ortschaften Kiskunfélegyháza, Makó und Tótkomlós verschleppt worden waren — in Gmünd. Sie leisteten in den Steinbrüchen, Förstereien und einigen Betrieben der Stadt schwerste Arbeit, ihre Versorgung und Unterbringung waren dennoch mehr als kärglich. Für eine kleine ungarische Gruppe, die bei einer städtischen Einrichtung

eingesetzt war, wurde das Leben durch Stadtsekretär Wagner und Quartiermeister Schierz spürbar erleichtert.

Der Arzt der Gmünder Deportierten, Dr. Lipót Fisch aus Kiskunfélegyháza, versuchte trotz schwieriger Umstände alles, um seinen Schicksalsgefährten helfen zu können. In seiner aufopferungsvollen medizinischen Tätigkeit standen ihm zwei tolerante Kollegen aus Gmünd mit Rat und Tat zu Hilfe: Wie aus einem von Dr. Fisch am 22. Mai 1945 unterzeichneten Dokument hervorgeht, erhielt er durch Dr. Artur Lanc, Arzt im örtlichen Spital, und den Veterinärarzt Dr. Krisch Unterstützung, u. a. regelmäßig Arzneien, die im allgemeinen Deportierten nicht zustanden.³¹⁾

Am 22. Dezember trafen weitere 1700 Deportierte, vorwiegend ungarische Juden, in der Stadt ein. Die meisten wurden aus Ungarn, vom Festungsbau im Kreis Kőszeg (Güns), nach Gmünd überführt, im „Transport“ gab es aber auch etliche Leute aus dem Straßhofer Durchgangslager.

Die Deportierten befanden sich in einem elenden Zustand. Es gab so gut wie keinen, der nicht an schweren Verletzungen und Krankheiten, Folgen der Zwangsarbeit, gelitten hätte. Aus den Eisenbahnzügen wurden 17 Tote ausgeladen. 200 bis 300 Menschenwracks konnten sich infolge von Erfrierungen kaum fortbewegen.³²⁾ Vor allem ihre Füße waren verfärbt, sie konnten wegen der riesigen vereiterten Frostbeulen keine Schuhe tragen. Die Unglücklichen wickelten ihre erfrorenen Glieder in jämmerliche Lumpen. „Viele empfanden Erschütterung, als sie uns verlauste dreieckige Jammergestalten erblickten, als sie das wehklagende Geschrei sterbender Wahnsinniger hörten“, erinnert sich eine ehemalige Deportierte, Frau Gy. Schlesinger, an die Gmünder Zeit.³³⁾

Der Transport wurde auf dem Gebiet der heutigen Gmünd-Neustadt in einem Getreidespeicher untergebracht. Das etwa 80 m lange, 20 m breite und 5 m hohe Holzgebäude hatte zwei große Tore, die Tag und Nacht offen standen, um — mangels Kamin — den durch die beiden Koksöfen erzeugten Rauch abziehen zu lassen. Viele Häftlinge sehnten sich nach wenigstens minimaler Körperpflege, wollten ihre Lumpen waschen und sich so einigermaßen von den Läusen befreien, doch das war an dem einzigen Brunnen des Speicherlagers nicht möglich. Was die Ernährung anbelangt, weiß man nur, daß die Verschleppten während des Transports überhaupt nichts, nach ihrer Ankunft in Gmünd Kaffee und ein kleines Stück Brot erhielten. Über die weitere „Versorgung“ beziehungsweise über eventuelle Häftlingsarbeiten liegen keine Angaben vor.

Die Unglücklichen lagerten auf dem nackten Betonboden. Kranke wälzten sich im eigenen blutigen Kot. Da wegen Erfrierungen immer weniger Menschen das Gebäude verlassen konnten, nahmen die Exkremamente mittlerweile erschreckende Ausmaße an. Es gab immer mehr Leidtragende, die infolge der Torturen der langen Eisenbahnfahrt und der neuerlichen Qualen im Lager der Apathie und der Agonie anheimfielen. Der zuständige leitende Arzt, Dr. Hans Lucas, verweigerte indes jede offizielle Hilfe mit der „Begründung“, „das sind Tiere, faule Schweine“, die keine Hilfe verdienten.

Über das SS-Lagerkommando und die amtliche Einstufung des Speicherlagers liegen bisher keine offiziellen Angaben vor. Aufgrund fragmentarischer Kenntnisse läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit feststellen, daß — dem Nazi-Instrumentarium entsprechend — auch hier Jupos eingesetzt waren. Das Wachpersonal bestand aus Volkssturmluten und

³¹⁾ DÖW E 20 164.

³²⁾ Ebenda und OZSM DEGOB 3152. sz. jkv.

³³⁾ OZSM DEGOB 3280. sz. jkv.

fanatisierten Jugendlichen, „Zöglingen“ der Hitlerjugend. Diese Leute schlugen, ohne zu zögern, zu. Sie griffen auch sofort zur Waffe, wenn der „Gerufene“ — besser gesagt der angeschriene Häftling — nicht imstande war, sich vom faulenden Stroh zu erheben. Oder sie banden jene „Untermenschen“, die das Lager heimlich verlassen hatten und in der Umgebung beim Betteln um ein Stück Brot erwischt worden waren, für eine lange, kalte Winternacht im Hof an.

Die Sanitätshäftlinge — an der Spitze Pharmaforscher Dr. Miklós Darvas — versuchten auch unter diesen hoffnungslosen Umständen zu heilen oder zumindest die Schmerzen zu lindern. Ihr erbitterter Kampf gegen die Läuse mußte am Fehlen aller hygienischen Einrichtungen scheitern. Im eiskalten Speicherlager schmiegt sich die Häftlinge dicht aneinander, auch deshalb vermehrte sich das Ungeziefer in erschreckendem Ausmaß.

Die Kotlache verursachte schlimme Seuchen, im Lager verbreitete sich ein unerträglicher Gestank. (Unter den Lagerinsassen sollen auch Mütter mit Kleinkindern gewesen sein!) Die Sterblichkeit stieg von Tag zu Tag und erreichte am 9. Februar 1945 ihren Höhepunkt. An diesem einzigen Tag kamen 39 Deportierte ums Leben. Viele waren der Überzeugung, daß sie das Lager nicht mehr lebend verlassen würden. Es wurden ja nicht einmal die Totkranken abgesondert.

In dem Inferno halfen Dr. Artur Lanc und seine Gattin, Maria Lanc, sowie Dr. Krisch nach Kräften. Ungeachtet der Verbote und Gefahren setzte sich Dr. Lanc mehrfach energisch für die Deportierten ein und erreichte schließlich, daß frisches Stroh ins Lager geliefert wurde. Auch wenn es nicht für jeden ausreichte, konnte die fürchterliche Lage etwas gemildert werden. Lanc beschaffte sich auch zusätzlich Lebensmittel, wies mehrere ins Spital ein und versprach Medikamente für Dr. Darvas.

Die Beschaffung von Arzneimitteln erwies sich als die schwierigste Aufgabe. Zunächst gelang es Lanc, mit Hilfe eines Nazis, des Amtsvorstehers Binder — der vor dem Einmarsch der Roten Armee Selbstmord beging —, den Deportierten als begehrte schmerzstillende Mittel 3000 Aspirintabletten zukommen zu lassen. Später übergab er nach und nach seinen eigenen Arzneivorrat. Er fertigte selbst heimlich verschiedene Medikamente an und mixte literweise Desinfektionsflüssigkeit. Auch startete er in seinem Bekannten- und Freundeskreis Sammelaktionen.

Lanc bat selbst seine höheren Arztkollegen um Unterstützung. Die Lagerseuchen, argumentierte der engagierte Arzt, würden auch die Zivilbevölkerung gefährden. Doch seine kühnen Versuche endeten mit einem Fiasko. Keiner half. Den Aufzeichnungen Dr. Lancs ist zu entnehmen, daß Oberarzt Dr. Hans Lucas unter dem Einfluß der nationalsozialistischen Propaganda stand. Mehrfach gab er seiner Überzeugung Ausdruck: „... diese Tiere haben es nicht besser verdient. Sie kommen aus einem Budapester Judenviertel, wo neulich aus den Fenstern heißes Öl auf unsere dort kämpfenden Einheiten gegossen wurde.“³⁴⁾ (Die Budapester Juden wurden in Ghettos gesperrt, der erwähnte Vorfall hat sich nicht ereignet. Anm. von Sz. Sz.)

Aus dem Tagebuch von Dr. Lanc fehlen die Eintragungen vom 23. bis 31. Dezember 1944. In der Zeit vom 1. Januar bis 16. Februar 1945, also bis zum Abtransport der Lagerinsassen nach Theresienstadt, notierte er 447 Todesfälle. Bis auf einen Häftling, der erschossen wurde, starben alle anderen infolge von Krankheiten oder durch Erfrieren. (Die Diagnosen stellte Dr. Miklós Darvas.)

³⁴⁾ DÖW E 20 164.

Die 447 Todesfälle nach Alter aufgeschlüsselt: 7 Personen starben im Alter von 15-18 Jahren, 13 im Alter von 20-29 Jahren, 29 im Alter von 30-39 Jahren, 107 im Alter von 40-49 Jahren, 179 im Alter von 50-59 Jahren, und 112 Opfer waren älter als 60 Jahre. An Krankheit starben 364 Männer und 82 Frauen, die unmittelbare Todesursache war in 218 Fällen marasmus, defatigatio (Muskelschwund, allgemeine Entkräftung), in 148 Fällen colitis, enterocolitis (Dickdarmentzündung) und in 42 Fällen myodegeneratio cordis (Herzmuskelentartung, Herzmuskelentzündung).

Nur zweimal wurde Erfrieren als Todesursache angegeben, aber Dr. Lanc zufolge trat der Tod in nicht weniger als 200 bis 300 Fällen durch Erfrieren ein. Nach seinem Bericht befanden sich unter den Todesopfern ein bekannter ungarischer Schauspieler sowie Ärzte, Ingenieure, Wirtschaftsfachleute und andere Akademiker.³⁵⁾

Die beiden ihrem hippokratischen Eid treuen Gmünder Ärzte unternahmen sogar Schritte zur Menschenrettung. Als der Plan von Dr. Darvas, mit einem jüdischen Fußtreck in seiner Eigenschaft als Arzt weiterzuziehen, scheiterte, wollte Lanc ihn verstecken. Darvas, der sich vor der Entdeckung fürchtete, nahm das Angebot nicht an und starb später in Bergen-Belsen.

Nach einem Plan von Krisch und Lanc sollten einige ungarische Deportierte unweit von Gmünd in den Wäldern zwischen Hohenberg und Unterlembach untertauchen. Dr. Krisch baute im Dickicht ein Zelt und besorgte Lebensmittel. Die Durchführung des Vorhabens wurde aber durch die strenge Kälte und den ungewöhnlich starken Schneefall im Winter 1944 vereitelt.³⁶⁾ Diejenigen, die das Gmünder Inferno überlebten, wurden am 16. Februar mit der Eisenbahn nach Bergen-Belsen transportiert. Die im Sommer 1944 nach Gmünd überstellten „Straßhofer“ verblieben weitere zwei Monate.

Im Gmünder Speicherlager schieden in der Zeit vom 22. Dezember 1944 bis 16. Februar 1945 insgesamt 485 deportierte Menschen aus dem Leben. In memoriam der Opfer wurde am 24. Mai 1970 ein Obelisk enthüllt, bei der Gedenkfeier war auch das Budapester Komitee der Verfolgten des Naziregimes vertreten. Die meisten Opfergräber liegen heute auf der tschechischen Seite der Staatsgrenze, Gmünd gegenüber in České Velenice. Hofrat Dr. med. Artur Lanc und seine Gattin Maria Lanc wurden Ende 1986 in Wien mit einer Urkunde und einer Gedenkplakette des Yad Vashem-Instituts Jerusalem und mit dem Ehrentitel „Gerecht“ ausgezeichnet.³⁷⁾

5. Die letzten Wochen der Deportationzeit

Im März verdichteten sich die Anzeichen des nahen Kriegsendes. Die alliierten Luftverbände konnten beinahe ungestört ihre tödliche Last abwerfen, um die militärisch wichtigen Objekte der deutschen Industrieregion zu zerstören. Die für unbesiegt erklärte deutsche Kriegsmaschinerie war durch Treibstoff- und Energiemangel gelähmt. Auch die in SS-Lagern oder in „Familienlagern“ gefangengehaltenen und zum Arbeitseinsatz getriebenen ungarischen Deportierten zweifelten nicht mehr daran, daß sie die letzten Tage des Deutschen Reiches erlebten. Doch nicht jeder von ihnen sollte das von Tag zu Tag größer werdende Chaos überleben. Einige fielen während des Eisenbahntransports den alliierten

³⁵⁾ Ebenda. Die Namenliste der Opfer von Friedrich B. Polleroß publiziert (wie Anm. 27) I-XII.

³⁶⁾ Ebenda. Offizielle Aussagen von Dr. Leopold Fisch und seinen beiden Kameraden vom 22. 5. 1945.

³⁷⁾ In: Illustrierte Neue Welt (Wien). Januar 1987.

Bombenangriffen zum Opfer. Die ohnehin geringen Essensrationen wurden überall knapp, manchenorts gab es sogar überhaupt nichts mehr zu essen.

Ehemalige Schützenberger Zwangsarbeiter schilderten die Geschehnisse der letzten Wochen wie folgt: „Die ungarischen Armee-Einheiten zogen sich zurück. Müde, zerlumpte, verkommene Soldaten zogen durch die Gemeinde, waffenlos und getrieben, als wenn sie Kriegsgefangene gewesen wären. Nein, nicht einmal so, denn Kriegsgefangene stehen unter Schutz internationaler Abkommen. Diese aber wurden getrieben, als wären sie Juden gewesen und nicht die treuen Verbündeten.“³⁸⁾

Die ursprünglich nach Straßhof verschleppten und zu der Zeit im Waldviertel „eingesetzten“ ungarischen Deportierten erhielten in der Zeit vom 17. bis 19. April 1945 den Evakuierungsbefehl. Im nördlichen Teil des Gaus Niederdonau wurde die Stadt Gmünd zur Sammelstelle für Insassen der sogenannten „Familienlager“ bestimmt. Viele Marschkolonnen — auf deutschen Landstraßen keine Seltenheit in jenen Tagen — erreichten jedoch nie Gmünd, sondern schlepten sich von Ort zu Ort, drehten sich im Kreis. Die fehlende Organisation und das zunehmende Durcheinander spielten im weiteren auch im Schicksal der ungarischen Juden eine entscheidende Rolle. Manche Gruppen suchten vergebens das zuständige Empfangslager, es gab keine Eisenbahnwaggons mehr, die Nachrichtenübermittlung war stark gestört, die Kommandos trafen zu spät oder überhaupt nicht ein. Die Lage nützend, versuchten die Deportierten in Wäldern, abgelegenen Gehöften und anderswo unterzutauchen. Bald kam ihnen dabei der Zufall zu Hilfe, bald die Menschlichkeit einzelner Dorfbewohner oder Familien.

Diese untergetauchten Gruppen warteten ab, bis die Front vorüberging, und sobald die Kämpfe einigermaßen nachließen, machten sie sich sofort — meistens zu Fuß — auf den Heimweg nach Ungarn. Für die Menschlichkeit der Ortsbewohner und die Solidarität anderer Häftlingskameraden gab es etliche Beispiele. Die nachstehenden Fälle geschahen in Gmünd bzw. in Schützenberg.

Bei der Evakuierung am 18. April 1945 nach Theresienstadt blieben von den in Gmünd Zwangsarbeit leistenden „Straßhofern“ drei zurück: der Arzt Dr. Lipót Fisch aus Kiskunfélegyháza, der Rechtsanwalt Dr. György Ujhelyi aus Tótkomlós und Piroska Pollák. Der Veterinärarzt Dr. Krisch, der sich auch um die Deportierten des Gmünder Speicherlagers verdient gemacht hatte, fuhr zunächst Dr. Fisch, später — die Volkssturmeute überlistend — auch die anderen beiden Verfolgten nach Hochenesch bei Nondorf, wo sie bis 7. Mai bei dem Gerbermeister Johann Weissensteiner untertauchen konnten.

Dr. Krisch half bei der Versorgung der drei Fliehenden so lange, bis er sich Anfang Mai selber vor der Gestapo verstecken mußte. Als die sowjetischen Truppen in Gmünd einzogen, befanden sich Dr. Fisch und Piroska Pollák schon in den Wohnungen der hilfsbereiten Gmünder Ärzte — Dr. Lanc und Dr. Krisch —, während Dr. Ujhelyi weiterhin unter der Obhut der Weissensteiners stand.³⁹⁾

In Schützenberg traf am 15. April 1945 der Lagerevakuierungsbefehl ein. Die zum Arbeitseinsatz „zugeteilten“ ungarischen Juden hatten sich am 17. April in Gmünd zu melden, von dort sollten sie nach Theresienstadt weitertransport werden. Die Nachricht löste unter den ungarischen Trupps größte Unruhe aus, waren doch der Name Theresienstadt bzw. das dortige Konzentrationslager nicht unbekannt. Ludwig Knapp und seine Frau

³⁸⁾ OZSM DEGOB 3555. sz. jkv.

³⁹⁾ Szita, Utak. S. 178.

Maria verschafften daraufhin den Ungarn, die bisher bei ihnen Zwangsarbeit leisteten, auch den Mai-Bezugsschein, so verfügten diese über Essensrationen von insgesamt sechs Wochen.

Dann fuhr das Ehepaar Knapp zum „Verwandtenbesuch“ nach Wien. Nach ihrer Rückkehr nahmen sie „verblüfft“ zur Kenntnis, daß sich ihre jüdischen Arbeiter in Gmünd nicht gemeldet hatten. Die Behörden leiteten Ermittlungsverfahren ein, an der Untersuchung beteiligte sich auch die Gestapo.

Inzwischen spielten sich im Schützenberger Sägewerk am 16. und 17. dramatische Szenen ab. Die fünfzehn französischen Kriegsgefangenen, die bereits seit Jahren hier im Einsatz — und in einem mehrstöckigen Gebäude extra untergebracht — waren, kamen zu dem Entschluß, ihre ungarischen Schicksalsgefährten vor dem Abtransport nach Theresienstadt zu retten. (Die meisten von den Franzosen waren Facharbeiter, aber es gab unter ihnen auch einen Filmregisseur und einen römisch-katholischen Geistlichen. Letzterer war als Feldpfarrer in Gefangenschaft geraten. Jetzt war er Koch bzw. zelebrierte seinen Landsleuten, die in Schützenberg und der Umgebung Zwangsarbeit leisteten, die Sonntagsmesse.)

Die jungen Franzosen bauten — die Abwesenheit der Familie Knapp und die Gelegenheit nutzend — in den Holzlagern sowie auf dem Dachboden Unterschlüpfе für mehrere Personen. Jeder Kriegsgefangene betreute drei bis vier Ungarn. Manche wurden von den Franzosen im eigenen Holzschuppen eingeschlossen, andere versteckten die Kameraden in den umliegenden Wäldern, in aus Pfählen, Planen und Decken selbst gebastelten provisorischen Asylen. Bis 17. April tauchten alle ungarischen Deportierten unter. Dem heimkehrenden Ehepaar Knapp wurde mitgeteilt, daß „die Juden in Richtung Linz weggegangen sind“.

Die Franzosen führten ihre Aktion bis zuletzt, bis die Front vorüberging, durch. Sie versorgten ihre Schützlinge mit größter Vorsicht, jedes Aufsehen meidend, täglich mit Lebensmitteln. Auf diese Weise konnten 18 ungarische Häftlinge die Deportation überleben. Auf ihre Empfehlung hin ehrte Israel 1970 Ludwig und Maria Knapp für ihre lebensrettende Haltung mit dem Titel „Gerecht“, und in Jerusalem wurde ein Baum mit ihren Namen gepflanzt. Urkunde und Gedenkplakette wurden den beiden Österreichern aus Weitra von Zeév Shek, Botschafter des Staates Israel in Wien, überreicht.⁴⁰⁾

Drei betagte Ehepaare überlebten allerdings auf andere Weise. Sie kehrten am 21. April nach Schützenberg zurück, da sie in der vorhergehenden Nacht im Gewitter völlig durchnäßt worden und derart durchfrozen waren, daß sie es in ihrem Waldversteck nicht länger aushielten. Mit weiteren dreißig, ebenfalls ungarischen Juden wurden sie von der Weitraer Gendarmerie nach Gmünd transportiert. Nach fünftägiger Bahnfahrt kamen sie in Theresienstadt an, wo sie die letzten angespannten Wochen des Krieges in dem mittlerweile dem Internationalen Roten Kreuz überlassenen Lager — bei guter Versorgung — überlebten. Nach ihrer Befreiung am 8. Mai kehrten sie nach Ungarn zurück.⁴¹⁾

Doch nicht jedem ungarischen Trupp war in den letzten Kriegstagen ein glückliches Los beschieden. In Göstling an der Ybbs kam zum Beispiel am 13. April 1945 eine aus 76 jüdischen Zwangsarbeitern bestehende Gruppe ums Leben. Die aus Szeged und Debrecen verschleppten Unglücklichen arbeiteten seit dem 17. Juli 1944 in Göstling. In der Nacht des Massakers lagerten sie marschbereit in ihren Quartieren, als sie von Ernst Burian und sei-

⁴⁰⁾ Aussage von Klara Egri (Klara Kaufmann) und Artur Bárdos B., A civil hősiesség. In: Uj Kelet. (Tel Aviv) 6. 2. 1970.

⁴¹⁾ OZSM DEGOB 3555. sz. jkv.

nen sechs SS-Schergen mit Panzerfäusten, Handgranaten und Handfeuerwaffen kaltblütig niedergemetzelt wurden. Laut Aussage der Lagerkommandantin Margarete Görisch fielen 25 Männer, 42 Frauen und 9 Kinder dem nächtlichen SS-Blutbad zum Opfer. Die jüngsten von ihnen waren zwei und vier Jahre, die ältesten der 86jährige Hanni Schiffmann und der 77jährige Jenő Németh. Die Häftlinge sollten am darauffolgenden Tag nach Amstetten transportiert werden.⁴²⁾

Auf gleiche Weise wurden etwa 90 bis 100 ungarische Juden am 15. April 1945 in Randegg von motorisierten SS-Männern getötet. Am selben Tag ließen 42 ungarische Juden, die zuvor in Weißenbach an der Triesting Zwangsarbeit geleistet hatten, in einem Steinbruch bei Sulzbach ihr Leben. Sie wurden von SS-Schergen der „Leibstandarte Adolf Hitler“ erschossen.⁴³⁾ Auch in Nikolsburg (heute Mikulov) kam es zum Holocaust. Vier Bewaffnete der Schutzpolizei trieben in der Nacht 21 aus Szeged verschleppte Juden aus den Baracken zu den nahen Hügeln, wo die Mörder aus ihren Maschinenpistolen das Feuer eröffneten.⁴⁴⁾

Die Namen der Opfer:

Mária Balog	József Kovarczi	Aladár Pilischer
Frau S. Böhm	Mária Kovarczi	Frau A. Pilischer
Endre Gábor	Berta Krause	Mária Rákosi
Frau E. Gábor	Éva Krause	Rózsi Rákosi
László Gábor	Róza Krause	Zsigmond Schwitzer
Sándor Gábor	Szigfried Mahler	Dr. Zoltán Steiner
Erzsébet Kovarczi	Frau Sz. Mahler	Janka Wertheimer

In Persenbeug bei Ybbs an der Donau dauerte am 2./3. Mai 1945 das Gemetzel von Mitternacht bis 4 Uhr in der Früh an. Etwa acht bis zehn SS-Schergen fuhren mit Autos aus Richtung Gutenbrunn über die Hochstraße Pempfenreith-Eben-Führholz zu einem Lager ungarischer Juden. Die Deportierten wurden bei ihrem Quartier bzw. am nahen Graben in vier Gruppen hingerichtet.

Paula Precz wurde zum Beispiel mit ihren sechs Kindern zusammen im Schlaf getötet. Die Leichen einiger Hingerichteter wurden mit Benzin übergossen und in Brand gesetzt. Von den 223 Opfern sind 214 namentlich erfaßt. Als das Massaker von Persenbeug untersucht wurde, vermutete man auch die eventuelle Beteiligung ungarischer Pfeilkreuzler, die zur Tatzeit unweit des Tatortes lagerten.⁴⁵⁾ Die Persenbeuger Tragödie endete nach der Exhumierung mit einem feierlichen Begräbnis im jüdischen Friedhof von St. Pölten.

Zu Mordangriffen der SS kam es auch auf den Landstraßen. Rückziehende SS-Einheiten töteten mindestens 500 Juden, die bereits nach Ungarn unterwegs waren. Dieser Gefahr konnten sechzehn Debrecener Juden entkommen, die in dem Ort Rohr an der Strecke zwischen Höllental und Piestingtal bei Dorfbewohnern Unterschlupf und Verpflegung fanden. Josef Buchinger zufolge befand sich unter den Verfolgten auch ein Medizinprofessor, der den Dorfleuten „viel Gutes tat“.⁴⁶⁾

⁴²⁾ DÖW 12 876., 17 142., E 18 241.

⁴³⁾ Josef Buchinger, Das Ende des 1000jährigen Reiches (Wien 1972) Bd. 1. S. 136.

⁴⁴⁾ In: Délmagyarország (Szeged) 6. II. 1946.

⁴⁵⁾ DÖW 9358.

⁴⁶⁾ Buchinger (wie Anm. 43) Bd. 1. S. 103.

Anhand bisheriger Forschungsergebnisse wird die Zahl der 1944/45 im Waldviertel befindlichen ungarischen Juden auf 1000 bis 1200 geschätzt. Über die Verluste liegen lediglich fragmentarische Kenntnisse vor.⁴⁷⁾ Unseres Erachtens steht die heimatkundliche Forschung hinsichtlich Ermittlung der Zwangsarbeit und Aufbereitung der Opfergeschichte noch vor einer großen Aufgabe. Diese Studie soll der Erforschung der Kriegstragödie im Waldviertel mit neuen Angaben dienen.

⁴⁷⁾ Friedrich B. Polle roß erwähnt ungarische Judenopfer in Groß Siegharts und Alt-Hart (wie Anm. 27) S. 91. Aufgrund einer Meldung aus Gmünd starb am 11. 8. 1944 in Heidenreichstein der Deportierte Eduard Gottdiner im Alter von 61 Jahren.

Robert Streibel

„So sind unsere Landsleute eben“

Über den Krieg, die Heimat in Krems und den Sieg. Die „Sklavensprache“ in den Briefen während des Nationalsozialismus

Briefe sind im Zeitalter des Telefons und der Vereinsamung ein beinahe vergessenes Kommunikationsmittel. Wer schreibt heute schon Briefe? Wer liest heute schon Briefe, noch dazu wenn sie nicht an ihn/an sie gerichtet sind. Briefe sind ein Produkt der bürgerlichen Gesellschaft, in der selbstbewußte Bürgerinnen und Bürger ihre Gefühle ausbreiteten, diskutierten, ihr Leben reflektierten. Wenn Briefe aufgehoben und als Dokument der Zeit oder der Persönlichkeit ediert werden, nur dann, wenn Schreiber wie Adressaten bereits klingende Namen haben. Das Lesen von Briefen hat etwas Voyeuristisches an sich, denn Briefe werden nicht mit dem Gedanken einer Veröffentlichung geschrieben — anders als Tagebücher, bei denen die Verfasser doch mit diesem Gedanken spielen. Briefe bieten damit auch einen Einblick in das Intimleben, Briefe sind noch dazu ein Einstieg in ein Personengeflecht ohne Vorwarnung und ohne Erklärung, sie spiegeln Situationen wider, die so nicht wieder rekonstruierbar sind. Briefe sind eine authentische Quelle.

Briefe von „einfachen“ Leuten überdauern nur selten ihre Schreiber. Warum sollten sie auch aufgehoben werden, wo doch die Zeiten längst vorbei, die Nachrichten für die Nachgeborenen nur dürftig sind und sich oft viele Stereotype wiederfinden? „Entschuldige bitte meine lange Schreibpause . . .“, „Ich hoffe, es geht Euch gesundheitlich einigermaßen . . .“ Eine Variante des Handelns, die die Vernichtung von Briefen verhindert, ist das Bewußtsein über die eigene Geschichte als Ausdruck eines politischen Denkens, das die Geschichte dokumentiert, um die Verbrechen und Kämpfe um eine bessere Gesellschaft nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Der Hang zum Chronisten des Schicksals der eigenen Familie ist eine andere, vor allem dann, wenn zum Beispiel ein Familienmitglied bereits verstorben, ermordet oder im Krieg gefallen ist und die Briefe letzte Erinnerungsstücke sind.

Die erhaltenen Briefe von Kremsern, die hier vorgestellt werden und die es erlauben, eine andere Art der Geschichte des Zweiten Weltkrieges und des Nationalsozialismus zu

schreiben, sind aus den oben beschriebenen Beweggründen erhalten geblieben. Der Briefwechsel zwischen August Vagrcka und Louis Mahrer¹⁾ erstreckt sich über die Zeit zwischen dem Jahr 1939, als beide zur Wehrmacht eingezogen wurden, und dem Jahr 1944. Ebenfalls für diese Dokumentation Verwendung fanden die Briefe der Familie Mörwald, vor allem die Briefe, die Karl und Leopold Mörwald an ihre Eltern geschrieben haben. Diese Briefwechsel spiegeln das Denken eines Teils der politisch bewußten Kritiker des Nationalsozialismus wider und beleuchten die Situation jener, die versuchten, auch während ihres Dienstes in der Deutschen Wehrmacht den aufrechten Gang zu üben.



Briefeschreibender Soldat, Alexander Pfriemer aus Krems

Unser Führer hat immer recht: „tu comprends“?

Gemeinsam ist allen vier Briefschreibern ihre frühe Politisierung. Ihre Jugend verbrachten sie gemeinsam bei den Roten Falken, sozialisiert im Geiste der sozialdemokratischen Idee. Nach der Niederlage im Februar 1934 haben die Jugendlichen während der Zeit des Austrofaschismus Kontakt zur illegalen KPÖ gefunden. Karl Mörwald wurde auch 1936 wegen seiner illegalen Arbeit für die KPÖ verhaftet und einige Wochen eingesperrt. In einem Brief von Karl Mörwald wird diese Verbundenheit in der burschikosen Phrase „Wie ich gesehen habe, so besteht also unsere Bande noch zum Teil. Du hast sie also auf 14 Tage verstärkt“ ausgedrückt.²⁾ Das Wissen um dieses Beziehungsgeflecht ist unbedingt notwendig, um die Briefe einordnen zu können und die „Sklavensprache“ zu verstehen, deren sich die Schreiber bedienen mußten, um nicht entdeckt zu werden. Daß die Zensur keine Fiktion war, beweist immerhin ein Hinweis von Louis Mahrer an seinen Freund August, wenn er mitteilt, daß der Brief geöffnet worden war. Trotz dieser Gefahr, entdeckt zu werden, sind einige Briefe in einem sehr freimütigen Ton abgefaßt, der eine eindeutige politische Zuordnung ermöglicht.

¹⁾ Im Buch „Die Stadt Krems im Dritten Reich. Alltagschronik 1938-1945“ (Wien: Picus Verlag 1993) wurde der Briefwechsel zwischen Louis Mahrer und August Vagrcka zur Gänze abgedruckt.

²⁾ Brief von Karl Mörwald an August Vagrcka vom 21. II. 1939.

Am Beginn des Briefwechsels von Mahrer an Vákrcka steht die Vorsicht; unverfängliche Worte werden zu Chiffren, denen eine andere Bedeutung zukommt, wenn man die Geschichte der Protagonisten kennt. Eine dieser Chiffren sind gute „Freunde“ oder „Kameraden“. Wenige Wochen nach Kriegsbeginn, im September 1939³⁾, freut sich Louis, daß August gute „Freunde“ gefunden hat, „denn die Sorgen sind oft für einen zu groß. Auch erfordert die Zeit sehr viel Tätigsein.“ Wenn Louis vom Glück spricht, daß er zu Kriegsbeginn krank war und so nicht eingezogen wurde, nimmt es verwunderlich aus, daß er von der Gewißheit spricht, daß unser Vaterland siegen werde. „Es ist so schön, daß die Jugend Ideale hat und sie auch mehr und mehr gewinnt. Unser Volk wird und muß siegen und endlich glücklich werden.“ Fordert Louis Ideale, die er selbst nicht einzulösen gedenkt? Vom Glück spricht auch Karl Mörwald, wenn er August gratuliert, daß er schon seinen Mann stellen konnte.⁴⁾ Karl Mörwald ist der erste dieser Runde, der die Technik der „Sklavensprache“ gezielt einzusetzen versteht, nachdem August nach einer Versetzung von Versorgungsproblemen geschrieben hat, versichert ihm Karl: „Dies ist aber nicht so schlimm. Soweit ist es aber noch nicht, denn ein 1918 werden wir ja nie wieder erleben. Das wissen wir, man hat es uns gesagt.“⁵⁾ Mörwald führt in seiner Analyse des Hitler-Stalin-Paktes nicht nur das Vaterland im Mund, er ist sich sogar des Führers sicher: „Ja, der Pakt mit Rußland gab auch uns hier viel Gesprächsstoff. Allgemein meint man, daß jetzt England und Frankreich am Ende der Kräfte seien, andere erdreisten sich, zu meinen, daß dieser Pakt von Rußland gar nicht so ehrlich gemeint sei und daß vielleicht Rußland die Toten von Spanien noch nicht vergessen hätte und somit gar der Pakt für Deutschland nicht zum Vorteil, sondern zum Nachteil werden müsse. Das sind aber nur dumme Auslegungen. Ich weiß, daß dieser Abschluß das richtige war, denn was unser Führer macht, das wird mit Überlegung gemacht und richtig sein und daran kann man glauben. Der Glaube und die Idee werden den Sieg davontragen.“⁶⁾ Die Aufforderung, Widerstand zu leisten oder zumindest in diesem Sinne zu wirken, wird als Idealismus verbrämt, wenn von „Idealen“, vom „Glauben“ und von „Ideen“ die Rede ist. Für die Kommunisten Mörwald, Mahrer und Vákrcka existierte längst ein zweites Vaterland, und ihr Führer hat für sie damals immer recht — nämlich Josef Stalin. Der Zwang, verschlüsselt zu schreiben, deckt — ohne daß es den Schreibern damals bewußt geworden wäre — eine Wirklichkeit auf, an der bereits tausende Kommunisten zerbrochen waren, die noch Hunderttausenden das Leben kosten sollte: der Glaube an den Führer des Weltproletariats.

Idealistisch verbrämt wird auch die illegale Organisation, die in den Briefen als „Aristokratie des Geistes“ wiederkehrt. „Kannst Du Dich der Tage erinnern, da wir in Krems durch die Au gingen und von einer neuen ‚Aristokratie des Geistes‘ sprachen und der Notwendigkeit, daß die geistig hochstehende deutsche Jugend sich finde und wirksam werde. Ich habe hier wieder viele getroffen, die darin den Weg sehen, wenn nötig, und das gibt mir Mut für die Zukunft. Denk daran, behalte die Verbindung mit Kameraden, die Du gut kennst und die ‚gebildet‘ sind.“⁷⁾ Der Hinweis auf die Au in Krems sollte für August allfällige Zweifel ausräumen, von welchen Treffen die Rede war. Während der Zeit des Austro-

³⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vákrcka vom 26. 9. 1939.

⁴⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vákrcka vom 21. II 1939.

⁵⁾ Brief von Karl Mörwald an August Vákrcka vom 8. 12. 1939.

⁶⁾ Ebd.

⁷⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vákrcka vom 11. 8. 1939.



Leopold Mörwald



Karl Mörwald

faschismus war es üblich, politische Diskussionen bei Spaziergängen abzuhandeln, das Dickicht der Au bei Krems bot dafür einen geeigneten Platz, wie in verschiedenen Interviews erwähnt wurde.⁸⁾

Im Brief vom 20. 4. 1942⁹⁾ verwendet Louis in einem anderen Zusammenhang nochmals die Charakterisierung von „gebildet“ als Synonym für Freunde, die ähnlich politisch denken. In diesem Fall sind es die Bücher der Büchergilde, die die Gemeinsamkeit signalisieren. „So vergehen oft Abende mit ähnlichen Gesprächen, wie bei uns seinerzeit, als wir noch beisammen waren und von der Zukunft der Völker sprachen tu comprends! Viele haben alle die Bücher der Büchergilde etc. auch gelesen. Man muß sich nur zu finden verstehen. Wie geht es Dir in diesem Punkt? Hast Du gute, wertvolle, geistig anregende Kameraden?“¹⁰⁾ Die Briefe sind ein Versuch, über Tausende von Kilometern ein Gespräch zu führen, ein Gespräch, in dem die Antworten oft ausblieben oder lange auf sich warten ließen. Wie wichtig diese Gespräche mit „gebildeten Freunden“ vor Ort oder in Form von Briefen waren, wird aus der autobiographischen Erzählung „Bora“¹¹⁾ von Louis Mahrer deutlich, bei der der Funker Alfred Kroneck als politisch Verdächtiger auf den Balkan versetzt wird und kurz nach seiner Ankunft in Vrnjacka Banja in Mittelserbien nach einem Gesprächspartner sucht: „Seit Tagen, vom Augenblick der Abreise in Wien an, da der kurze Urlaub zu Ende ging, hat er kaum mehr mit jemandem gesprochen, und dieses tage-

⁸⁾ Interviews mit Therese Mahrer und August Vákreka.

⁹⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vákreka vom 20. 4. 1942.

¹⁰⁾ Ebd.

¹¹⁾ Louis Mahrer: Bora. Erzählung (Krems: Wachau Verlag 1947) 136 Seiten.

lange Schweigen bedrückt ihn wie eine innere Stauung. Dazu kommt das Gefühl der Fremde, der neuen Umgebung. Wie gut ist es, wenn man jemand hat, der einem hilft, sich zurechtzufinden.“¹²⁾

In den Briefen mußte dieses Zurechtfinden durch Chiffren, Andeutungen oder die Verwendung von Kunstsprache versucht werden. Ohne dieses „tu comprends“ kommen die Briefe von Leopold Mörwald im Jahr 1944 aus. Die Realität hatte diesen Kunstgriff überflüssig gemacht, vor allem dann, wenn die militärische Situation so präsentiert wurde, wie dies Leopold Mörwald tat: „Endlich kommen wir dazu, die Angloamerikaner zu jagen und zu schlagen und sie endgültig ins Meer hineinzujagen, damit sie es sich ein für allemal überlegen werden, noch einmal auf dem europäischen Kontinent zu landen. (. . .) So können wir mit Ruhe in diese letzten entscheidenden Schlachten ziehen mit dem festen Gewissen, am Ende steht unser Sieg.“¹³⁾ Wenige Monate später stehen die Amerikaner unmittelbar vor den deutschen Grenzen. Leopold Mörwald: „Aber wir haben ja den Westwall, sodaß uns nichts passieren kann. Wie geht es Euch zu Hause. Der Tommy besucht Euch natürlich öfters, damit ihr ihn nicht vergeßt, er hat auch sehr viele Flugblätter abgeworfen in der Umgebung von Wien, wie ich gehört habe. Aber mit so etwas kann er die Wiener natürlich nicht beeindrucken. Denn in dieser schweren Stunde steht das ganze deutsche Volk treu zu seinem Führer.“¹⁴⁾



Louis Mahrer, 1938



Louis Mahrer nach dem Krieg

¹²⁾ Ebd. S. 15 f.

¹³⁾ Brief von Leopold Mörwald an seine Eltern vom 10. 6. 1944.

¹⁴⁾ Brief von Leopold Mörwald an seine Eltern vom 4. 11. 1944.

Analyse der Kriege und sein Verlauf

Bevor die Realitäten so klar waren, daß für „gebildete“ oder, anders gesagt, für denkende Menschen das Ende nur mehr eine Frage der Zeit war, waren viele Irrtümer notwendig. Denn in den militärischen Analysen von Louis Mahrer wird die Entscheidung immer bereits für das nächste halbe Jahr prophezeit, bis er im Jahr 1943 selbst eingesteht, daß er keine Voraussagen mehr tätigen möchte, da sie bislang nie eingetroffen seien. In vielen Punkten trifft die Analyse jedoch den Kern der Sache, so im Fall der Reaktion Rußlands und dem Vergleich mit der Situation Europas zur Zeit Napoleons. „Was sagst Du zu dieser langen seltsamen Stimmung in Europa (vielleicht ist sie 's nicht mehr im Augenblick, wo Du das liest)? England lebt noch und sonst scheint die Welt wie tot. Eine solche Ruhe zeigt einen starken Sturm an, der sich vorbereitet. Ob heuer noch, ob wieder im Frühjahr? Die Molotow-Rede hat Befürchtungen um Rußland wieder verstummen lassen, man hört gar nichts mehr davon. Ich glaube, Rußland hofft, an unserer Seite neben einer Vernichtung des Empire seine asiatischen Pläne (Türkei, Iran, Indien, China . . .) durchsetzen zu können, und bleibt in Europa bisher passiv, da es von — in seinem Sinne revolutionären Bewegungen — ja Gott sei Dank nicht mehr oder völlig unbedeutend unterstützt würde. Aber das sind eigene Gedanken, und es muß alles nicht so sein. Findest Du nicht, daß unsere Tage momentan eine seltsame Ähnlichkeit mit der Zeit Napoleons nach seiner Zertrümmerung Preußens und Österreichs haben, wo ebenfalls der ganze Kontinent ihm gehorchte, Rußland wohlwollend neutral war und nur England an der Spitze um sein Dasein kämpfte (. . .)?“¹⁵⁾

Im Juli 1940 hat Louis „irgendwie das Gefühl, daß die großen Weltentscheidungen im nächsten Frühjahr fallen, die uns ein Ende des Krieges bringen“.¹⁶⁾ Dieses Gefühl herrscht bei Louis auch noch im Jahr 1941 — vor dem Überfall auf die Sowjetunion — vor, und abermals erinnert er an Napoleon, der vor Moskau untergegangen ist. „Ich habe das Gefühl, daß dort die Entscheidung fällt, hat sich doch jetzt auch der Krieg dorthin verschoben. Er hat im Westen fast keine Nahrung mehr und wird deshalb neue Gebiete entzünden. Ich glaube, es ist der Tag nicht mehr fern, da auch die russische Hälfte Europas den Krieg beginnt. Welthistorisch gesehen erleben wir augenblicklich den Versuch, die politische Enge des Kontinents zu sprengen, um eine universale Herrschaft darüber auszudehnen, weil ein eingeschlossenes Europa unter einer Herrschaft nicht sein kann. Napoleon schlug wie ein Wilder um sich und konnte nicht hinaus. Sein letzter Versuch, den Kontinent zu verlassen, ließ ihn in Moskau untergehen.“¹⁷⁾ Der nächste erhaltene Brief stammt aus dem Jahr 1942, von Entscheidungen im Sinne von Mahrer und Vkrcka ist nicht die Rede, sondern vielmehr von der sowjetischen Defensive. In einem bewußt naiven Ton, als würde über das Wetter geschrieben werden oder als würde Louis einen Rat in Männersachen benötigen, kommt die Sprache auf die Partisanenbewegung („Bist Du der Meinung, daß der Sommer die Wirksamkeit der Partisanenbewegung begünstigt oder nicht? Ich kann darüber nichts sagen oder verstehen.“¹⁸⁾) „Dagegen wird wohl Rußland seine Angriffe einstellen müssen und sich mühsam zu verteidigen haben, wenn es nicht neue, lebenswichtige Betriebszentren verlieren will (Rostow, Baku, Moskau).“¹⁹⁾ Im Juli 1942 macht sich erst-

¹⁵⁾ Brief vom 11. 8. 1940.

¹⁶⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vkrcka vom 19. 7. 1940.

¹⁷⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vkrcka vom 9. 4. 1940.

¹⁸⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vkrcka vom 20. 4. 1942.

¹⁹⁾ Ebd.

Freim 29. X. 44.

Liebe Eltern!

Habe Euer Schreiben samt Inhalt mit den besten Dank erhalten. Die Marken kann ich ja sehr gut brauchen da ich fast jeden Tag ins Gasthaus gehe aber jetzt braucht Ihr mir wohl häufig keine mehr schicken da ich schon noch welche habe. Und dann könnt Ihr sie ja auch nicht aus dem Armel heraus schütteln. Mir geht es schon nicht so schlecht das ich sehungen müsste. Überhaupt bei den ruhigen Dienst was wir haben wo man sich überhaupt nicht anstrengt. Die Bilder die Paula Tante gemacht hat in pervorden? Ist Rudi noch auf einem alten? Was macht der Volksturm in Krems? Und wenn wir den Feind mit bloßen Fäusten zwieschlagen müssen aber es wird ihm nicht gelingen ins Deutsche Reich einzubringen.

So will ich wieder abhessen und grüsse Euch recht herzlich Euer Sohn

Pieg-Keil!!!

Polde

Brief von Leopold Mörwald

mals ein gewisser Pessimismus in der Einschätzung der Lage breit: „... die Perspektiven sind heute dieselben wie vor Monaten — nämlich — es geht immer weiter und weiter! Unsere optimistischen Prophezeiungen vom Winter können, glaube ich, vorläufig nicht mehr aufrechterhalten werden, und wir müssen uns der Ansicht eines langen Krieges (bis 43) anschließen, obwohl auch schon der kommende Winter für unsere Gegner ernst werden wird, ernster vielleicht oder wahrscheinlich als der letzte.“²⁰⁾

²⁰⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vackreka vom 30. 7. 1942.

Zu Silvester 1942 ist dieser Pessimismus zwar noch vorhanden („So zukunftsfröhlich wir vor einem Jahr waren, wenn wir ehrlich sind, müssen wir uns sagen, daß wir heute nicht weiter sind als damals“²¹⁾), aber für Louis geht „die Entwicklung (. . .) doch der Entscheidung zu, und diese muß über kurz oder lang kommen. Wollen wir hoffen, daß es im Jahr 43 sein möge.“²²⁾

„Bitter für uns kleine Individuen“

Das Jahr 1943 beginnt mit der Feststellung: „Es wird immer härter werden an allen Fronten bis zur Entscheidung.“²³⁾ Militärische Fragen werden in den folgenden Monaten nicht mehr behandelt, weil es nach Meinung von Louis nicht sehr viel bringt, da man doch sehr im allgemeinen schreiben müsse.²⁴⁾ Erst der Beginn des Jahres 1944 bringt eine realistische Einschätzung: „Für das Jahr 44 habe ich die Hoffnung, daß es das letzte des Krieges sein möge, da dieser doch einmal enden muß. Aber daß er auch noch 45 erreichen kann, will ich nicht bestreiten. Die Dimensionen dieses Kampfes sind eben so ungeheuer groß, daß auch die Zeit große Dimensionen annimmt, so bitter es uns kleinen Individuen ist. Mit Voraussagen aber bin ich sehr vorsichtig geworden, denn sooft wie sie auch sachlich richtig waren, in der Zeit habe ich mich noch immer geirrt.“²⁵⁾ Im Frühjahr 1944 sind dann die „Qualen neuer Anstrengungen“ so groß, daß beide keine Hoffnung zu haben scheinen, doch erstmals ist auch von einer „neuen Welt“ die Rede: „Es ist eben symptomatisch für unsere Tage und fürs Frühjahr, wo man wieder neue Mühen, Qualen und kein Ende vor sich sieht. Dennoch möchte ich Dich bitten, am Guten des Geistes, der Vernunft nicht zu verzweifeln und zu sehen, daß doch alles, wenn es auch nicht vorwärts zu kommen scheint und unsere Lebensjahre verfließen, den Werdegang großer Umwandlung geht, der letzten Endes eine neue Welt zeitigen wird.“²⁶⁾ Einer metaphernreichen Sprache bedient sich Louis im Juni 1944, um das In-die-Knie-gehen der Feinde anzukündigen: „Die Kriegslage hat sich ja seit unserem Urlaub gewaltig geändert und strebt rasch dem Höhepunkt der entscheidenden Kämpfe zu. Der Herbst wird dann im Guten vollziehen, was in den Schlachten des Sommers reift, und ich bin überzeugt, daß dann nach diesen letzten gewaltigen Anstrengungen unsere Feinde in die Knie brechen werden.“²⁷⁾ Im Oktober spricht Louis bereits von der bevorstehenden Schlacht um Deutschland („Ich denke aber, daß der bevorstehende Kampf um die Festung Deutschland schwer werden wird, daß wir aber diesen entscheidenden letzten Kampf siegreich bestehen werden. Wenn es jetzt losgeht, geht es ums ganze!“²⁸⁾). Gleichzeitig steht es jedoch um den Gesundheitszustand von Louis nicht zum Besten, und um seine besondere Situation zu erläutern, muß er wieder die Seele ins Spiel bringen; nur der Hinweis „Dir wird es in Warschau ähnlich ergangen sein“ verrät den wahren Hintergrund der Depression: die Zeugenschaft von Kriegsverbrechen. „Ich weiß nicht, was es eigentlich ist, aber diese vergangenen Wochen haben meine Nerven irgendwie geschwächt.

²¹⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vagrcka vom 31. 12. 1942.

²²⁾ Ebd.

²³⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vagrcka vom 15. 2. 1943.

²⁴⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vagrcka vom 9. 7. 1943.

²⁵⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vagrcka vom 15. 1. 1944.

²⁶⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vagrcka vom 15. 4. 1944.

²⁷⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vagrcka vom 28. 6. 1944.

²⁸⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vagrcka vom 2. 10. 1944.

Bln.-Rangsdorf, den 7.9.

Liebe Eltern !

Nicht immer gleich brummig sein, wenn Ihr längere Zeit von mir keine Post bekommt, aber es geht wirklich manchenmal nicht anders. Freizeit gibt es eben nicht. So habe ich gerade noch Zeit meiner Grete ein paar Zeilen zu schreiben und darauf muß sie leider auch manches Mal längere Zeit warten.

Ich glaube Euch gerne, daß von zu Hause nicht. Erfreuliches zu berichten ist. Doch glaube ich liebe Eltern, wird bald die Zeit kommen, wo Ihr mir überhaupt nichts mehr berichten braucht, da ich für immer zu Hause sein werde. Der Sieg steht unmittelbar bevor. Die Tage sind gezählt wo die Erzverbrecher Millionen von Menschen ins Verderben stürzen, skrupellos und niederträchtig hingenordet werden, ohne sich dagegen wehren zu können. Die Strafe wird denen nicht ausbleiben. Zehnfach werden wir es zurück zahlen! Wenn es im Augenblick auch noch etwas brenzlich an unseren Grenzen aussieht, so wird sich das Glück bald auch wieder auf unsere Seite schlagen, um dann zum letzten vernichtenden Schlag ausholen zu können.

Um mich braucht Ihr Euch keine Sorgen machen. Ich habe in Berlin gesorgt und einige gute Bekannte, bei denen ich gut aufgehoben bin!

Unser lieber Strolch muß schon recht herzlich sein mit seiner Plauderei. Nun muß ich eben noch kurze Zeit warten, dann kann ich alles zu Hause miterleben!

Schreibt wieder. Bis zum nächsten Mal die besten Grüsse von Eurem



Brief von Karl Mörwald

Ich leide wieder stark unter Depressionen, ja unmotivierten Ängsten und Zweifeln, ein Zustand, wie Du ihn vielleicht auch kennst. Äußerlich merkt niemand etwas, aber selbst fühlt man, daß irgendetwas nicht stimmt. Die Krise liegt ganz in der seelischen Sphäre und die intellektuelle Seite ist unberührt — damit Du mich richtig verstehst. Es wird Dir ja ähnlich ergangen sein. Vielleicht hat Warschau so auf Dich gewirkt. Auch bei mir wurde es durch ein bestimmtes Erlebnis ausgelöst. (...)“²⁹⁾ Mit der Gewißheit, daß die Entscheidung im Krieg nicht so schnell kommen wird, sieht Louis die Qualen und Strapazen als Bewährungsprobe, die es zu bestehen gelte, um für die Anforderungen der neuen Zeit gerüstet zu sein.

„Das Wichtigste ist es ja eigentlich gar nicht, daß die Welt so oder so wird, sondern daß man aus dem ganzen Kampf und Schmerz etwas für sich gewinnt, Charakter und Einsicht,

²⁹⁾ Ebd.

einfach Persönlichkeit!“³⁰⁾ Louis sieht diese Prüfung auch im Zusammenhang mit der Zeit danach, und unklar bleibt, ob das „Gute“, von dem im Brief 1940 die Rede ist, im tatsächlichen Sinn oder nur als Vokabular der „Sklavensprache“ zu verstehen ist. „Vorläufig müssen wir Mut und Ausdauer haben und alles als eine Prüfung, eine Auslese betrachten. Das Schicksal muß uns das alles auferlegen, damit wir nachher umso fähiger sind, Gutes zu tun. (. . .)“³¹⁾ Der Gedanke, daß dies als verklausulierte Form der Abrechnung mit den Kriegsverbrechern gelten könnte, ist angebracht, wenn die Überlegungen mit jenen, die Karl Mörwald in seinen Briefen 1944 anstellt, verglichen werden. „Die Tage sind gezählt, wo die Erzverbrecher Millionen von Menschen ins Verderben stürzen, skrupellos und niederträchtig hingemordet werden, ohne sich dagegen wehren zu können. Die Strafe wird denen nicht ausbleiben. Zehnfach werden wir es zurückzahlen.“³²⁾ Nur wenige Tage später spricht Mörwald wieder in einem Brief an die Eltern diese „Rechnung“ an, die es zu begleichen gilt. „Hoffentlich nimmt dieses furchtbare Ringen bald ein Ende, damit die Blutopfer nicht noch größer werden. Das gibt später eine große Rechnung, die zu begleichen manchen unliebsam sein wird.“³³⁾

„Haben wir wirklich immer genug getan?“ Briefe als Orientierungshilfe

Die Briefe von Louis Mahrer, Karl und Leopold Mörwald sind nicht nur ein Beispiel, wie mit der durch die Zensur auferlegten „Sklavensprache“ die Situation analysiert und der Kontakt zu Genossen aufrechterhalten wurde. Für die Betroffenen waren sie somit, neben den Gesprächen mit den „gebildeten Kameraden“, das entscheidende Mittel der Orientierung und eine Möglichkeit, um Mut zum Überleben und bis zu einem gewissen Grad auch zum Widerstand zu schöpfen. Immer wieder ist in den Briefen auch von einem gewissen „Tätigsein“, zu dem sich die Briefschreiber bestärkten, die Rede („Ich hoffe, daß Du immer den richtigen Weg findest und mit heiler Haut alles gut überstehst und dabei doch nicht untätig bist“³⁴⁾) — was nicht anders als Arbeit gegen das verhaßte Regime zu verstehen ist. Im Zusammenhang mit dem Tod seines Bruders bei Charkow stellt sich Louis auch die selbstkritische Frage „Haben wir wirklich immer genug getan, uns genug eingesetzt?“³⁵⁾ Und damit meint er nicht die Gespräche mit dem Bruder, der vielleicht auf eine andere Bahn gebracht hätte werden können, sondern auch die Aktivitäten gegen den Krieg und den Nationalsozialismus. Louis Mahrer wäre diese Tätigkeit beinahe zum Verhängnis geworden, da die Widerstandsgruppe, der er am Balkan angehörte, entdeckt wurde und ein Kamerad sogar hingerichtet wurde. Im Brief schreibt Louis nur von einer „ernsten und bösen Angelegenheit“. („Vor einer Woche kam Dein Brief gerade in dem Augenblick, als man mich verhaftete und für vier Tage in Untersuchungshaft setzte. Da ich aber Gott sei Dank unschuldig war, wurde ich Sonntag wieder freigelassen. Es war eine ernste und böse Angelegenheit.“³⁶⁾ Literarisch verarbeitet hat Louis dies in seiner Erzählung „Bora“, mit der er den ermordeten Kameraden auch ein Denkmal setzte.

³⁰⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vácrcka vom 28. 8. 1944.

³¹⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vácrcka vom 19. 7. 1940.

³²⁾ Brief von Karl Mörwald an seine Eltern vom 7. 9. 1944.

³³⁾ Brief von Karl Mörwald an seine Eltern vom 10. 9. 1944.

³⁴⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vácrcka vom 28. 6. 1944.

³⁵⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vácrcka vom 12. 4. 1943.

³⁶⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vácrcka vom 28. 8. 1944.

Musizieren zum Kanonendonner Die Kunst als Zufluchtsort

Neben der Kontaktpflege und der Orientierungshilfe führen Louis und August in ihren Briefen eine künstlerische Debatte über mögliche gemeinsame Projekt: von einer Oper ist mehrmals die Rede. Louis sollte dafür das Libretto liefern und August dazu die Musik komponieren. Die konkrete künstlerische Arbeit wird erst gegen Kriegsende erwähnt, so freut sich Louis, „daß Du zum Kanonendonner musizierst, finde ich irgendwie komisch. Was die Menschen nicht so nebeneinander vertragen können!“³⁷⁾, während Louis von einer Novelle und einem Theaterstück schreibt. („In der freien Zeit arbeite ich an einer Novelle, die zu dreiviertel gediehen ist. Ein Theaterstück ist auch in Arbeit sowie einige Kleinigkeiten.“³⁸⁾) Das gemeinsam Projekt wird zum erstenmal im Jänner 1942 erwähnt, als Louis dem Freund mitteilt: „Ich möchte dem erfolgreichen Komponisten doch das versprochene Libretto geben und hätte dafür eine schaurig romantische Geschichte in Vorschlag, die ich noch in der Realschulzeit begonnen habe und die, wie ich mich jetzt überzeugt habe, recht gute Stellen enthält. Aber wer weiß, kommen wir dann zu solchen Dingen (die Feder ist leer), wir sollten uns von der Zukunft nicht zu viel versprechen.“³⁹⁾ Im Februar 1944 scheint die Zeit gekommen zu sein, die Pläne der gemeinsamen Oper schon detaillierter zu besprechen: „Mir schwebt ein gutes Werk vor: ‚Der Starez‘ — ein Stück, das auf der Bühne am Beispiel der dämonischen Gestalt Rasputins den Untergang des alten Rußland zeigt. Da dürfte Musik nicht fehlen, glaube ich, denn was zeigt dieses Volk mehr und besser, als die eigentümlichen Gesänge aus ihrem schwermütigen Herzen. (. . .)“⁴⁰⁾ Im letzten der erhaltenen Briefe ist das Libretto bereits sehr weit gediehen: „Ich arbeite gegenwärtig an einem Libretto für Dich. Zweieinhalb Akte sind fertig, es fehlen noch eineinhalb. Das ganze ist in Versen gehalten, gut sangbar, nur vereinzelt sind kurze Prosadialoge eingestreut, die dann auch gesprochen werden sollen. Es fragt sich nur, ob Dir das Thema angenehm sein wird, denn es ist nicht hochdramatisch oder tragisch, sondern in den ersten beiden Akten burlesk märchenhaft. (. . .)“⁴¹⁾ Die pessimistische Einschätzung der Zeit „danach“ und der Möglichkeiten einer gemeinsamen künstlerischen Arbeit wurden durch das politische Engagement von Mahrer und Vákrcka bestätigt. Nachdem August Vákrcka 1946 aus der russischen Gefangenschaft heimgekommen war, wurde er Bezirkssekretär der KPÖ bis 1949, später Versandleiter und kaufmännischer Direktor in der Hütte Krems. Kurz zusammengefaßt: keine Zeit für Kunst.

„Ach, das wird herrlich sein“ Die Heimat im Krieg und Gedanken über die Zeit danach

Nachrichten über die Situation in der Heimat fließen in den Briefen von Louis Mahrer, Karl und Leopold Mörwald nur dann ein, wenn über Besuche zu Hause berichtet wird oder Nachrichten aus der Heimat kommentiert werden. Die Einführung des Kartensystems kommentiert Mörwald mit einem affirmativen Zynismus: „Da jetzt bei uns das gesamte Kartensystem ebenfalls schon eingeführt ist, so sind unsere Leute hier darüber schon sehr ent-

³⁷⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vákrcka vom 31. 12. 1942.

³⁸⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vákrcka vom 28. 1. 1944.

³⁹⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vákrcka vom 5. 1. 1942.

⁴⁰⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vákrcka vom 15. 2. 1944.

⁴¹⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vákrcka vom 16. 11. 1944.



August Vagrcka bei einer Versammlung 1947 in Krems anlässlich des Prozesses gegen den früheren Außenminister Guido Schmidt

zückt, sogar so entzückt, daß sie einen am liebsten verwünschen könnten. Weißt, sie können sich halt noch nicht so richtig einfinden. Es wird schon wieder recht werden, mit diesen Worten sprechen wir ihnen wieder Mut zu. Ja, wenn wir nur den Krieg gewonnen haben, dann, ja, dann haben wir es ja schön. Ach, das wird ja herrlich.“⁴²⁾

Im April 1941 besucht Louis Mahrer kurz Wien, kein erfreulicher Besuch, denn „wer lange nicht zu Haus war, kann sich die Wandlung des ganzen Lebens wohl kaum vorstellen“.⁴³⁾ Im Jänner 1942 wird Louis in einem Brief schon ausführlicher, wenn er über die Möglichkeiten der Unterhaltung schreibt, um im gespielten Ton der Entrüstung hinzuzufügen: „Im übrigen das Bild einer ungesunden Vergnügungssucht. Die Leute haben viel zu viel Geld. Und dann diese vielen Redereien und Gerüchte, wie dumm! Aber so sind unsere Landsleute eben. Kein Wunder, wenn scharf durchgegriffen wird. Natürlich ist das Leben des Zivilisten auch nicht sehr leicht, zum Beispiel fünf dkg Schmalz pro Monat.“⁴⁴⁾ Im Winter 1943 erlebt Louis, wieder auf Besuch in Wien, die „Ernährungslage nicht schlechter als im vergangenen Winter“, sieht man von der Fettknappheit ab, „(..) vielleicht sogar etwas entspannter (..), da keine Kälte Zufuhr und Lieferungen behindert. Vernünftige Bücher habe ich in ganz Wien nicht mehr gefunden, die Läden sind wirklich leer. (..) Einmal war ich im Burgtheater — ‚Antigone‘. Es war aber eine so schlechte Inszenierung und

⁴²⁾ Brief von Karl Mörwald an August Vagrcka vom 27. 1. 1940.

⁴³⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vagrcka vom 20. 4. 1941.

⁴⁴⁾ Brief von Louis Mahrer an August Vagrcka vom 5. 1. 1942.

Aufführung des ganzen, daß ich nicht wieder hinging. (. . .)“ Erschüttert zeigen sich die an der Front stehenden Genossen über das Schicksal der Kremser Widerstandskämpfer. Zum erstenmal werden diese Opfer des „Hart-Durchgreifens“ verklausuliert erwähnt, wenn Louis über einen Besuch in Krems berichtet, der sehr langweilig verlaufen sei, da er niemand mehr kenne. „Andere sind auf lange Zeit nach Stein gewandert und so nicht erreichbar.“⁴⁵⁾ Sehr schnell weiß Mahrer, daß die drei Kremser, Johann Hoffmann, Ferdinand Strasser und Franz Zeller, zum Tode verurteilt wurden⁴⁶⁾, denn schon am 30. Juli schreibt er: „Von den drei Freunden aus Kr. u. St. und ihrem Schicksal wird Dir Deine Mutter schon berichtet haben. Um des Vorbilds solcher Menschen willen, die so einfach und treu ihrer Wahrheit folgten, müssen wir niemals erlahmen. Wäre nicht jede Unsicherheit und Zaghaf- tigkeit ein Verrat an ihrem wahrhaft heldenhaften Sterben. (. . .)“⁴⁷⁾ Karl Mörwald hofft ein Monat später noch auf ein Gnadengesuch. Vorsichtig verpackt er seine Meinung, indem er aus einem Brief eines Freundes berichtet: „Gerade erhalte ich Post von meinem Freund, dem Kral Edi, worin er seinem Entsetzen Ausdruck gibt, wie es denn möglich ist, daß man zu Hause Leute zum Tode verurteilt! Jetzt erst erfuhr er davon, und er mußte mir davon schreiben und seinen Gefühlen freien Lauf lassen. Was ist nun eigentlich mit ihnen los? Wird das Gnadengesuch durchgehen? Die Fratze des Todes zierte heute die Welt, mutwillig und freudig wird sie als dämonenhaftes Ideal versinnbildlicht, und die Welt sieht nicht die teuflischen Züge und bluttriefenden Zähne dieser Fratze, sie ist nicht im Stande, sie zu ban- nen für alle Zeiten. Ach wie traurig, wie furchtbar traurig.“⁴⁸⁾

Keinen Zweifel über seine Einstellung läßt Leo Mörwald in einem Brief an die Eltern. Während er seine Analyse über die Invasion so abfaßt, daß dies im Zweifelsfall auch als Chance für die Deutsche Wehrmacht ausgelegt werden könnte⁴⁹⁾, läßt seine Frage nach den „lieben Nachbarn“ keinen Interpretationsspielraum: „Was haben denn unseren lieben Nachbarn dazu gesagt, als der Tommy über die Stadt geflogen ist? Ich glaube, da werden sie es etwas mit der Angst zu tun bekommen haben. Immerhin ist es gar nicht unmöglich, daß auch in Krems einmal einige Bomben fallen werden. Für so manche könnte es sogar nicht schaden, wenn sie ihnen ein wenig an das Hirnkastl anklopfen würden.“⁵⁰⁾

In den Briefen im Jahr 1944 spielt die Aufstellung des Volkssturmes eine wesentliche Rolle. Für Leo Mörwald ist es der Anlaß, auf die geänderten Zeiten hinzuweisen: „Was sagt Ihr zum Aufruf des Führers über den Volkssturm? Die Zeiten haben sich eben gewaltig geändert. Werden Vater doch wenigstens in Ruhe lassen damit. Er soll ja immer fleißig zum Arzt gehen (. . .) Jetzt werden ja auch in Krems noch die letzten wehrfähigen Menschen ausgekämmt werden. Das macht aber nichts, denn wir werden jedes Haus verteidigen mit unseren Männern, Greisen und Knaben, ja, wenn es sein muß, sogar mit den Frauen und Mädchen.“⁵¹⁾ Diesen Brief unterschreibt Leo als Krönung seines Zynismus mit „Heil Hitler“, um nach seinem Namen noch ein „Sieg Heil“ mit drei Rufzeichen zu setzen. Daß Leopold Mörwald nicht einen nationalsozialistischen Sieg im Sinn hatte, geht eindeutig aus

45) Ebd.

46) Todesurteil gegen Hoffmann, Strasser und Zeller vom 12. 6. 1942.

47) Brief von Louis Mahrer an August Vavrcka vom 30. 7. 1942.

48) Brief von Karl Mörwald an seine Eltern vom 26. 8. 1942.

49) Siehe Anmerkung 13.

50) Brief von Leo Mörwald an seine Eltern vom 10. 6. 1944.

51) Brief von Leo Mörwald an seine Eltern vom 19. 10. 1944.

einem Brief vom März desselben Jahres hervor, in dem er über unliebsame Post berichtet: „Habe gestern zum erstenmal von zu Hause von der Partei eine Zeitung der Frontsoldaten bekommen. Die verfolgen einen auch überall hin. Von diesen Leuten hat man nirgends Ruhe. Naja, mir kann es recht sein, ich brauche ohnehin öfters Papier für besondere Zwecke.“⁵²⁾ Auch seinen letzten Brief unterzeichnet „Poidl“ mit „Sieg Heil“. Leopold durfte diesen Sieg, von dem er und seine Freunde geschrieben, nicht mehr erleben, denn er fiel in den April-Tagen des Jahres 1945 bei Himberg, in der Nähe von Wien.

Im Mai 1944 ist es für Karl Mörwald Zeit, über das Leben „danach“ zu schreiben, er tröstet seine Eltern: „Doch liebe Eltern, wir haben schwere Zeiten hinter uns. Sie werden aber noch schwerer werden, aber kurz, dann wird für uns ein anderes Leben beginnen, wenn wir dieses Jahr überwunden haben.

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus.“⁵³⁾ Zum Jahresende zeichnet sich aber ab, daß es doch länger dauern wird: „Auf einige Monate mehr oder weniger kommt es der Weltgeschichte eben nicht an.“⁵⁴⁾



August Vavrcka vor der gesprengten Donaubrücke (um 1950)
(Alle Repros: Robert Streibel, Wien)

Kurzcharakteristiken

Louis Mahrer, geboren 1917, und August Vavrcka, geboren 1922, stammten aus sozialdemokratischen Familien in Krems, die zu den Mitbegründern der Partei und Gewerkschaft zählten. Bei den Roten Falken politisiert, sympathisierten sie nach 1934 mit der illegalen KPÖ und nahmen an Schulungen und Aktionen gegen den Austrofaschismus teil. In den

⁵²⁾ Brief von Leo Mörwald an seine Eltern vom 4. 3. 1944.

⁵³⁾ Karl Mörwald an seine Eltern vom 16. 9. 1944.

⁵⁴⁾ Brief von Lous Mahrer an August Vavrcka vom 6. 11. 1944.

Briefen analysieren sie die militärische Lage und die Möglichkeiten, Widerstand zu leisten. Aus der Zeit von 1939 bis 1944 sind 24 Briefe und Karten erhalten, wobei jeweils nur die Korrespondenz von Louis Mahrer erhalten geblieben ist. Louis Mahrer, in Frankreich und später auf dem Balkan stationiert, war als Funker tätig und verarbeitete seine Beteiligung im Widerstand in der Form der Erzählung „Bora“. Nach 1945 war er als Lehrer in Krems tätig und in der KPÖ organisiert. August Vagrcka, unter anderem in Warschau stationiert, geriet in russische Kriegsgefangenschaft und arbeitete im Antifaschistischen Büro österreichischer Kriegsgefangener. Nach Krems zurückgekehrt, war er bis 1956 Bezirkssekretär der KPÖ und wechselte als Versandleiter und später kaufmännischer Direktor in die Hütte Krems. Die mit Louis Mahrer geplante Oper wurde niemals realisiert. August Vagrcka komponierte einige Schlager und gilt noch heute als beliebter Musiker bei Festivitäten.

Karl Mörwald desertierte im Jänner 1945 von seinem Fliegerhorst in Berlin-Rangsdorf mit gefälschten Papieren und lebte bis Mai 1945 bei seinen Eltern und bei Freunden versteckt in Krems. Schon am 8. Mai war Mörwald bei der Konstituierung einer provisorischen Gemeindevertretung im Rathaus aktiv. Karl Mörwald war in späterer Folge Vizebürgermeister in Krems sowie Landtagsabgeordneter und Gemeinderat für die KPÖ. Bis zu seiner Pensionierung arbeitete er in der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft.

Maria Bindlechner

Eine gotische Anbetungstafel in der Pfarrkirche Mittelberg bei Langenlois¹⁾

Das wenige Kilometer westlich von Langenlois gelegene Mittelberg wird erstmals 1194 urkundlich erwähnt; „Mittelberch“ wird im Zusammenhang mit einem Zehenttausch des Erzbistums Passau und des Stiftes Göttweig erwähnt.²⁾ Die dem heiligen Wolfgang geweihte Mittelberger Pfarrkirche ist eine im Kern gotische Saalkirche mit spätgotischem Chor. Nach der Erhebung Mittelbergs zur Pfarre im Jahr 1784 wurde die Kirche Ende des 18. Jahrhunderts umgebaut und durch Zubauten vergrößert; als Baumeister ist Michael Reisinger aus Stein dokumentiert.³⁾

In der Mittelberger Pfarrkirche befinden sich zwei Tafelbilder; eine Darstellung der Dreifaltigkeit von Martin J. Schmidt und eine gotische Anbetungstafel (Abb. 1 = Titelbild), deren hohe künstlerische Qualität überrascht. Das in der Literatur verschiedentlich erwähnte, unterschiedlich datierte und lokalisierte, jedoch kaum näher behandelte gotische Tafelbild veranlaßte die genauere Beschäftigung damit.

¹⁾ Grundlage dieses Aufsatzes ist die Aufnahmearbeit der Verfasserin am Kunsthistorischen Institut der Universität Wien aus dem Jahr 1987.

²⁾ Josef Gruber, *Aus der Geschichte des Ortes Mittelberg (Rückersdorf 1975)* S. 20.

³⁾ Dehio-Handbuch, *Die Kunstdenkmäler Österreichs. Niederösterreich nördlich der Donau* (Wien 1990) S. 746.

Die Herkunft der gotischen Mittelberger Tafel ist ungesichert; Erwähnungen der Tafel im Zusammenhang mit dem ebenfalls in der Mittelberger Pfarrkirche befindlichen barocken Bild Martin J. Schmidts⁴⁾ ermöglichen Vermutungen zur Provenienz. Die 1907 erschienene Kunsttopographie des Bezirkes Krems berichtet von einem Inventar der Mittelberger Pfarrkirche aus dem Jahre 1869, in dem die gotische Anbetungstafel gemeinsam mit dem Dreifaltigkeitsbild des Malers Martin J. Schmidt als „1836 von einem Wohltäter gespendet“ angeführt wird.⁵⁾ Ein Vermerk in der Chronik der Mittelberger Pfarrkirche⁶⁾ im Jahr 1836 bezeichnet die barocke Dreifaltigkeitsdarstellung als Geschenk des Dechants Alois Schmid in Altpölla; dem Wortlaut der Pfarrchronik zufolge erhielt Schmid die barocke Tafel 1836 als Legat vom im gleichen Jahr verstorbenen Pfarrer Ignaz Eder in Lengenfeld.

Rekapituliert man den in der Mittelberger Pfarrchronik festgehaltenen Vermerk, so ergeben sich für die barocke Tafel folgende Besitzverhältnisse: der Lengenfelder Pfarrer Ignaz Eder vermachte 1836 das Bild dem Dechant Alois Schmid in Altpölla, der es seinerseits im gleichen Jahr dem Mittelberger Pfarrer Brantner schenkte. Die gesicherte Besitzerabfolge der barocken Tafel wäre wohl ohne Belang für die Anbetungstafel, wenn nicht das oben genannte Inventar der Mittelberger Pfarrkirche aus dem Jahr 1869 beide Tafeln als Schenkung eines Wohltäters, nämlich des Altpöllinger Dechants Schmid, bezeichnen würde.⁷⁾

Die zeitlich letzte Nachricht zur Mittelberger Tafel findet sich in Josef Grubers „Geschichte des Ortes Mittelberg“.⁸⁾ Gruber zufolge hat der in der Chronik überlieferte Besitzerwechsel der barocken Tafel auch für die gotische Tafel Gültigkeit; zudem ist weiters angeführt, daß die Anbetungstafel aus dem bayrischen Kloster Niederaltaich stammt.⁹⁾ Indes bleibt die Bestätigung dieser Aussage mangels historischer Dokumente offen, ihre Richtigkeit wird nur indirekt und teilweise von dem in der Kunsttopographie erwähnten Inventar gestützt. Die von Gruber angegebene Herkunft der Anbetungstafel kann als plausible Hypothese betrachtet werden, wenn man die dokumentierten Beziehungen der drei genannten Personen zueinander betrachtet.

Den wichtigsten Platz in den Verbindungen der drei im Waldviertel tätigen Geistlichen nimmt der Dechant von Altpölla, Alois Schmid (1766-1851),¹⁰⁾ ein. Schmid war mit dem Mittelberger Pfarrer Johann Brantner (1789-1868)¹¹⁾ über längere Zeit beruflich eng verbunden, von ihrer Freundschaft berichtet ein vom jüngeren Brantner verfaßter respektvoller Nachruf an seinen Kollegen Schmid, der ihm nach eigenen Worten „väterliche Zunei-

⁴⁾ Vgl. dazu Rupert Feuchtmüller, *Der Kremser-Schmidt 1718-1801* (Innsbruck/Wien 1989) S. 158, 558.

⁵⁾ Die Nachforschungen zu genanntem Inventar blieben leider erfolglos, erwähnt in: Hans Tietze (Bearb.), *Österreichisches Kunsttopographie. Die Denkmäler des politischen Bezirkes Krems in Niederösterreich*, Bd. I (Wien 1907) S. 325.

⁶⁾ Verfasser der im Pfarramt Mittelberg aufbewahrten Pfarrchronik ist der von 1824 bis 1868 amtierende Pfarrer Johann Brantner, besagte Notiz ist auf S. 106 festgehalten.

⁷⁾ Vgl. Anm. 5.

⁸⁾ Josef Gruber, *Geschichte Mittelberg* (wie Anm. 2) S. 38, 68.

⁹⁾ Gruber erwähnt leider nicht die Quelle, auf die er sich beruft. Möglicherweise bezieht sich Gruber auf das in der Mittelberger Pfarrchronik vermerkte Testament Eders; die Nachforschungen nach dessen Verbleib blieben leider erfolglos.

¹⁰⁾ Zu den Lebensdaten Alois Schmid vgl. Stephan Biedermann, *Altpölla. Seine Pfarrgeschichte* (Altpölla 1932) S. 59. — Friedrich B. Polleer (Hg.), *Geschichte der Pfarre Altpölla* (Altpölla 1982) S. 129 f.

¹¹⁾ Zu den Lebensdaten Johann Brantners vgl. Josef Gruber, *Geschichte Mittelberg* (wie Anm. 2) S. 8, 55.

gung entgegenbrachte“ und mit dem ihn „ein vertrauliches Verhältnis verband“. ¹²⁾ Schmidts Verbindungen zum Lengelfelder Pfarrer Ignaz Eder (1758-1835) ¹³⁾ sind in erster Linie durch den Nachlaß der barocken Tafel belegt; gemeinsam ist beiden ihre bayrische Abstammung, ¹⁴⁾ durch die sie besonders verbunden gewesen sein mögen. Eder leitete bis zur Säkularisation den Erlahof in Spitz, der das Verwaltungszentrum der in der Wachau gelegenen Besitzungen des bayrischen Benediktinerklosters Niederaltaich war; ab 1804 stand Eder der Pfarre Lengelfeld vor. Eders Anwesenheit in Niederaltaich ist bei der Klostersauflösung im Jahre 1803 dokumentiert; ¹⁵⁾ berichtet wird auch, daß bei der Klostersauflösung großzügige Schenkungen von Bildern ¹⁶⁾ vorgenommen wurden. In der Literatur ist die Nachricht überliefert, daß Eder 1803 im Zuge der Klostersauflösung das Porträt eines Abtes ¹⁷⁾ nach Lengelfeld mitbrachte. Dieses Porträt war vermutlich Anstoß für Eder und Schmid, gleichfalls ein Bildnis von sich anfertigen zu lassen. ¹⁸⁾

Die naheliegende Schlußfolgerung, daß die Mittelberger Anbetungstafel aus den Beständen des Niederaltaichers Klosters stammt und nach der Auflösung über den Ordensangehörigen Eder ins Waldviertel gelangte, wird durch die engen Beziehungen der drei Geistlichen zueinander denkbar. Diese Annahme beinhaltet, daß Eder 1836 die gotische Anbetungstafel gemeinsam mit der barocken Tafel Schmid vermachte, der beide Tafeln seinerseits wiederum dem Mittelberger Pfarrer schenkte. ¹⁹⁾ Diese Vermutung wird zusätzlich durch den Umstand gestützt, daß ein solch qualitätsvolles Bild eher aus dem Besitz eines begüterten Klosters als aus den vergleichsweise bescheidenen Verhältnissen eines Dechants stammen dürfte.

Bei der 1973 vom Bundesdenkmalamt Wien restaurierten Tafel ²⁰⁾ handelte es sich ursprünglich mit großer Wahrscheinlichkeit um die Mitteltafel eines Altarwerkes; darauf verweisen die dafür prädestinierten annähernd quadratischen Maße ²¹⁾ der leicht beschnittenen goldgrundigen Tafel, ferner auch die in ikonographischer Hinsicht sinnfällige Darstellung eines Vera Ikon auf der Tafelrückseite.

¹²⁾ Johann Brantner, Schilderung würdiger Diocesanpriester: Alois Schmidt. In: Hippolytus 3 (1860) S. 67 - 70.

¹³⁾ Zu den Lebensdaten Ignaz Eders vgl. Ludwig Heinrich Krick, Die ehemaligen stabilen Klöster des Bistums Passau. Chronologische Reihenfolge von der Gründung der Klöster bis zu ihrer Aufhebung (Passau 1923) S. 170, 352. — Stephan Biedermann, Lengelfeld. Seine Pfarr-, Markt- und Herrschaftsgeschichte (Lengelfeld 1934) S. 25. — Gerda Wagner, Studien zur Ortsgeschichte des Marktes Lengelfeld (phil. Diss., Wien 1965) S. 249 f.

¹⁴⁾ Vgl. Anm. 10, 13.

¹⁵⁾ Karl Stadlbauer, Die letzten Äbte des Klosters Niederaltaich. In: Verhandlungen des historischen Vereines für Niederbayern, Bd. 23 (Landshut 1884) S. 116, 127.

¹⁶⁾ Überliefert ist ferner, daß während der Klostersauflösung Gemälde verschollen sind, vgl. dazu Winfried Baer, Die Kunsttopographie der Benediktinerabtei Niederaltaich (phil. Diss. Innsbruck 1967) S. 267 f.

¹⁷⁾ Erwähnt bei: Wagner, Lengelfeld (wie Anm. 13) S. 278, 249. — Biedermann, Lengelfeld (wie Anm. 13) S. 25. — Tietze, Österr. Kunsttopographie (wie Anm. 5) S. 303.

¹⁸⁾ Das Porträt Alois Schmidts befindet sich im Pfarrhaus von Altpölla, vgl. Abb. 71 in Polleroß, Altpölla (wie Anm. 10). — Nach freundlicher Auskunft des Pfarrers von Lengelfeld ist sowohl das Porträt des Niederaltaicher Abtes als auch das Ignaz Eders verschollen; Erwähnungen beider Porträts in: Tietze, Kunsttopographie (wie Anm. 5) S. 303. — Biedermann, Lengelfeld (wie Anm. 13) S. 25. — Wagner, Lengelfeld (wie Anm. 13) S. 278.

¹⁹⁾ Bei diesem Schluß muß allerdings berücksichtigt werden, daß der Mittelberger Pfarrer Brantner in seiner Chronik nur die barocke Tafel erwähnt; das Inventar wurde ein Jahr nach dem Tod Brantners angelegt und interpretiert möglicherweise Herkunftshinweise zur gotischen Tafel vereinfacht.

²⁰⁾ Vgl. Schlußbericht der Bundesdenkmalamt-Werkstätten vom 8. 2. 1973.

²¹⁾ Die Maße der Tafel betragen 122×101, der Rahmen des Bildes stammt aus dem 19. Jahrhundert, vgl. dazu Anm. 20.

Stilistisch zeigt die Mittelberger Tafel sorgfältige Ausgewogenheit in den Gestaltungsmitteln; altertümliches Formenvokabular hat gegenüber fortschrittlichem eindeutig die Oberhand, beide Modi sind jedoch zu einem harmonischen Ganzen zusammengefügt. Die diagonale Figurenreihung und das Schrägstellen architektonischer Motive sind in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die probatesten Mittel, um Räumlichkeit auf der Bildfläche zu erzeugen; die beiden genannten Merkmale bestimmen die Komposition der Mittelberger Tafel wesentlich. Die Anordnung von Figuren und Architektur folgt einem diagonalen Raster, in dem geometrisches und inhaltliches Zentrum zusammenfallen: das Jesukind ist Mittelpunkt der Komposition und Angelpunkt der inhaltlichen Aussage.

Das Bildpersonal befindet sich auf einer schräg geklappten Raumbühne, an die ein hochgezogener Landschafts- und Architekturhintergrund anschließt; die Figuren sind in zwei zueinander parallelen und schräg in den Bildraum ansteigenden Reihen angeordnet. Die nahezu geometrisch genaue Ausrichtung der vorderen Figurenreihe kann deutlich an der gedachten diagonalen Linie abgelesen werden, die sich entlang der Silhouettenkontur des ältesten Königs und der Nimben ergibt; zudem wird die diagonale Wirkung der vorderen Figurenreihe durch das inhaltlich bedingte Ehrfurchtsmotiv des knienden Königs wesentlich verstärkt. Einen wichtigen Platz auf der Raumbühne nimmt die schräg gestellte Hütte ein, die aus dünnen Stützen und zwei Dächern zusammengebaut ist. Der geöffnete Hüttengiebel fungiert als Gegengewicht auf die diagonale Ausrichtung der Figurenreihe und umfängt Maria gleichzeitig wie einen Rahmen. Durch die diagonale Anordnung von Figuren und Hütte auf der Aktionsbühne entsteht in der linken Bildecke zwangsläufig ein etwa dreiecksförmiger Freiraum, der in seiner tatsächlichen Ausdehnung durch die am Boden aufliegenden Draperien erheblich verkleinert wird. Dieser Freiraum macht einerseits den steilen Bühnengrund anschaulich, kommt aber andererseits akzentuiertem Setzen von Räumlichkeit gleich.

Die Könige sind durch die relativ dichte Reihung zu einem großen Figurenkomplex verbunden, bei dem Überschneidungen so vorgenommen werden, daß keine räumlichen Lücken zwischen den Figuren entstehen. Besonders gut nachvollziehbar ist dieses Prinzip beim Kopf des ältesten Königs, der den durch die Bewegung des zweiten Königs entstandenen Freiraum ausfüllt. Obwohl das am Boden aufliegende Kleid Mariens deutlich den ihr zur Verfügung stehenden Raum in und vor der Hütte definiert, weist Maria eine ambivalente räumliche Beziehung auf. Der Umstand, daß der flächige scheibenförmige Nimbus Mariens genau an die in die Tiefe führende Dachpfette der dreidimensionalen Hütte grenzt, bewirkt, daß nicht zu entscheiden ist, ob sich Maria vor oder in der Hütte befindet; unklar ist auch, ob sie auf einer Sitzgelegenheit oder auf dem Boden sitzt. Der inhaltlich isolierte Josef wird durch die Anordnung in der Hütte auch räumlich von der dominanten Hauptgruppe geschieden. Durch die Überschneidung Josefs mit der vorgestellten Hüttenstütze wird soviel Raum wirksam, daß ein auslaufender Gewandzipfel Mariens zwischen Josef und der Stütze mühelos Platz findet.

Die Hintergrundelemente nehmen die diagonale Ausrichtung von Figurengruppe und Hütte auf, ihre ausschnittshafte Form ist auf das Prinzip ineinandergeschobener Kulissen zurückzuführen. Das von Felsen umgebene steile Wiesenstück ragt am weitesten in die Raumbühne hinein, hinter dem Wiesenstück schiebt sich eine Mauer mit treppenartigem Abschluß in den Bildraum vor, dahinter wiederum setzt sich der in der Hütte sichtbare Hügel fort. Als letzte Schicht schließlich ist allen Hintergrundbestandteilen Goldgrund hinterlegt. Die Nahtstellen der Zusammenfügung von Hintergrundelementen und Raumbühne,

wie etwa das Aufkommen der Hüttenstütze neben dem mittleren König, kommen nicht zur Darstellung, sie werden durch die davorgestellten Figuren sorgfältig umgangen. Selbst beim Hügel hinter den dünnen Hüttenstützen ist durch die Position der Tiere nicht mit Sicherheit auszumachen, ob mit der Raumbühne im Vordergrund ein Zusammenhang besteht.

Der Hügel und die Mauer sind in ihrer Struktur kaum charakterisiert, das von Felsen umgebene Wiesenstück drängt durch die detaillierte Schilderung am stärksten in den Bildraum nach vorne. Durch die unmittelbare Zusammenschau mit dem jüngsten König suggeriert das Wiesenstück räumliche Nähe, auf einen entfernten Abstand verweist jedoch der Verkleinerungsmaßstab des Hirten und seiner Tiere. Dieser räumliche Konflikt kommt im wesentlichen durch die Stellung des jüngsten Königs zustande, der die Ansicht des möglichen Leerraumes zwischen sich und dem Wiesenstück verdeckt. In der linken Bildhälfte verhält es sich gegensätzlich, dort werden räumliche Leerintervalle betont und ermöglichen ein etappenweises Wandern des Blickes vom Vorder- in den Hintergrund, vom Freiraum zur Hüttenstütze über Josef zu den Tieren und schließlich zum Hügel mit dem dahinterliegenden Goldgrund.

Die Figuren wirken ungeachtet ihrer differenzierten Bewegung statisch, die Bewegung beschränkt sich im wesentlichen auf die Arme. Oft ist nur eine Hand ohne dazugehörigen Arm einer Figur zu sehen, dadurch wird einerseits die Darstellung eines verkürzten Armes umgangen, gleichzeitig aber der größtmögliche Verkürzungseffekt erreicht. Die Gewänder zeigen durchwegs geschlossene Formumrisse und verbergen körperliche Bewegung. Eine Ausnahme macht der älteste König, dessen geschlitzte Mantelform deutlich die Körperbewegung des Kniens zeigt. Unser Meister versucht allerdings nicht, die Körperbewegung des Kniens in der Gewandoberfläche auszudrücken, Hand- und Fußstellung des ältesten Königs sind viel mehr von der Draperie bestimmt als umgekehrt und vermitteln unausgewogene Proportionsverhältnisse. Die Gewänder²²⁾ sind einfach gegliedert, der Faltenstil charakterisiert sich durch lang anhaltenden und leicht geschwungenen Linienfluß, die weichen und in regelmäßigen Abständen gelegten Falten zerfallen selten in kleinteilige Formen. Zuweilen finden sich aber auch spitze Faltenformen und eckig gebrochene Kanten bei den Kleidern, wie zum Beispiel bei den unmotiviert dynamisch flatternden Ärmelenden des ältesten Königs.

Unterschiede in der malerischen Differenzierung zeigen sich besonders deutlich beim Inkarnat. Die mehr idealisierten Physiognomien Mariens und des Kindes sind sparsam und eher flächig modelliert, im Vergleich dazu sind die Einzelformen der Gesichter Josefs und der Könige mehr angedeutet als scharf umrissen. Zugeständnisse an den Detailrealismus sind punktuell und erfassen keineswegs alle Bildmotive. Bei den Gewändern kann zwischen Samt und Pelz unterschieden werden, auch die Materialien des Hüttenbaus sind säuberlich differenziert; als einheitlich geschilderte Fläche zeigt sich der Bühnengrund im Gegensatz zur sorgfältig ausgearbeiteten Struktur der Felsen.

Die wundersame Schwerelosigkeit einiger Motive verstärkt den feierlich stillen Charakter des Bildes entscheidend. Das Tuch Mariens und die Krone des mittleren Königs haben mehr schwebenden als lastenden Charakter, auch die dünnen Hüttenstützen tragen das schwere Dach mühelos; ähnlichen Eindruck macht die Lagerung des Kindes, das leicht wie eine Feder im Schoß der Mutter liegt und von ihr eher berührt als gehalten wird. Der

²²⁾ Das Kleid Mariens ist so stark nachgedunkelt, daß über die Binnengliederung kaum Aussagen zu machen sind.

musizierende Hirte im Hintergrund trotz ebenfalls den irdischen Gesetzen. Ungeachtet der Gefahr, jeden Moment mit seinen Schafen den steilen Hügel hinunterzugleiten, freut er sich sichtlich am dargestellten Wunder.

In der Raumwiedergabe sind kulissenartige Schichtung und dichte Bildfüllung mit betontem Freiraum und Tiefenstaffelung verbunden, der weiche und lang anhaltende Linienfluß der Gewänder wird zum Teil durch eckige Formen unterbrochen, neben geschlossenen und kaum bewegten Figurensilhouetten wird zaghaft Körperlichkeit und Bewegung gezeigt. Die traditionellen Motive der Anbetungsikonographie werden durch sorgfältig beobachteten Detailrealismus, wie zum Beispiel den mit Stroh zusammengebundenen Dachsparren, aufgelockert. Es handelt sich dabei um stilistische Merkmale, die in der Mehrzahl auf die allgemeinen Eigenschaften des auslaufenden Weichen Stils der zwanziger Jahre hinweisen; mehr angedeutet als konsequent dargestellt sind die Kennzeichen des Harten Stils der dreißiger Jahre des 15. Jahrhunderts. Diese vorerst noch allgemeine stilistische und damit auch zeitliche Einordnung der Mittelberger Tafel soll durch einen Lokalisierungsversuch ergänzt und überprüft werden, wobei anhand von spezifischen Stilmerkmalen auf einen enger gefaßten Datierungsrahmen geschlossen werden soll. Vor dem Versuch einer Zuordnung der Mittelberger Tafel in eine Kunstlandschaft werden einige ikonographische Besonderheiten der Tafel erläutert, die wichtige Hinweise auf Vorbilder liefern.

Ein traditioneller Modus der Anbetungsikonographie ist der Verlaufscharakter,²³⁾ der in der Bildgestaltung an den zeitlich versetzten Aktionen der Könige abzulesen ist. Die Handlung des ältesten Königs ist am weitesten fortgeschritten, er eröffnet die Huldigung kniend und überreicht barhäuptig sein Geschenk. Der mittlere König steht noch, er bereitet sich auf die Ehrerweisung vor und ist im Begriff, seine Krone abzunehmen; der jüngste König schließlich trägt noch seine Kopfbedeckung und verweist mit einer Handbewegung auf das zentrale Geschehen. Diese Form der Bildgestaltung bewirkt die Geschlossenheit der Komposition und die Blick- und Bewegungsrichtung der Figuren auf das inhaltliche Zentrum.

Im zweiten König der Mittelberger Anbetungstafel wurde ein „möglicherweise verkleidetes Porträt Kaiser Sigismunds“²⁴⁾ vermutet. Von diesem Kaiser berichtet die schriftliche Überlieferung, daß er auf einer (nicht erhaltenen) Anbetung als einer der Heiligen Könige²⁵⁾ dargestellt wurde. Für Sigismund werden drei physiognomische Merkmale als charakteristisch bezeichnet: lange und gebogene Nase, Vollbart mit Schnurrbart und ein

²³⁾ F. O. Büttner, *Imitatio Pietatis. Motive zur christlichen Ikonographie als Modelle der Verähnlichung* (Berlin 1983) S. 21.

²⁴⁾ Diese Vermutung wurde von Schultes ausgesprochen und im *Dehio* aufgenommen; Polleroß spricht sich dagegen aus. Vgl. Lothar Schultes, in: *Ausstellungskatalog Staat und Kirche in Österreich. Von der Antike bis Joseph II.* (St. Pölten 1985) S. 62, Nr. 6.8. — *Dehio-Handbuch, Niederösterreich* (wie Anm. 3) S. 746 f. — Friedrich B. Polleroß, *Das sakrale Identifikationsporträt. Ein höfischer Bildtypus vom 13. bis zum 20. Jahrhundert, I* (Worms 1988) S. 182 f., Anm. 3. — *Ders.*, *Neuere Literatur zur Kunstgeschichte des Waldviertels. In: Das Waldviertel 39* (1990) S. 217 f.

²⁵⁾ Die genannte Überlieferung bezieht sich auf die von Eberhard Windecke verfaßten „Denkwürdigkeiten zur Geschichte Kaiser Sigismunds“; Windecke, ein Mainzer Kaufmann und in Sigismunds Diensten stehend, erwähnt zwei Darstellungen in heute nicht mehr existierenden Klöstern, in denen der Kaiser als einer der drei Könige und als König David dargestellt wurde. — Vgl. dazu Stephan Waetzold, *Artikel Drei Könige. In: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. 4* (Stuttgart 1958) Sp. 492. — Bertalan Kery, *Kaiser Sigismund. Ikonographie* (Wien/München 1972) S. 21 f., 157; Rezension dazu von Gerhard Schmidt. In: *Zeitschrift für Kunstgeschichte*, 371 (1974) S. 78-82.

leicht geöffneten Mund mit sichtbaren Zähnen.²⁶⁾ Für die Identifizierung Sigismunds ist schließlich eine pelzverbrämte Mütze²⁷⁾ maßgeblich bestimmend, die im 15. Jahrhundert als Attribut höhergestellter Personen²⁸⁾ gilt. Von diesen genannten Merkmalen ausgehend, zeigt auf der Mittelberger Tafel der mittlere König die beschriebene Bart- und Nasenform des Kaisers, auch sind bei ihm die Zähne durch den leicht geöffneten Mund sichtbar. Das zuletzt genannte Merkmal findet sich allerdings auch bei Josef, wodurch es als ein für Sigismund typisches Merkmal entscheidend abgeschwächt wird. Die pelzverbrämte Mütze wiederum trägt der dritte und jüngste König. Wegen der Aufteilung der für Sigismund relevanten physiognomischen Merkmale auf zwei Könige läßt sich die Annahme, daß es sich beim zweiten König um Kaiser Sigismund handelt, nicht eindeutig belegen und muß auch wegen fehlender historischer Unterlagen weiterhin als Hypothese²⁹⁾ betrachtet werden.

Zum festgefügtten Kanon der Dreikönigsikonographie zählt auch die Darstellung der Lebensalter durch die drei Könige als Greis, Mann und Jüngling mittels Barttracht, wobei der jüngste König bartlos gezeigt wird.³⁰⁾ Die Mittelberger Tafel zählt zu den raren Darstellungen, die von dieser Regel abweichen und auch den jüngsten König bärtig zeigen. Zieht man diese ikonographische Besonderheit als Vergleichskriterium heran, so konnten im angenommenen Vergleichszeitraum der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ausgesprochen wenige Darstellungen mit derselben Abweichung³¹⁾ namhaft gemacht werden. Zu den Ausnahmen zählen eine Zeichnung niederländischer Herkunft (Abb. 2), die dem Kreis um Jan bzw. Hubert van Eyck zugeschrieben wird³²⁾, und eine um 1435 angesetzte Tafel des Tiroler Meisters von St. Sigmund³³⁾ (Abb. 3); letztere wird in weiterer Folge im Text nach ihrem Aufbewahrungsort abgekürzt als „Basler Tafel“ bezeichnet.

Die beiden genannten Darstellungen stehen mit der Mittelberger Tafel in keinem unmittelbaren stilistischen Zusammenhang; motivische und ikonographische Gemeinsamkeiten

²⁶⁾ Kery beschäftigt sich in seiner Arbeit „Kaiser Sigismund“ eingehend mit bildlichen Darstellungen des Kaisers. Von einem Porträt ausgehend, das Kaiser Sigismund darstellen soll, unternimmt Kery mittels typischer physiognomischer Züge und historischer Quellen den Versuch, den Kaiser in Porträts und Kryptoporträts nachzuweisen. Ebenfalls ausführlich behandelt Knauer Kaiser Sigismund betreffende Merkmale. Vgl. Kery, Sigismund (wie Anm. 25) S. 28. — Elfriede Regina Knauer, Kaiser Sigismund. Eine ikonographische Nachlese. In: L. Griesebach/K. Renger (Hgg.), Festschrift Otto von Simson zum 65. Geburtstag (Berlin 1977) S. 175, 178, 180.

²⁷⁾ Kery, Sigismund (wie Anm. 25) S. 48 f., 76 f. — Knauer, Sigismund (wie Anm. 26) S. 138 f.

²⁸⁾ Knauer, Sigismund (wie Anm. 26) S. 139.

²⁹⁾ Vgl. dazu Anm. 48.

³⁰⁾ Diese Regel ist in der Anbetungsikonographie ab der karolingischen Zeit nachweisbar, vgl. dazu: Waetzold, Drei Könige (wie Anm. 25) Sp. 485. — Hans Joseph Dicke, Zur Entwicklung des Dreikönigsbildes. In: Und folgten dem Stern. Das Buch der Heiligen Drei Könige (Köln 1964) S. 69.

³¹⁾ Als früheres Beispiel einer solchen Ausnahme wird eine Anbetungsdarstellung aus der Hand des Meisters Theoderich aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts genannt. Kery zufolge handelt es sich beim jüngsten König um Karl IV., der, um die beabsichtigte Porträtähnlichkeit zu wahren, bärtig dargestellt wurde. Vgl. dazu Kery, Sigismund (wie Anm. 25) S. 158. — Weitere Anbetungsdarstellungen, in denen alle Könige bärtig gezeigt werden, sind vor 1400 entstanden, so z. B. die Darstellung auf dem 1393/94 entstandenen Heiliggeistaltar Pedro Serras, vgl. Abb. S. 167 in Kindlers Malerei Lexikon, Bd. XI (München 1985).

³²⁾ Die Zeichnung weicht noch in einem weiteren Punkt von den ikonographischen Gepflogenheiten ab: der jüngste König ist nicht nur bärtig, sondern hat zudem auch entgegen dem Verlaufscharakter seine Kopfbedeckung abgenommen. Zuschreibung und Datierung der Zeichnung sind nicht einheitlich, vgl. dazu Anm. 49.

³³⁾ Lit. zum Meister von St. Sigmund: Alfred Stange, Deutsche Malerei der Gotik, Bd. X (Berlin 1960) S. 147 f. — Sammlungskatalog Kunstmuseum Basel. Sämtliche ausgestellte Werke, I. Teil (Basel 1966) S. 17. — Erich Egg, Gotik in Tirol. Die Flügelaltäre (Innsbruck 1985) S. 66-72. — Sammlungskatalog Wallraf-Richartz-Museum, Köln. Vollständiges Verzeichnis der Gemäldesammlung (Köln/Mailand 1986) S. 62.

der drei Darstellungen lassen jedoch die Schlußfolgerung zu, daß der Mittelberger und Basler Tafel ein gemeinsames und unabhängig voneinander verwendetes Vorbild, das wiederum der genannten niederländischen Zeichnung nahesteht, zur Verfügung stand. Die Vermutung gründet sich hauptsächlich auf zwei ikonographische Details: zum einen sind auf der Basler und Mittelberger Tafel wie auf der niederländischen Zeichnung alle Könige bärtig dargestellt; zum anderen verbindet die Basler Tafel mit der Zeichnung das gemeinsame Motiv der Ehrfurchtsgeste, das Geschenk mit verhüllter Hand darzubringen. Dieses im 15. Jahrhundert altertümlich anmutende Bildmotiv ist ebenfalls ausgesprochen selten, die gefundenen Beispiele sind mit einer Ausnahme zeitlich voranzustellen.³⁴⁾

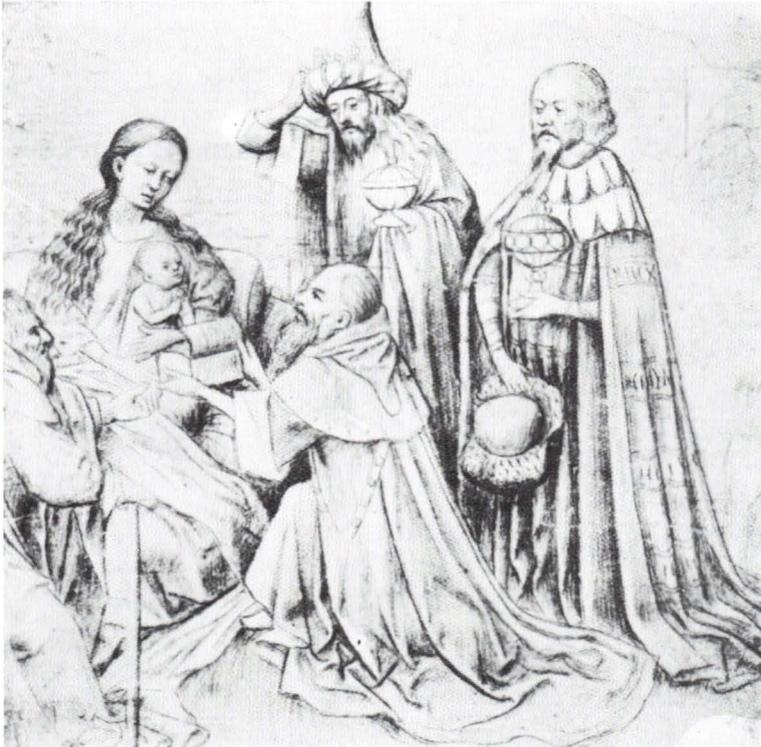


Abb. 2: Kreis um Jan bzw. Hubert van Eyck, Anbetung der Könige; Amsterdam, Reichsmuseum.
Foto: Amsterdam, Reichsmuseum. Repro: Kery

³⁴⁾ Bei den Beispielen handelt es sich um eine in Budapest aufbewahrte und um 1410 datierte Tafel des Meisters der Wiener Anbetung, vgl. dazu Gerhard Schmidt, Die österreichische Kreuzigungstafel in der Huntington Library. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege (1966) S. 8. — Ein weiteres Täfelchen mit diesem Motiv wird 1410/15 datiert und ist in Wien aufbewahrt, vgl. dazu Arthur Saliger, Sammlungskatalog Dom- und Diözesanmuseum Wien (Wien 1987) S. 87-91, Nr. 60. — Bei der Ausnahme handelt es sich um die 1440 datierte Tafel des Friedrichsmeisters, die meines Erachtens in ikonographischer Hinsicht und durch die allgemeinen Anklänge in der Figurenanordnung in losem Zusammenhang mit den oben besprochenen Darstellungen steht. Im Vergleich zur Basler Tafel reflektiert der Friedrichsmeister das Ehrfurchtsmotiv genauer, er beschränkt das Motiv der verhüllten Hand auf einen König, der mit der anderen Hand wie auf der Amsterdamer Zeichnung nach der Krone greift. — Lit. zum Friedrichsmeister: Elfriede Baum, Katalog des Museums mittelalterlicher österreichischer Kunst (Wien/München 1971) S. 47 f., Abb. 24. — Brigitte Ascherl, Der Meister des Friedrichsaltars (phil. Diss., Wien 1976) S. 77 ff., 141.

Freilich ist große Vorsicht geboten, nur auf Grund von übereinstimmenden ikonographischen Details auf Verbindungen zu schließen. Die Vergleichbarkeit der Darstellungen reduziert sich zugegebenermaßen nur auf das Sujet und, sieht man von der fortschrittlichen



Abb. 3: Meister von St. Sigmund, Anbetung der Könige; Basel, Öffentliche Kunstsammlung.
Foto: Basel, Öffentliche Kunstsammlung

Rückenfigur auf der Zeichnung ab, auf die allgemeine Verwandtschaft in der Figurenanordnung. Weiters unterliegt der Vergleich der beiden Tafelbilder durch das Fehlen von Landschaft und Hüttenarchitektur auf der niederländischen Zeichnung großen Einschränkungen. Man darf mit großer Sicherheit annehmen, daß der Mittelberger und Basler Tafel ein Vorbild zur Verfügung stand, das selbstverständlich das übliche landschaftliche und architektonische Ambiente einer Anbetungsdarstellung beinhaltet, und insofern sind auch entsprechende Zwischenstufen zu berücksichtigen. In diesem Zusammenhang mag das gemeinsame Motiv der ausgebrochenen Ecke am Hüttendach der Basler und Mittelberger Tafel auch nicht als Zufall gewertet werden, sondern in einem gemeinsamen bzw. sehr ähnlichen Vorbild begründet liegen. Gegen eine zufällige und unabhängige Verwendung dieser seltenen und gerade deshalb aussagekräftigen Details ist anzuführen, daß die ikonographischen Beziehungen der Mittelberger und Basler Tafel zu anderen Anbetungsdarstellungen im deutschsprachigen Raum wesentlich geringer sind.

Der Übertragungsprozeß des angenommenen Vorbildes macht die Stilqualitäten beider Künstler augenscheinlich, sie sollen im nachfolgenden Vergleich kurz aufgezeigt werden. Die Basler Tafel beschränkt sich auf die Übernahme von ikonographischen Details und betont den konservativen Stilcharakter in der Raum- und Figurenauffassung, die Mittelberger Tafel hingegen verwertet ungleich stärker fortschrittliche Einflüsse in der Bildgestaltung. Kompositionell gesehen sind der Mittelberger und Basler Tafel die Figurenanordnung gemeinsam, wenn auch im einzelnen andere Lösungen gezeigt werden. Im Vergleich zur Mittelberger Tafel sind die Figuren der Basler Tafel dichter zusammengefügt, sie sind im Verhältnis zum Bildformat größer angelegt. Hüttenarchitektur und Figurenanordnung betonen stärker die Vertikale als die Diagonale, auf landschaftlichen Hintergrund wird völlig verzichtet. Die stabil und fest gebaute Hütte der Basler Tafel wirkt weniger räumlich, sie weist kein durchgehendes Raumkontinuum auf, sondern wird in zwei Kompartimenti für Josef und die Tiere geteilt. Die vergleichsweise altertümlichen Gewänder betonen stärker kurvig geführte Säume statt lang anhaltender Linien, eckige Formen fehlen gänzlich.

Das unterschiedliche Temperament beider Maler zeigt sich deutlich in der Darstellung einer Öffnung im Hüttendach und der Gestik Josefs. Der Mittelberger Maler zeigt ein schadhaftes Hüttendach mit einem großen Loch, die Basler Tafel eine fein säuberlich ausgeschnittene Dachfensteröffnung; die nachdenkliche Gestik Josefs auf der Mittelberger Tafel wird auf der Vergleichstafel als Ausdruck der Überraschung empfunden.

Die angeführten Unterschiede rücken die Mittelberger Tafel stilistisch näher an ein Vorbild, wie es in der Zeichnung erahnbar wird. Betrachtet man etwa vergleichend die Haarform Mariens auf der Mittelberger Tafel und der niederländischen Zeichnung, so ist das größere Verständnis für westliche Einflüsse augenfälliger als bei den stilisierten und wie geschnitzt wirkenden Lockenwirbeln des Tiroler Meisters. Die modischen Kostüme der Mittelberger Tafel, etwa der Mi-parti-Tappert und der mit Schlitzen versehene Mantel, haben in der niederländischen und französischen Malerei³⁵⁾ viele Entsprechungen; die Pelzmütze des jüngsten Königs findet sich auch auf der niederländischen Zeichnung.

³⁵⁾ Die kurz nach 1424 entstandene Anbetungstafel Meister Franckes gilt im deutschsprachigen Raum als eine der frühesten nachweisbar von niederländischen und französischen Vorbildern beeinflusste Darstellung; die Mittelberger Tafel weist bei den Kostümen einige Übereinstimmungen mit Meister Franckes Bild auf, dessen Datierung somit als zuverlässiger terminus post quem für die Mittelberger Tafel angenommen werden kann. — Vgl. dazu Otto Pächt, Meister Francke-Probleme. In: Ausstellungskatalog Meister Francke und die Kunst um 1400 (Hamburg 1969) S. 25, 27, Nr. 3b, T. II.

Neben mehrfachen Erwähnungen³⁶⁾ wurde die Mittelberger Tafel in der Literatur als österreichische, schwäbische, böhmische und westfälische Arbeit bezeichnet, der vorgeschlagene Datierungszeitraum reicht von 1420 bis 1520.³⁷⁾

Auf Grund des angenommenen Vorbildes war es naheliegend, den Vergleich mit Darstellungen aus an die Niederlande angrenzenden Kunstlandschaften weiterzuführen. Zahlreiche Übereinstimmungen ergaben sich zum Meister des Paradiesgärtleins, einem im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts am Oberrhein tätigen Anonymus. Entsprechungen im Figurentypus zeigen die namensgebende Tafel des anonymen Meisters, das 1410/20 datierte Paradiesgärtlein³⁸⁾ (Abb. 4), und die gegen 1425 entstandene Tafel der sogenannten „Erdbeerenmadonna“³⁹⁾ (Abb. 5); zusätzlich zum Figurentypus zeigt der um 1430 ange-setzte Staufener Altar⁴⁰⁾ (Abb. 6), ein Werk aus der Schule des Paradiesgärtleinmeisters, Verwandtschaft im Faltenstil.

Bei den heiligen Frauen (Abb. 7, 8, 9) beinhaltet die große Anzahl vergleichbarer Gesichtsformen die runde Kopfform mit der halbkugeligen Stirn, die leicht geschwungene Augenform und den Übergang des Nasenrückens in die halbrunden Augenbrauen. Gemeinsam sind den Frauengesichtern auch die flächige, breite Wange und das leichte Doppelkinn, die Haare lassen ein Ohr frei, sind im Nacken zusammengefaßt und fallen frei über die Schultern. Obwohl den Figuren des Paradiesgärtleinmeisters im allgemeinen ein heiterer Grundzug eigen ist, hat auch der versonnene und ernste Ausdruck der Mittelberger Madonna in der Solothurner Madonna seine Entsprechung, die zudem auch die spezifisch kleine halbrunde Form der Unterlippe aufweist.

Gemeinsam mit den Jesuskindern der oberrheinischen Tafeln (Abb. 10, 11, 12) hat das Mittelberger Kind die sackförmigen Wangen und die hohe Stirn, die auf den Vergleichs-

³⁶⁾ Die Mittelberger Tafel wurde in folgenden Schriften erwähnt: Monatsblatt des Alterthums-Vereines zu Wien, 3. Bd. (1891) S. 116. — Martin Riesenhuber, Die kirchlichen Kunstdenkmäler des Bistums St. Pölten (St. Pölten 1923) S. 197. — Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs: Niederösterreich, Neubearb. von R. K. Donin (Wien/München 1955, 4. Aufl.) S. 219. — Wilhelm Zotti, Kirchliche Kunst in Niederösterreich. Diözese St. Pölten, Bd. 2 (St. Pölten 1986) S. 246 f. — Pölleröb, Identifikationsporträt (wie Anm. 24) S. 182 f., Anm. 3. — Ders., Neuere Literatur (wie Anm. 24) S. 217 f. — Dehio-Handbuch, Niederösterreich (wie Anm. 3) S. 746 f.

³⁷⁾ In der 1907 erschienenen Kunsttopographie wird in der Mittelberger Tafel ein um 1500 entstandenes österreichisches Bild vermutet; der späte Zeitanatz ist nicht nur auf den damals beschädigten und übermalten Zustand der Tafel, sondern auch darauf zurückzuführen, daß zu diesem Zeitpunkt noch keine wesentlichen Forschungsergebnisse zur österreichischen Malerei vorlagen. Vgl. Tietze, Österreichische Kunsttopographie (wie Anm. 5) S. 33, 325. — Stilkritisch nicht nachzuvollziehen war die Lokalisierung der Tafel nach Böhmen durch das Bundesdenkmalamt bzw. Eppels Vorschlag, im Mittelberger Bild eine schwäbische Arbeit um 1520 zu sehen. — Vgl. dazu Schlußbericht der Restaurierung des Bundesdenkmalamtes 1973, Pkt. 2. — Franz Eppel, Das Waldviertel. Seine Kunstwerke, historischen Lebens- und Siedlungsformen (Salzburg 1984, 8. Aufl.) S. 165. — Auch die jüngste Lokalisierung der Tafel nach Westfalen konnte nicht überzeugen, vgl. Schultes, Staat und Kirche (wie Anm. 24) S. 52, Nr. 68.

³⁸⁾ Lit. zu dieser Tafel: Lilli Fischel, Über die künstlerische Herkunft des Frankfurter „Paradiesgärtleins“. In: Beiträge für Georg Swarzenski (Berlin 1951) S. 85–95. — Werner Noack, Weicher Stil am Oberrhein. In: Festschrift für Hans Jantzen (Berlin 1951) S. 111–117. — Ewald M. Vetter, Das Frankfurter Paradiesgärtlein. In: Heidelberger Jahrbücher, Bd. 9 (1965) S. 102–146. — Alfred Stange, Kritisches Verzeichnis der Tafelbilder vor Dürer, Bd. 2 (München 1970) S. 18, Nr. 9.

³⁹⁾ Lit. zu dieser Tafel: Stange, Kritisches Verzeichnis (wie Anm. 38) S. 19, Nr. 13.

⁴⁰⁾ Die Komposition der Anbetung des Staufener Altares weist einige Parallelen zu einem in Lüttich aufbewahrten Triptychon auf, das um 1415 datiert wird und von Panofsky als „Mi-Parisien-Mi-Rhenan“ bezeichnet wird. Vgl. dazu: Erwin Panofsky, Early Netherlandish Painting. Its origin and character, Bd. 1 (New York 1971) S. 92 f., Bd. 2, Abb. 106. — Futterer schied zwischen zwei Händen am Staufener Altar, vgl. Ilse Futterer, Eine Gruppe oberrheinischer Tafelbilder des 15. Jahrhunderts. In: Oberrheinische Kunst (1927) S. 15–28, — Noack, Weicher Stil (wie Anm. 38) S. 114 f. — Ausstellungskatalog Kunstepochen der Stadt Freiburg (Freiburg im Breisgau 1970) S. 134 f.



Abb. 4: Meister des Paradiesgärtleins, Das Paradiesgärtlein; Frankfurt am Main, Städelsches Kunstinstitut (Leihgabe des Historischen Museums Frankfurt).

Foto: Frankfurt am Main, Ursula Edelmann

tafeln durch die Haarecken zusätzlich betont wird; wie beim Staufener Kind sitzt der große Kopf auf den vergleichsweise schwächtigen Schultern, der breite und kurze Hals wird durch ein Doppelkinn angedeutet. Vergleichbar der Mittelberger Tafel ist der Haarkomplex der Figuren des Staufener Altares aus freien, strichelnden Formen gebildet. Dieser lockere Strich findet sich auch beim Meister des Paradiesgärtleins, am ausgeprägtesten jedoch auf einer Tafel der Heiligen Familie in Berlin (Abb. 13), die ebenfalls an den Oberrhein lokalisiert⁴¹⁾ wurde. Josefs leicht wehende Haare, die sich keiner übergeordneten stilisierten Form unterwerfen, sein Bart, der die Mundlinien verschleift, erinnern an die Mittelberger Könige; der Gesichtstypus zeigt ebenfalls Verwandtschaft mit dem Mittelberger Josef.

Die spezielle Form der gebundenen Kopfbedeckung Mariens auf der Mittelberger Tafel wird im ersten Jahrhundertviertel bevorzugt in oberrheinischen Werken⁴²⁾ gezeigt; ähnlich wie auf der Mittelberger Tafel ist das Tuch der heiligen Barbara auf der Tafel des Paradiesgärtleins drapiert.

⁴¹⁾ Lauts und Winkler lokalisierten dieses Täfelchen an den Oberrhein, Stange stellte Verwandtschaft zur oberrheinischen Buchmalerei fest, vgl. Ausstellungskatalog Europäische Kunst um 1400 (Wien 1962) Nr. 79. — Panofsky stimmt der oberrheinischen Lokalisierung nicht zu, stellt aber einschränkend fest, daß ihn dieses Täfelchen an „deutsche“ Qualitäten erinnert, vgl. Panofsky, *Netherlandish Painting*, Bd. 1 (wie Anm. 40) S. 94 f.

⁴²⁾ Auf einer zwischen 1420 und 1430 datierten, in Straßburg aufbewahrten und ebenfalls an den Oberrhein lokalisierten Tafel mit der Darstellung einer Mariengeburt wird diese Kopfbedeckungsform ebenfalls sehr ähnlich der Mittelberger Tafel gezeigt. — Vgl. Alfred Stange, *Deutsche Malerei der Gotik*, Bd. 4 (Berlin 1951) Abb. 112. — Stange, *Kritisches Verzeichnis* (wie Anm. 38) S. 29, Nr. 42.



Abb. 5: Meister des Paradiesgärtleins, Die Madonna in den Erdbeeren; Solothurn, Kunstmuseum.
Foto: Zürich, Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft



Abb. 6: Meister des Staufener Altares, Anbetung der Könige, Verkündigung, Heimsuchung; Freiburg, Augustinermuseum.

Foto: Freiburg, Verlags-Archiv Herder



Abb. 7: Anonymer Meister, Anbetung der Könige (Ausschnitt); Mittelberg, Pfarrkirche.

Foto: M. Bindlechner



Abb. 8: Meister des Paradiesgärtleins, Die Madonna in den Erdbeeren (seitenverkehrter Ausschnitt); Solothurn, Kunstmuseum.

Foto: Zürich, Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft



Abb. 9: Meister des Paradiesgärtleins, Das Paradiesgärtlein (Ausschnitt); Frankfurt am Main, Städelsches Kunstinstitut (Leihgabe des Historischen Museums Frankfurt).

Foto: Frankfurt am Main, Ursula Edelmann



Abb. 10: Anonymer Meister, Anbetung der Könige (Ausschnitt); Mittelberg, Pfarrkirche.

Foto: M. Bindlechner



Abb. 11: Meister des Staufener Altares, Anbetung der Könige (Ausschnitt); Freiburg, Augustinermuseum.

Foto: Freiburg, Verlags-Archiv Herder

Abb. 12: Meister des Paradiesgärtleins, Die Madonna in den Erdbeeren (Ausschnitt); Solothurn, Kunstmuseum.

Foto: Zürich, Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft





Abb. 13: Anonymer Meister, Die Heilige Familie; Staatliche Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Gemäldegalerie.

Foto: Jörg P. Anders

Der Staufener Altar (Abb. 6, 14) zeigt zur Mittelberger Tafel einen vergleichbar ausgebildeten Faltenstil. Hier wie dort finden sich verwandte Formulierungen des auslaufenden Weichen Stils in den flüssig geführten Faltenbahnen und des beginnenden Harten Stils bei häkchenartigen und kantigen Faltenmotiven. Mit der Mittelberger Tafel sind die Körper-

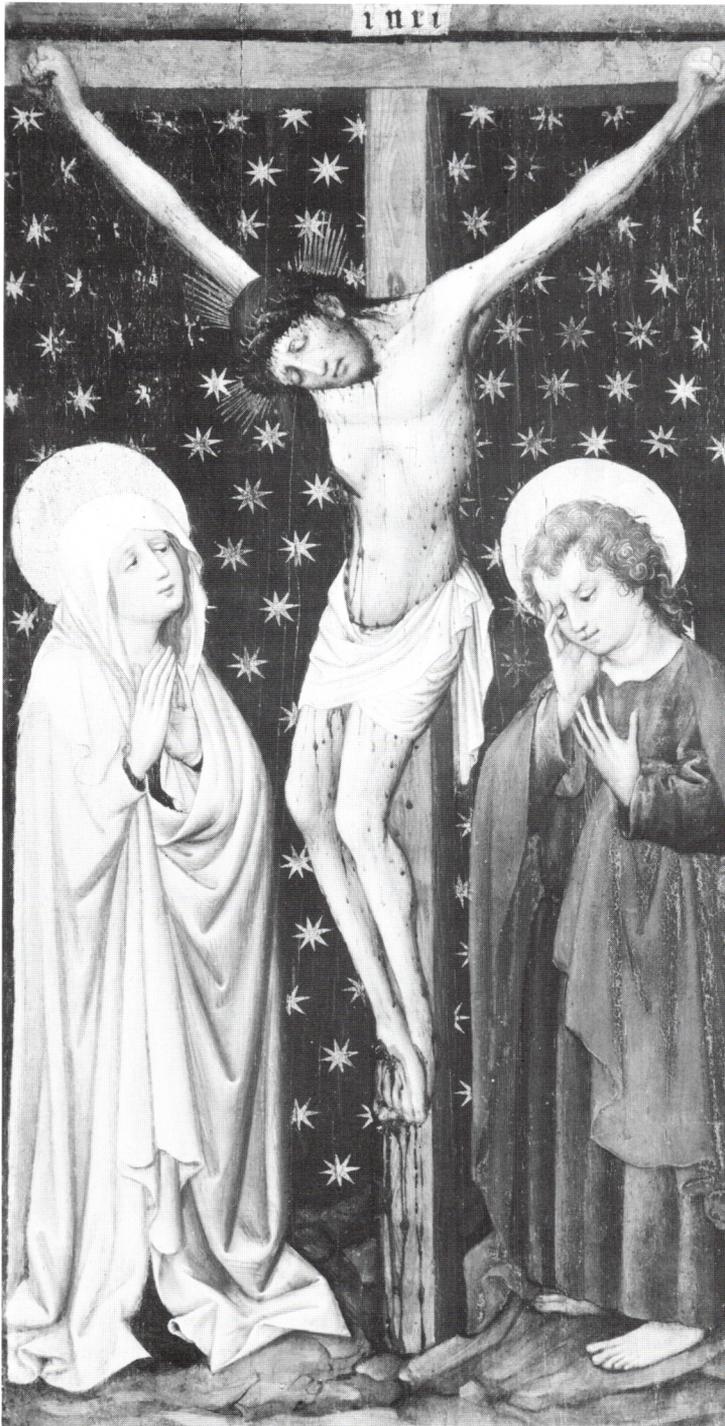


Abb. 14: Meister des
Staufener Altares,
Kreuzigung;
Karlsruhe,
Staatliche Kunsthalle.
Foto: Karlsruhe,
Staatliche Kunsthalle

proportionen des Staufener Altares verwandt, beide Tafeln zeigen Figuren mit großen Köpfen auf kleinen Körpern mit relativ kurzen Armen.

Wiewohl weitere Übereinstimmungen durch die unterschiedliche Aufgabenstellung bzw. Komposition des Anbetungsthemas nicht so offenkundig sind, verweisen die Darstellungen des Staufener Altares und die Mittelberger Tafel ungeachtet einiger Unterschiede auf eine vergleichbar gelagerte stilistische Entwicklungsstufe. Wenn der Staufener Meister bei der Anbetungstafel das Schrittmotiv oder das Knien bei den Königen überzeugender darstellt, so zeigt der Mittelberger Meister anstelle eines verhüllten Kindes ein natürlich bewegtes. Der Mittelberger Meister verknüpft alle Elemente des Hintergrundes deutlicher miteinander, die Vergleichstafel verwendet diese mit überwiegend rahmender Funktion. Auf der Staufener Anbetungstafel ergibt sich durch die diagonale Figurenreihung ebenfalls Freiraum,⁴³⁾ der im Vergleich zur Mittelberger Tafel durch die weniger steile Figurenreihung nicht so dominant ausfällt und in geringerem Ausmaß räumlich in die Komposition miteinbezogen ist. Eine andere Auffassung äußert sich in der Aufnahme von detaillierten pflanzlichen Motiven bei Exterieurszenen nicht nur auf den Tafeln des Staufener Altares, sondern auch beim Paradiesgärtleinmeister. Die genannten Unterschiede sind meines Erachtens nicht entscheidend, sondern umreißen vielmehr die Wesensunterschiede der Meister in einem gemeinsamen Kunstkreis.

Die Verknüpfungen zum Werk des Paradiesgärtleinmeisters und dessen Schule sprechen für die Ausführung der Mittelberger Tafel durch einen Maler, der im oberrheinischen Milieu seine Ausbildung erhielt.⁴⁴⁾ Zieht man den zeitlichen Ansatz der Vergleichstafeln zur Datierung der Mittelberger Tafel heran, so ist wohl wegen der größten stilistischen Annäherung an die gegen 1425 entstandene Erdbeerensmadonna⁴⁵⁾ und an den um 1430 datierten Staufener Altar⁴⁶⁾ auch eine annähernd gleichzeitige Entstehung der Mittelberger Tafel mit beiden Werken anzunehmen; die 1410/20 angesetzte Tafel mit dem Paradiesgärtlein⁴⁷⁾ wäre als stilistische Vorstufe zu betrachten. In das vorhandene Datierungsgerüst fügt sich auch die angenommene Rezeption eines niederländischen Vorbildes bei der Mittelberger und Basler Tafel. Die ikonographischen Abweichungen beider Tafeln sind schlüssiger auf ein der niederländischen Zeichnung nahestehendes Vorbild zurückzuführen, der umgekehrte Fall ist kaum vorstellbar.⁴⁸⁾ Ungeachtet der unsicheren Datierung kann der niederländischen Zeichnung — zumindest in diesem Fall — die zeitliche Priorität in der

⁴³⁾ Das Einsetzen des Freiraumes beschränkt sich beim Staufener Altar nicht nur auf die Anbetungstafel, er findet sich auch auf den Darstellungen der Geburt und Beschneidung, vgl. Tafel 7 bei Fütterer, *Oberrheinische Tafelbilder* (wie Anm. 40).

⁴⁴⁾ Wiewohl das Kriterium der Holzart einer Tafel nur mit Vorsicht als Argument für die Lokalisierung zu verwenden ist, verweist das bei der Mittelberger Tafel verwendete Nußholz (vgl. dazu Anm. 20) ebenfalls auf die vorgeschlagene Lokalisierung. Nußholz wird nach einer statistischen Aufstellung bevorzugt in der kölnischen und oberrheinischen Gegend verwendet, vgl. dazu Jacqueline Murette, *Connaissance des Primitifs par l'étude du Bois du XIIe au XVIe siècle* (Paris 1961) S. 52. — Ferner Aufnahmearbeit der Verfasserin (wie Anm. 1) S. 35, Anm. 13.

⁴⁵⁾ Vgl. Anm. 39.

⁴⁶⁾ Vgl. Anm. 40.

⁴⁷⁾ Vgl. Anm. 38.

⁴⁸⁾ Hier ist auf eine interessante und verbindende Gemeinsamkeit der besprochenen Tafeln hinzuweisen. Bei der niederländischen Zeichnung vermutet Kery im mittleren und jüngsten König die Porträts Kaiser Sigismunds und seines Bruders Wenzel. Ebenfalls Kery zufolge hat der Meister von St. Sigmund auf einer Tafel des namengebenden Altares in St. Sigmund im Pustertal Kaiser Sigismund in der Darstellung des hl. Sigismund „typenmäßig“ erfaßt; auch soll eine Kreuzigungsdarstellung desselben Meisters den Kaiser als römischen Hauptmann wiedergeben. Vgl. dazu Kery, *Sigismund* (wie Anm. 25) S. 47 f., 162 f., Abb. 28, 142.

Entstehung zugesprochen werden.⁴⁹⁾ Bei einer Datierung der Mittelberger Tafel um 1430 überrascht die mehr oder weniger konsequente und vor allem rasche Rezeption westlicher Einflüsse wegen der geographischen Lage nicht, der spätere Ansatz der Basler Tafel mit 1435⁵⁰⁾ würde dem üblichen zeitlichen West-Ost-Gefälle in der Verarbeitung westlicher Vorbilder durchaus entsprechen.

Die malerischen Qualitäten und die sichere Mischung von altertümlichen und fortschrittlichen Stilprinzipien lassen beim Mittelberger Meister auf einen vor 1400 geborenen Maler schließen, der durchaus und ohne Einschränkungen in eine Reihe mit den oberrheinischen Künstlern des ersten Drittels des 15. Jahrhunderts gestellt werden kann. Hinzugefügt werden darf noch, daß die Tafel mit der stillen und feierlichen Ausstrahlung in der Mittelberger Pfarrkirche einen ihr würdigen Aufbewahrungsort gefunden hat.

⁴⁹⁾ Die niederländische Zeichnung wurde der Hand G des Turiner Stundenbuches, Jan und Hubert Eyck zugeschrieben, es wurden aber auch Beziehungen zum Frühwerk von Petrus Christus festgestellt; entsprechend diesen Zuschreibungsvorschlägen würde der Datierungszeitraum das zweite, dritte und vierte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts umfassen. Anhaltspunkte zur Eingrenzung dieser Zeitspanne liefern zwei Datierungen: zum einen Kerys aus historischen Gründen erfolgter zeitlicher Ansatz der niederländischen Zeichnung um 1416/17 und zum anderen die 1434/35 entstandene und in einigen Punkten mit der Zeichnung übereinstimmende Anbetungstafel Jacques Daret's. — Vgl. K. G. Boon, *Netherlandish Drawings of the Fifteenth and Sixteenth Centuries*, Bd. 1 (The Hague 1978) S. 1 f. — Kery, *Sigismund* (wie Anm. 25) S. 162 f. — Panofsky, *Netherlandish Painting* (wie Anm. 40) Bd. 1, S. 158 f., Bd. 2, Abb. 234.

⁵⁰⁾ Sammlungskatalog Kunstmuseum Basel, 1. Teil (Basel 1966) S. 17.

Bernhard Jäger

Albert Reiter (1905-1970) — ein Waldviertler Komponist und Pädagoge^{*)}

Am 24. Februar 1970 starb der Waldviertler Komponist Albert Reiter. Sein Tod bedeutete für Niederösterreichs Kultur einen großen Verlust.

Reiter stammte aus Alt-Nagelberg, einem Waldviertler Fabriksort bei Gmünd, wo er am 21. Dezember 1905 als Sohn des Oberbeamten bei der Glasfabrik Stölzle-Nagelberg Hermann und dessen Frau Maria Reiter geboren wurde. Das Geburtshaus steht heute nicht mehr. Unter seinen Ahnen fanden sich wohl Musikliebhaber, aber keine ausübenden Musiker. Bei seiner Mutter, die sehr musikalisch war, erhielt er den ersten Violin- und Klavierunterricht. In Alt-Nagelberg besuchte er die Volksschule und kam dann, nachdem die Familie nach dem frühen Tod seines Vaters im Jahr 1917 nach Waidhofen an der Thaya übersiedelt war, an die dortige Realschule.

Das Ende des Ersten Weltkrieges hatte ein verelendetes und in seiner wirtschaftlichen Kraft schwer getroffenes Land hinterlassen. Durch die Inflation waren die Beamten, und

^{*)} Bei dem Aufsatz handelt es sich um eine Kurzfassung der Diplomarbeit des Verfassers an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien.

unter diesen wieder die Pensionisten, am schlechtesten dran. Ihr Gehalt fiel im Jahr 1920 auf 14 Prozent der Kaufkraft von 1914.¹⁾ So war es für die Mutter äußerst schwierig, ihre drei Söhne Hermann, Emanuel und Albert zu versorgen. Ihr Einkommen besserte sie auf, indem sie Studenten in Untermiete nahm und alleinstehende Beamte und Professoren zu Mittag verköstigte.

Nach Absolvierung der Realschulmatura im Jahr 1924 kam Albert Reiter nach Wien, wo er an der Technischen Hochschule Mathematik und Darstellende Geometrie zu studieren begann. Nach zwei Jahren „ergab sich endlich die Möglichkeit, an die Akademie (für Musik — Anm. d. Verf.) zu kommen“²⁾, an der Reiter vom 1. September 1926 bis zum 28. Februar 1930 studierte.³⁾

Hier erhielt er seine kompositorische Ausbildung bei dem Tiroler Komponisten Josef Lechthaler (1891-1948). Neben Lechthaler war für Reiters kompositorische Entwicklung Franz Schmidt (1874-1939) eine wichtige Lehrerpersönlichkeit. Sein Oratorium „Das Buch mit sieben Siegeln“ zählt sicher zu den Werken zeitgenössischer Musik, die Reiter sehr beeindruckt haben.⁴⁾ Zwei Jahre erhielt Reiter musiktheoretischen Unterricht bei dem bedeutenden österreichischen Kirchenmusiker Vinzenz Goller (1873-1953). Am 11. Dezember 1929 legte er die Staatsprüfung im Fach Klavier ab. Neben seinen Studien an der Musikakademie absolvierte Reiter als Externist die Lehrbefähigungsprüfung für Volksschulen an der Bundeslehrerbildungsanstalt in der Wiener Hegelgasse 12, um sich dadurch eine berufliche Basis zu schaffen. In seiner Studienzeit lernte Reiter Luise Haas kennen, die er 1930 heiratete. Ihr Vater war Kapellmeister bei der Vöslauer Kurkapelle.

Da Reiter in seinem Beruf als Volksschullehrer keine Anstellung finden konnte, betätigte er sich ab 1930 als Privatmusiklehrer in Waidhofen. In dieser Zeit setzte er seine Kompositionsstudien bei Josef Lechthaler 14tätig fort. Oftmals legte er dabei die Strecke von Waidhofen nach Wien (zirka 120 km) mit dem Fahrrad zurück. In diese Zeit fallen auch Reiters erste Kompositionen. Es sind dies Sonaten und Lieder, die er zu Lernzwecken schrieb.

Im Jahr 1933 wird Sohn Hermann geboren. Ein Jahr später findet Reiter eine Anstellung als Pflichtschullehrer. Am Nachmittag hielt Reiter privaten Musikunterricht und widmete sich dann am Abend seinem kompositorischen Schaffen. Die ersten Lehrposten erhielt er in umliegenden Ortschaften von Waidhofen. Auch diese Strecken legte er täglich mit dem Fahrrad zurück. Im Jahr 1937 stellte sich wiederum Nachwuchs ein; Tochter Helga wurde geboren.

Nach dem „Anschluß“ 1938 ergab sich auch in Waidhofen eine neue Situation, die sich u. a. in der Gründung einer Musikschule im Rahmen der NSG — „KdF“ (Nationalsozialistische Gemeinschaft — „Kraft durch Freude“) zeigte. Reiter wurde zum Leiter dieser Musikschule bestellt. Er gründete und leitete in diesem Zusammenhang eine „Spielschar“ (Chor- und Spielgruppe), die neben Lokalaufführungen auch größere Konzertreisen, z. B. nach Danzig, unternahm. Im Jahr 1939 legte Reiter die Fachlehrerprüfung für Musik, Mathematik, Darstellende Geometrie und Werkerziehung ab. Am 4. Juni 1940 absolvierte er die Lehramtsprüfung für Musik an Mittelschulen. Reiter machte das Probejahr am Waid-

¹⁾ Ernst Josef Görlich / Felix Romanik, Geschichte Österreichs (Innsbruck-Wien-München 21977).

²⁾ Brief A. Reiters an Josef Jernek, 21. 4. 1963. (Alle hier zitierten Briefauszüge liegen in Kopie beim Verfasser auf — die Originale befinden sich im Besitz von Frau Luise Reiter, Waidhofen/Thaya.)

³⁾ A. Reiter an Dir. Zott, 22. 3. 1963.

⁴⁾ Interview mit Prof. Mag. Hermann Reiter im Jahr 1988.

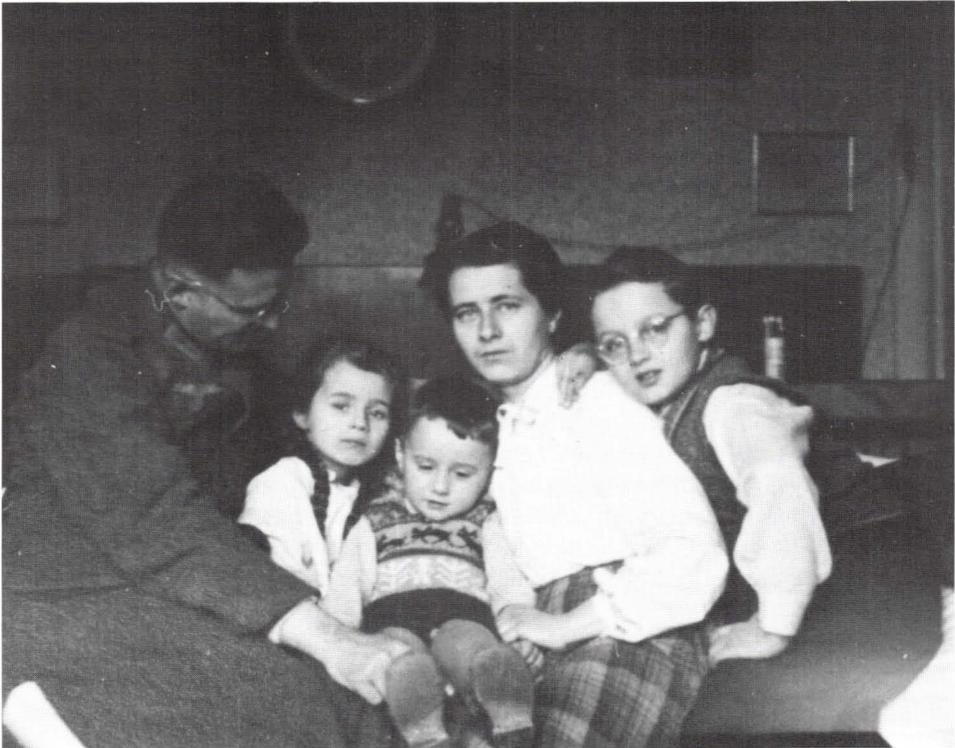
⁵⁾ A. Reiter an die Direktion der LBA, Wien, Hegelgasse 12.



Albert Reiter um 1940



Albert Reiter um 1960



Albert Reiter mit Helga, Herwig, Luise und Hermann (von links)

hofener Gymnasium, blieb aber aus finanziellen Gründen — als Pflichtschullehrer hatte er schon mehrere Dienstjahre — an der Hauptschule in Waidhofen tätig. Im Jahr 1941 stellte sich zum letztenmal Nachwuchs ein; Sohn Herwig wurde geboren.

Im Jahr 1943 nahm Reiter mit dem renommierten Musikverlag Simrock in Leipzig Kontakt auf. Dieser erklärte sich bereit, zwei Werke, die „Kleine Sonate für Klavier“ und die „Sonatine für Blockflöte und Klavier“, unter Vertrag zu nehmen.⁶⁾ Da der Verlag von den Kriegereignissen jedoch nicht verschont blieb — das größte Lager in Strehla wurde 1945 durch Brandstiftung vernichtet, zudem erhielt er nach Kriegsende keine Druckerlaubnis —, konnten beide Werke nicht verlegt werden.⁷⁾ Die Rechte der im Jahr 1943 zwischen Reiter und der Hans C. Sikorski KG (Leipzig) abgeschlossenen Verträge gingen nach Kriegsende auf den Anton J. Benjamin Verlag (Hamburg) über.⁸⁾ Da beide Werke für den Verlag Anton Benjamin (Hamburg) nicht mehr greifbar waren, einigte man sich auf die Verlegung der „2 Sonatinen für Klavier“ und der „Vier kleinen Stücke für Violine und Klavier“, die dann auch 1956 erschienen.

Als Reiter am 4. Oktober 1943 zu den Pionieren nach Hainburg eingezogen wurde, übernahm seine Schwägerin Grete Biedermann die Leitung der Waidhofener Musikschule bis zum Jahr 1945. Nach der Ausbildung in Hainburg kam Reiter nach Südfrankreich, geriet bei Toulouse in die Kämpfe mit den alliierten Truppen und wurde gefangengenommen. Mit seinen Kameraden brachte er eigene Kompositionen im Gefangenenlager von La Valette zur Aufführung. Der Lagerkommandant wurde auf Reiters musikalische Fähigkeiten aufmerksam und lud ihn öfters zu sich nach Marseille ein. Ein halbes Jahr galt der für seine Kriegsverdienste mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnete Komponist als vermißt. Erst im Mai 1946 kehrte er aus der Gefangenschaft zurück.

Nach dem Krieg wurde Reiter wegen seiner Mitgliedschaft bei der NSDAP aus dem Schuldienst entlassen. Seiner Schwägerin Grete Biedermann gelang es nach dem Krieg, trotz ihrer ehemaligen NSDAP-Mitgliedschaft, in Mistelbach — damals unter sowjetischer Kommandantur — eine Musikschule aufzubauen, die sie später auch leitete. Sie ermöglichte es Reiter, hier zu unterrichten. Durch ihre Anregungen schuf Reiter eine Vielzahl von pädagogischen Werken, meist für Streichersensembles.

Die zahlreichen Kompositionen Reiters, die bereits vor dem Krieg entstanden waren — „einige Kilo Notenpapier habe ich schon vor dem Krieg verschrieben“⁹⁾ —, gingen 1945 zum Teil bei Verlagen oder Herausgebern in Deutschland verloren. Ein großer Teil seiner Werke verschwand aus seiner Waidhofener Wohnung. Neben dem Klavierunterricht in Mistelbach leitete Reiter auch einen Kinderchor. Da es beim Ensemblespiel meist an tiefen Streichern mangelte, lernte Reiter im Privatunterricht in Wien das Cellospiel — die Ursache, warum der Cellopart bei den Streichersätzen aus dieser Zeit oft auffallend leicht zu bewältigen ist.¹⁰⁾ Grete Biedermann war es auch, die mit ihren Ensembles in zahlreichen Aufführungen erstmalig Reiters Werke dem Publikum vorstellte.

In musikalisch-pädagogischer Zusammenarbeit mit Grete Biedermann entstand die Violinschule „Fröhlicher Anfang“. Sie erschien im Jahr 1966 nach „15jähriger Erfahrungs-

⁶⁾ Ders. an den Musikverlag Sikorski (Hamburg), 20. 4. 1955.

⁷⁾ Sikorski an L. Reiter, 1946.

⁸⁾ Ders. an A. Reiter, 18. 5. 1955.

⁹⁾ A. Reiter an Josef Jernek, 21. 4. 1963.

¹⁰⁾ Interview mit HS-Prof. Grete Biedermann im Jahr 1988.

arbeit“¹¹⁾ beim Verlag Doblinger. Der erste Band dieser Schule stellt das eigentliche Lehrheft dar, während die weiteren vier Bände leicht zu spielende Kompositionen in verschiedenen Besetzungen und Möglichkeiten des Zusammenspiels enthalten.

Während Reiters Mistelbacher Zeit (1946-1948) gab seine Gattin in Waidhofen privaten Klavierunterricht und versorgte die Kinder. Auch die Strecke Waidhofen-Mistelbach (über 100 km) bewältigte Reiter viele Male mit dem Fahrrad.

Bei einem Hausmusikwettbewerb der Arbeitsgemeinschaft der Musikerzieher Österreichs im Jahr 1948 wurde Reiter mit der „Kleinen Suite für Streicher“ gewertet. Auch zum zweiten Hausmusikwettbewerb, der ein Jahr später stattfand, wurde ein Werk Reiters, diesmal die „Sonatine für Klavier und Violine in einem Satz“, gewertet. Der Preis — von der Jury wurde keine Preisverteilung im üblichen Sinne vorgenommen — war die Drucklegung der beiden Werke beim Österreichischen Bundesverlag. Später wurden die Rechte für die Drucklegung der beiden Werke vom Musikverlag Doblinger gekauft.¹²⁾

Im Herbst 1948 wurde Reiter wieder in den Schuldienst eingestellt. Bereits in seiner Mistelbacher Zeit begann er seine „Konzertante Musik für Klavier und Orchester“. Anlässlich eines Konzerts, das der Pianist Hans Weber in Waidhofen gab, zeigte Reiter diesem die Erstfassung, und Weber — damals der 2. Vorsitzende der im Jahr 1949 gegründeten Österreichischen Gesellschaft für zeitgenössische Musik (ÖGZM) — erklärte sich bereit, das Konzert zu spielen.¹³⁾

Nach einigen Änderungen der Erstfassung in Zusammenarbeit mit dem Pianisten, dem das Konzert auch gewidmet ist, gelangte die Neufassung am 15. März 1954 anlässlich des fünfjährigen Bestehens der ÖGZM im Brahmsaal des Wiener Musikvereinsgebäudes mit den Tonkünstlern und Prof. Dr. Hans Weber als Solisten unter der Leitung von Dr. Gustav Koslik zur Uraufführung.¹⁴⁾ Im selben Jahr wurde das Konzert bei dem von der ÖGZM initiierten 2. Musikfest in Hainburg (17. bis 19. September 1954) aufgeführt.¹⁵⁾ Bei der „3. Tagung zeitgenössischer Autoren und Komponisten 1954“ (10. Oktober bis 17. Oktober) erklang es in St. Veit an der Glan — diesmal mit Dr. Siegbert Ziak als Solisten. In vielen anderen Städten, u. a. in Krems und in Klagenfurt, gelangte die Neufassung zur Aufführung. Am 29. und 30. Jänner 1955 wurde das Konzert in Bukarest aufgeführt. Auch für den Rundfunk wurde das Konzert aufgenommen. Der Musikverlag Doblinger wurde so auf das musikalische Schaffen Reiters aufmerksam und begann mit der Verlegung seiner Werke.

In einem Schreiben vom 8. November 1955 lud der damalige Waidhofener Bürgermeister Franz Leisser Reiter, in der Absicht, eine städtische Musikschule zu gründen, zu einer Besprechung ein.¹⁶⁾ Nach längeren Vorarbeiten und Vorbesprechungen appellierten Reiter und Leisser in einem Schreiben an die Eltern, ihre Kinder in die Musikschule zu schicken. Im Jänner 1961 übergab Reiter aus gesundheitlichen Gründen und „wegen der Belastungen und Unannehmlichkeiten, die meine Berufe mit sich bringen“¹⁷⁾, die Leitung der Musikschule an seinen Sohn Hermann.

¹¹⁾ Dies.

¹²⁾ Siehe Anm. 4.

¹³⁾ Ders.

¹⁴⁾ Protokoll der Vollversammlung der ÖGZM vom 27. 10. 1954.

¹⁵⁾ Rundschreiben der ÖGZM, 24. 8. 1954.

¹⁶⁾ Kulturreferat der Stadtgemeinde Waidhofen/Thaya an A. Reiter.

¹⁷⁾ A. Reiter an den Gemeinderat der Stadt Waidhofen, 30. 11. 1960.

Städtische Musikschule Waidhofen a.d.Thaya.
=====

An alle Eltern

die Musik lieben und wollen, dass auch ihre Kinder musizieren !

Am 1. Februar 1956 wird die Städtische Musikschule in den Räumen unserer Hauptschule eröffnet.

Viele Monate Vorbereitung waren notwendig, um dieses Ziel zu erreichen, das alle grösseren Städte Niederösterreichs anstreben. Bund, Land und Gemeinde bringen dafür grosse finanzielle Opfer.

Die Musikschulen sind auch unbedingt notwendig geworden:

Es gibt kaum mehr ein Haus, in dem Jugendliche oder Erwachsene zusammenkommen um gemeinsam zu musizieren. Das Radio hat die Hausmusik verdrängt.

Über unsere Kinder wollen wir versuchen, wieder "selbstgemachte" Musik ins Haus zu bringen.

Eltern: Schickt daher Eure Kinder in die Kindersing-schule noch bevor sie ein Instrument lernen. Hier sollen die Kinder selber frühzeitig Musik machen, das Gesungene bewußt hören lernen und eine gute Grundeinstellung gewinnen um ein Instrument zu erlernen.

Die Kleinen sollen aber auch schon bald praktisch in der Gemeinschaft musizieren können: Daher plant die Musikschule den gruppenweisen Unterricht im Blockflötenspiel.

Alle in Waidhofen tätigen Musiklehrer und Musiker haben sich in der Musikschule zusammengeschlossen. So wird es möglich sein, den Unterricht in fast allen gebräuchlichen Instrumenten zu beginnen. Es ist geplant, verschiedene Orchesterinstrumente anzukaufen die an Schüler verliehen werden können, um so den Unterricht zu erleichtern.

Neben den Unterrichtsstunden im Hauptfach können die Schüler in den Nebenfächern gratis gemeinsam musizieren oder singen. Spiel- und Singgemeinschaft sollen die Freude an der Musik heben !

Es soll auch ein Jugendchor ins Leben gerufen werden! Jugendliche beiderlei Geschlechtes, macht Such eine Stunde in der Woche frei und kommt in die Musikschule! Wir rufen aber nicht nur die Jugend: Der Singfreudigkeit soll keine Grenze gezogen sein! Wir hoffen, daß über die Musikschule neues musikalisches Leben erwacht, dass besonders die Jugend ihren Hauptanteil daran trägt, dass aber auch manch anderer sein Instrument wieder hervorholt, das er in eine Ecke gestellt hat, mit uns singt und spielt zur eigenen Freude und zum Wohle unserer einst so sing- und spielfreudigen Heimat.

Der Leiter der Musikschule:
Albert Reiter e.h.

Der Bürgermeister:
Franz Leisser e.h.

Aufruf zur Gründung einer Musikschule in Waidhofen/Thaya (1956)

Im Jahr 1960 erhielt Reiter für seine hervorragenden musikalischen Leistungen den damals zum erstenmal verliehenen Kulturpreis des Landes Niederösterreich. Ein Jahr später beteiligte sich der Komponist wiederum an einem — diesmal von der Gesellschaft für Kunst und freie Berufe ausgeschriebenen — Wettbewerb mit dem „Kleinen Konzert für Cello und Orchester“ und erhielt den 1. Preis. Von den vielen Ehrungen und Auszeichnungen, die Reiter bekam, bereitete ihm im Jahr 1963 der damals selten verliehene Titel „Professor“ durch den damaligen Bundespräsidenten Dr. Adolf Schärf eine besondere Freude. Im Jahr 1966 wird dem Komponisten eine neuerliche Ehrung zuteil; für seine „Verdienste um das Bundesland Niederösterreich“ wird ihm das „Goldene Ehrenzeichen“ verliehen.

Als Mensch war Reiter stets einfach und bescheiden. Seine Arbeit als Lehrer, Musiker und Komponist war ihm das Wichtigste.¹⁸⁾ Über Musik sowie über sein kompositorisches Schaffen äußerte sich Reiter sehr wenig: „Mit Musik, da kann ich ja immer dienen und tue es auch gern, aber das Reden dazu, das macht mir immer Beschwerden.“¹⁹⁾

Trotz des großen Arbeitspensums ließ Reiter nie seine Familie zu kurz kommen. Er hat immer die Stille gesucht und war sehr naturverbunden. „... Allerdings meide ich die Großstadt, wo immer es nur geht.“²⁰⁾ „Die letzten zweieinhalb Jahre seiner Pensionszeit nutzte er noch sehr für seine Arbeit, die Familie und kleine Reisen. Den drei Kindern war er ein Vater, der in seiner stillen und unauffälligen Art immer geholfen hat, wenn es notwendig war, sich selbst aber nicht aufgedrängt hat.“²¹⁾

Im Jahr 1967 schied Albert Reiter als Direktor der Waidhofener Hauptschule aus dem Berufsleben. Die Genugtuung, „... nun endlich einmal ausgerastet an meine Arbeit gehen zu können“²²⁾, sollte ihm nur mehr zweieinhalb Jahre gegönnt sein. Zu Beginn des Jahres 1970 ließ sich Reiter ein Magenleiden, das ihm in den letzten Jahren schon sehr zu schaffen gemacht hatte, operieren. Eine nach der Operation auftretende Thrombose setzte den Schlußpunkt im Leben des Komponisten.

Reiters Werk umfaßt fast alle Gattungen, mit Ausnahme der Oper, obwohl er ständig auf der Suche nach einem für ihn geeigneten Libretto war. Sicherlich eignet sich Reiters Tonsprache auch wenig dazu, dramatische Wirkung aufzubauen, zumal auch das „ariöse Element“ in seiner Musik zugunsten der polyphonen Denkweise im Hintergrund steht. Reiters musikalische Sprache entstammt der Spätromantik und erfuhr nach dem Krieg eine Änderung in Richtung „neoklassizistischer Einfachheit“. Seine Musik ist durchwegs verständlich, leicht überschaubar und eignet sich zu einem großen Teil auch für nichtprofessionelle Ensembles. Ein beträchtlicher Teil von Reiters Werk — vor allem Kammermusik, Chor- und Orchestermusik — gelangte zu seinen Lebzeiten zur Aufführung. Auch der Rundfunk produzierte viele von seinen Werken.

Einen großen Teil im Schaffen des Komponisten nehmen Auftragswerke und Werke für den Unterricht ein. In seinen Kompositionen verwendet er traditionell gebundene Formen, wie Suite, Sonate, Rondo etc. Das Orchester wird bei ihm oft sehr sparsam eingesetzt, was zum Teil auch aus finanziellen Gründen geschah. Reiter vermeidet den romantisch rauschhaften Orchesterklang und sucht eine klare Linienführung in oft polyphoner Schreibweise.

¹⁸⁾ Interview mit Frau Luise Reiter im Jahr 1988.

¹⁹⁾ A. Reiter an Norbert Sprongl, 28. 11. 1966.

²⁰⁾ A. Reiter an Prof. Friedrich Sacher, 30. 6. 1967.

²¹⁾ Siehe Anm. 18.

²²⁾ A. Reiter an Dir. Zott, 22. 3. 1963.

Reiters Handschrift, Kadenz im dritten Satz des Klavierkonzerts

Bisweilen stößt er an die Grenzen der Tonalität vor, überschreitet diese aber nie. Reiter betonte stets seine Gegenposition zu den Avantgardisten und lehnte Schönbergs radikale Neuerungen der Tonsprache ab. Sein kompositorisches Grundprinzip war, „mit Musik dem Menschen eine Freude zu machen“.²³⁾

Reiter selbst bezeichnete seine Werke als „... gar nicht so modern. Ich liege vielleicht in der Mitte zwischen der Klassik und der ganz Modernen.“²⁴⁾ Von einer guten Komposition verlangte Reiter, daß sie „ansprechen und gefallen“ solle, „... sie soll einen Menschen auch innerlich irgendwie anregen. Sie soll nicht allein auf das Verstandesgemäße ausgerichtet sein.“²⁵⁾ Reiter orientierte sich an Komponistenpersönlichkeiten wie Josef Lechthaler, später Paul Hindemith und Carl Orff. Die Musik Bartoks, Prokofjews und Schostakowitschs scheint ihn ebenfalls sehr beeindruckt zu haben.

Reiter komponierte am Klavier, wobei er dies nicht zur kompositorischen Anregung, sondern als Kontrolle bereits festgefüger Gedanken verwendete.²⁶⁾ Seine Frau erinnert sich: „Mein Mann hatte in seiner Arbeit keine bestimmte Stilrichtung; er mußte arbeiten, es war ein innerer Zwang in ihm. Wenn die Arbeit nicht so recht gelang, war er tagelang schweigsam, und ich war voll Angst, er könnte krank sein, da er in den letzten Jahren viel

²³⁾ Siehe Anm. 10.

²⁴⁾ ORF-Interview, 1968?

²⁵⁾ ORF-Interview, 1968?

²⁶⁾ Siehe Anm. 4.

mit Magenleiden zu tun hatte. Nach Tagen kam er dann freudestrahlend und meinte: „Du, das ist mir gut gelungen!“, und die Freude war groß. Wenn ich nach einer gewissen Zeit nach dem neuen Werk fragte, sagte er oft: „Habe alles wieder weggeworfen und neu angefangen.“ Beachtlich waren sein Fleiß und sein Arbeitstempo.²⁷⁾

Reiters Werke werden heute nur mehr selten zu Gehör gebracht, doch gibt es Ensembles und Chöre, vor allem in Niederösterreich, die weiterhin Werke des Komponisten pflegen, u. a. der von seinem Sohn Hermann im Jahr 1970 gegründete „Kammerchor Albert Reiter“. Große Verdienste für die Verbreitung von Reiters Werken für Streicherensembles hat die am Wiener Schubertkonservatorium als Violinpädagogin tätige Grete Biedermann geleistet. Ihrem Einsatz ist auch die Drucklegung vieler Werke für Streicher in den verschiedensten Besetzungen beim Verlag Doblinger zu verdanken. Daß Reiters Werke auch heute noch vereinzelt im Ausland zur Aufführung gelangen, bestätigen die Abrechnungsblätter der A. K. M. (Staatlich genehmigte Gesellschaft der Autoren, Komponisten und Musikverleger).

Neben seiner Tätigkeit als Komponist kommt Albert Reiter ein großes Verdienst bei der Gründung der Musikschule in Waidhofen und durch seine Mitarbeit bei der Begründung des niederösterreichischen Musikschulwesens zu. Albert Reiter hat, wie seine Komponistenkollegen aus der Lechthaler-schule, nicht für die „große Welt“ geschrieben. Betrachten wir sein Schaffen und sein kompositorisches Schicksal, so finden wir Goethes Worte bestätigt, die dieser anlässlich eines Besuches in der Veroneser Galerie Gherardini, in der er auch Bilder des weniger prominenten Malers Alessandro Turchi, eines Eklektikers des italienischen Frühbarocks, zu Gesicht bekam, am 17. September 1786 niederschrieb: „In der Entfernung erfährt man nur von den ersten Künstlern, und oft begnügt man sich mit ihren Namen; wenn man aber diesem Sternenhimmel nähertritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen, und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunst reich.“



(Alle Repros: Bernhard Jäger, Waidhofen/Thaya)

27) Schriftliche Erinnerungen von Luise Reiter (in ihrem Besitz).

Rede bei der Enthüllung einer Gedenktafel am ehemaligen Gymnasium in Horn

Rudolf Kirchschrägers Beziehungen zu Horn

Rudolf Kirchschräger wurde am 20. März 1915 in Niederkappel in Oberösterreich als Sohn eines Fabrikarbeiters geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in Rosenau bei Windischgarsten (1921 - 1924) und Kronstorf (1924 - 1927) absolvierte er von 1927 bis 1930 die Bürgerschule in Steyr. Im Jahr 1930 kam Rudolf Kirchschräger nach Horn, wo er die 1928 gegründete Aufbauschule besuchte. Am 12. Juni 1935 legte Kirchschräger die Reifeprüfung mit Auszeichnung — Sehr gut in allen Fächern — ab. Er studierte anschließend Jus an der Universität Wien (Promotion 1940), von 1938 bis 1945 war er zur ehemaligen Deutschen Wehrmacht eingezogen und insbesondere in Polen und in der Sowjetunion eingesetzt. Nach der Entlassung aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft meldete sich Dr. Kirchschräger beim Oberlandesgericht in Wien und wurde dem Bezirksgericht Horn zugeteilt. In Horn trat Dr. Kirchschräger am 15. August 1945 seinen Dienst an. Er mußte hauptsächlich Vernehmungen und Vorerhebungen in Strafsachen bearbeiten. Ende Februar 1946 endete Dr. Kirchschrägers Dienstzeit in Horn, er wurde als Richteramtsanwärter an das Kreisgericht Krems versetzt. Als Mitglied der katholischen Studentenverbindung „Waldmark“ sowie als Absolvent der Horner Aufbauschule blieben Bezugspunkte zur Stadt Horn weiterhin bestehen.



Altbundespräsident Dr. Rudolf Kirchschräger mit Gattin Herma (rechts) und Otto Miklas, Sohn des Bundespräsidenten Wilhelm Miklas, mit Gattin Hilda und Sohn Friedrich.

Auf die richterliche Laufbahn (1947 Richter am Bezirksgericht Langenlois und 1953 Rat des Landesgerichtes für Zivilrechtssachen in Wien) folgte 1954 mit der Berufung als stellvertretender Leiter der Völkerrechtsabteilung des Außenministeriums die diplomatische Laufbahn (1956 Leiter der Völkerrechtsabteilung, 1962 Kabinettschef und 1967 Gesandter in Prag) und 1970 die politische Laufbahn. Dr. Kirchschräger wurde Außenminister im Kabinett Kreisky; 1974 und 1980 wählte ihn das österreichische Volk zum Bundespräsidenten.¹⁾

Die Idee, am alten Gymnasialgebäude (Wiener Straße 2), dem jetzigen Kunsthaus Horn, eine Gedenktafel anzubringen, ging vom langjährigen Bürgermeister Hans Rasch aus. Als er am 30. März 1984 seine Funktion als Bürgermeister zurücklegte, übergab er seinem Nachfolger, Hauptschuldirektor Karl Rauscher, einen Zettel mit offenen Wünschen; ein Punkt betraf die an Miklas und Kirchschräger erinnernde Gedenktafel. So ließ die Stadtgemeinde Horn eine Gedenktafel anfertigen, die einerseits daran erinnert, daß Wilhelm Miklas, Bundespräsident in den Jahren 1928-1938, von 1905-1922 Direktor des Horner Gymnasiums, und Dr. Rudolf Kirchschräger Schüler des Aufbaugymnasiums gewesen ist.



Festakt im Kunsthaus Horn: Bürgermeister Karl Rauscher am Rednerpult sowie in der ersten Reihe Herma und Dr. Rudolf Kirchschräger, Bezirkshauptmann Dr. Josef Sodar und die Familie Otto Miklas.

(Alle Fotos: Stadtarchiv Horn)

¹⁾ Über den Lebensweg Dr. Kirchschrägers vgl. Borys Jaminskyi, Der Weg in die Hofburg. Dr. Rudolf Kirchschräger (Wien 1975). — Stephan Verosta, Rudolf Kirchschräger. In: Friedrich Weissensteiner (Hg.), Die österreichischen Bundespräsidenten. Leben und Werk (Wien 1982) S. 314-325. — Marco Schenz, Bundespräsident Rudolf Kirchschräger (Wien-Köln-Graz 1984). — Besuch bei Thonar (2. Teil). In: Waldmärker. Zeitung der KÖStV Waldmark (1986) Heft 2, S. 16-22. — Berthold Stöger, Kontakte Horner Schüler mit Bundespräsident Rudolf Kirchschräger. In: Das Waldviertel 37 (1988) S. 50-52.

Zur feierlichen Enthüllung der „Erinnerungstafel“ lud die Stadtgemeinde Horn am Freitag, dem 12. Juni 1992, um 19.00 Uhr ein.²⁾ Infolge starken Regens enthüllte Bürgermeister Karl Rauscher „formlos“ die Gedenktafel in der Hofeinfahrt und bat die Gäste in den Festsaal des Kunsthauses Horn. Hofrat Mag. Helmut Hagel, seit 1984 Direktor des Gymnasiums und Aufbaugymnasiums, strich in seiner Rede den pädagogischen Leitgedanken „iustitia cum benevolentia“ (Gerechtigkeit, gepaart mit Wohlwollen) heraus, der über der Tür des Konferenzzimmers im alten Gymnasialgebäude zu lesen war. Er meinte dazu: Wahrhaft ein pädagogischer Leitgedanke, ein Leitgedanke, den man sich auch über der Tür des „Hauses Europa“, an dem angeblich so eifrig gebaut wird, wünschen würde: denn hier ist mancherorts weder von iustitia und schon gar nicht von benevolentia etwas zu merken!³⁾

Der Sohn des Bundespräsidenten Wilhelm Miklas, Otto Miklas, der in Horn lebt, sprach Dankesworte namens der Familie Miklas und erwähnte, daß sein Vater, der mit einer Tochter des Horner Gastwirtes Heidinger verheiratet war, 12 Kinder hatte, davon seien noch zwei Söhne und zwei Töchter am Leben. Bezirkshauptmann Hofrat Dr. Josef Sodar, der Verwalter der Ferdinand Graf Kurz-Stiftung und damit des alten Gymnasialgebäudes, berichtete von der in einer zweijährigen Bauzeit (1986-1988) durchgeführten Revitalisierung des Gebäudekomplexes und betonte, das Kunsthaus Horn erfülle heute einen multifunktionalen Zweck.⁴⁾

Altbundespräsident Dr. Rudolf Kirchschräger, der seine Pension in Rosenberg und Wien verbringt, hielt die Festrede, die im folgenden zur Gänze wiedergegeben wird.⁵⁾

Erich Rabl

Rede am 12. Juni 1992: Erinnerungen

Wann immer Absolventen der Schola Hornana, die ihre Schulzeit noch im alten Gymnasium verbrachten, ein Maturajubiläum feiern, schließen sie einen Besuch dieses Hauses und der dazugehörigen Piaristenkirche mit ein. Auch mein Maturajahrgang 1935 hat es immer so gehalten.

Das Haus ist nicht nur ein Stück studentische Heimat geworden, es hat seine Schüler — wohl unbewußt, aber doch — geprägt. Dieses Gebäude — und wieder die Kirche miteingeschlossen — atmet einen Geist, der das Wesen dessen ausmacht, was die Schola Hornana für uns ist.

Dieser Geist ist durch dreieinhalb Jahrhunderte vor allem von Lehrern geformt worden, die nicht nur Wissen vermittelt haben, sondern auch Lebensweisheit, Lebenserfahrung und auch manche Tugend des Lebens. Dieser Geist ist mathematisch nicht oder vielleicht nur

²⁾ Erinnerungstafel im Kunsthaus Horn. In: Horner Gemeindenachrichten + Kulturbrief. Amtsblatt der Stadtgemeinde Horn 36. Jg., Nr. 10 (Juni 1992) S. 5. — Vgl. auch Neue NÖN Horn-Eggenburg 123. Jg., Nr. 25 (19. Juni 1992) S. 5.

³⁾ Stadtarchiv Horn, Mappe Helmut Hagel.

⁴⁾ Vgl. Carl Pruscha, Kunsthaus Horn. Eine Dokumentation (= Wiener Akademie-Reihe Band 23, Wien 1988). — Kunsthaus Horn — Aktivitäten 1991. In: Horner Gemeindenachrichten + Kulturbrief. Amtsblatt der Stadtgemeinde Horn 36. Jg., Nr. 6 (Februar 1992) S. 15. — Das Kunst- und Atelierhaus Horn als „gemeinsames Haus Europa“. Ebenda 37. Jg., Nr. 5 (Jänner 1993) S. 14. — Johann Steininger, ICCROM — Internationaler Fortbildungskurs für Papierrestauratoren in Horn. Ebenda 38. Jg., Nr. 3 (November 1993) S. 14.

⁵⁾ Altbundespräsident Dr. Kirchschräger hat damals frei gesprochen; für die Zeitschrift „Das Waldviertel“ hat er dankenswerterweise seine Rede rekonstruiert.

durch sehr umfassende Statistiken beweisbar, aber er ist da, ebenso da und ebenso notwendig wie die Seele für das Leben.

Durch die heutige Enthüllung der Gedenktafel hat dieses Haus, in Stein gemeißelt, ein Lebenszeugnis erhalten. Für alle, die versucht sind, in diesem das Gesicht der Stadt Horn bestimmenden Bau in der Nachbarschaft des Schlosses Hoyos nur eines der vielen alten Häuser zu sehen, wird bescheinigt:

Hier war seit dem Jahr 1627 eine Bildungsstätte großer Tradition, gegründet und ausgerichtet vorerst von den Patres Piaristen, später vom Kronland Niederösterreich und schließlich von der Republik Österreich.

In diese sehr kurz gefaßte Lebensgeschichte des Hauses sind zwei Namen aufgenommen worden: Als erster der Name des Bundespräsidenten Dr. Wilhelm Miklas als Beispiel für jene, die den Geist des Hauses geformt haben, und mein Name als Beispiel für jene, die von diesem Haus geformt wurden.

Unsere beiden Namen wurden gewählt, weil wir beide in mittelbarer bzw. unmittelbarer Wahl nach demokratischen Grundregeln zum höchsten Amt in unserer Republik berufen wurden.

Ausgewählte Beispiele und Aufzählungen tragen in der Regel den Nachteil der Unvollkommenheit und selbst der Ungerechtigkeit in sich. In den 334 Jahren des Unterrichts an der Schola Hornana hat es wahrscheinlich — die Familie des Bundespräsidenten Miklas möge mir verzeihen — größere Lehrer gegeben, als es Direktor Miklas gewesen ist. Und sicher gab es auch größere, vom Geist des Hauses mehr beeinflusste Schüler, als ich es war. Dies festzustellen scheint mir ein Gebot der Wahrheit.

Ich könnte allein aus meiner eigenen Erfahrung gar manchen Lehrer aufzählen, den ich gerne auf dieser Tafel verzeichnet fände, und ich wüßte auch gar manche Schülerin und gar manchen Schüler, denen diese Auszeichnung aufgrund ihrer beruflichen und menschlichen Qualifikation zumindest gleich und wohl auch mehr zustünde als mir. Aber jede erweiterte Aufzählung würde wohl das Unrecht, das in jedem Hervorheben liegt, nicht verkleinern, sondern vergrößern.

Der heutige Anlaß ist vielleicht auch geeignet, ein besonderes, verstandesmäßig kaum erklärbares und den Wahrscheinlichkeitsgesetzen widersprechendes Faktum zu erwähnen: Von den beiden Bundespräsidenten der Ersten Republik war jeder mit je einem Bundespräsidenten der Zweiten Republik durch gemeinsame örtliche Bezugspunkte verbunden: Bundespräsident Hainisch mit Bundespräsident Renner durch den Raum von Gloggnitz, Bundespräsident Miklas und ich nicht nur durch Horn als Stadt, sondern auch durch dieses Haus, also durch die Schola Hornana.

Dazu kommt ein zusätzliches Erlebnis. Ich war 1933/34 durch drei Semester Senior der Katholisch-Österreichischen Studentenverbindung Waldmark. Altherrensenior dieser Verbindung war Willi Miklas, der älteste Sohn des Bundespräsidenten. Zur Vorbereitung des 30. Stiftungsfestes Waldmarks schien uns ein Gespräch zwischen Altherrensenior und Senior notwendig. Ich fuhr — ich war damals 19 Jahre alt — zum erstenmal in meinem Leben nach Wien und traf Willi Miklas in der Wohnung des Bundespräsidenten. Ich durfte im Anschluß an das Gespräch am Familientisch des Bundespräsidenten, also gemeinsam mit dem Bundespräsidenten und seiner Frau, zu Mittag essen. Ich war zu aufgereggt, um das Gespräch bei Tisch wiedergeben zu können. Ich erinnere mich nur, daß Bundespräsident Miklas sehr ernst war und auch sehr besorgt, vor allem über die politische Entwicklung im damaligen Deutschen Reich. Und ich erinnere mich auch noch an seine wohlwollende Güte

mir gegenüber. Die große Überraschung für mich war damals die Einfachheit des Essens: Nudelsuppe, ich glaube Augsburgs mit Gerösteten. Ich weiß nicht mehr, ob der Apfelstrudel echte Erinnerung oder Phantasie ist. Jedenfalls sicher ist, daß ich damals über die Schlichtheit der Mahlzeit überrascht war. Ich mußte später während meiner Amtszeit als Bundespräsident wiederholt an dieses Erlebnis denken, wenn wir in der Amtsvilla auf der Hohen Warte ähnlich zu Mittag oder zu Abend aßen, und war überzeugt, daß sich die Mitbürger, die das Haus von außen sahen, die Lebensgewohnheiten des Bundespräsidenten wohl ganz anders vorstellten.

Jedenfalls damals, im Jahr 1934, hatte wohl weder Bundespräsident Miklas noch ich daran gedacht, daß wir einmal 58 Jahre später uns gemeinsam auf einer Marmortafel in der Schola Hornana wiederfinden. Ich hatte auch nach dieser Begegnung in mir nicht die Spur eines Gedankens, das Amt des Bundespräsidenten jemals anzustreben. Mein Berufsziel lag um vieles niedriger: Ich wollte einmal Stellvertretender Bezirkshauptmann des Bezirkes Linz-Land werden.

Lassen Sie diese vielleicht ein wenig in das Anekdotische abschweifende Erinnerung stellvertretend für manche andere gelten, um dem Programm dieser Feierstunde gerecht zu bleiben.

Als Teil dieser meiner Erinnerung gestatten Sie mir abschließend ein Bekenntnis und eine Bitte zugleich:

Auch ich habe mich nicht oder nur sehr vereinzelt auf Schularbeiten und Prüfungen gefreut, und auch ich habe nicht alle meine Lehrer geliebt. Aber ich habe es immer als ein Glück und als einen Vorzug empfunden, die damals einzige, im Jahr 1928 gegründete Aufbauschule in Österreich zu besuchen und, wenn auch mit manchen Opfern, den Weg zur Matura gehen zu können.

Ich bitte die Jugend der heutigen Schola Hornana im modernen Haus: Nehmen Sie nicht alles, was Sie umgibt, als selbstverständlich,

*nicht die Möglichkeit des Studiums,
nicht das Essen, das satt macht,
nicht die Wärme des Zimmers im Winter,
nicht den Frieden, in dem wir und unsere Heimat leben,
nicht die Freiheit in der Demokratie und auch
nicht die Freunde und Lehrer, die Sie haben.*

Die Zerbrechlichkeit all dieser Güter und das Ringen um deren Bewahrung oder Wiederherstellung haben Bundespräsident Miklas und ich, die wir auf dieser Tafel stehen, in diesem Jahrhundert manchmal bis an die Grenze des Erträglichen erlebt.

Versuchen Sie, diese Güter heil im kommenden Jahrhundert zu leben und für Ihre Mitmenschen erlebbar zu machen. Die Gedenktafel würde dadurch etwas mehr als nur Erinnerungstafel sein. Als ein darauf Verzeichneter danke ich für deren Errichtung.

Auch die Feuerwehrgeschichte ist international

Feuerwehrgeschichtler aus fünf Nationen tagten im tschechischen Přebyslav

Feuerwehr braucht internationale Kontakte. Feuerwehrärzte, Flughafenexperten, Waldbrandbekämpfer haben innerhalb des CTIF ihre Arbeitsgremien. Ähnliches bauen die Erforscher der Brandschutz- und Feuerwehrgeschichte auf, ebenfalls im Rahmen des CTIF – mit Fachgesprächen in Přebyslav.

1992 überraschte das Methodische Zentrum des (damaligen) Tschechisch-Slowakischen Brandschutzverbandes mit einem großangelegten Symposium über Feuerwehrgeschichte. Freilich kamen damals nur wenige Wissenschaftler aus dem Westen. Die Idee verpuffte aber nicht, und vom 15. bis 18. September 1993 trafen sich in Přebyslav Feuerwehrgeschichtler aus Österreich, Polen, der Slowakei, Tschechien und Ungarn zu einem „1. internationalen Arbeitsgespräch über Feuerwehr- und Brandschutzgeschichte“. Willi Pfefferli (Schweiz) schickte ein Referat, Dr. Wolf aus Fulda mußte kurzfristig absagen. Die Vorträge wurden deutsch eingeschickt und nur abgezogen und vervielfältigt. Ein fürs erste „stattlicher“ Tagungsband von 85 Seiten entstand.

Alle Vorträge galten dem Generalthema „*Die Wurzeln der Gründung von Feuerwehren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*“. Welche waren es, waren sie allen Ländern gemeinsam, gab es gegenseitige Einflüsse? Das weiß eigentlich niemand recht, daher waren Referate verschiedener Länder zum Thema in nur einer Sprache günstig.

Genauere Sicht der Dinge, interessantes Neues

Gleich waren in mehr oder weniger allen Ländern die Industrialisierung mit großen Fabrikanlagen und vermehrter Verwendung von Chemikalien, dann das starke Anwachsen der Städte, auch ein ganz neues Bürgergefühl: der Bürger engagierte sich viel mehr in den Gemeindeanliegen, er erwartete auch den Brandschutz nicht mehr passiv allein von der Obrigkeit, er wollte selbst innerhalb von Vereinigungen etwas dazu beitragen.

Überall mußten sich die Feuerwehren einen Großteil ihrer Mittel selbst beschaffen, überall schrieb der Staat Feuerwehren gesetzlich erst vor, nachdem viele von ihnen „von unten“ entstanden waren.

Daß Feuerwehren mit der Turnbewegung verbunden waren, ist weder eine deutsche noch eine österreichische Sonderentwicklung, auch die tschechischen Feuerwehren der Frühzeit waren mit der tschechischen (ebenfalls sehr stark national ausgerichteten) Turnbewegung „Sokol“ (=Falke) engst verbunden, und die polnischen erhielten starken Auftrieb, indem sie sich auch als polnische Volkstums- und Widerstandsgruppen gegen die österreichische bzw. russische und preußische Besatzungsmacht verstanden. Nationenpolitik spielte also in das frühe Feuerwehrwesen weit mehr hinein, als wir uns das in unserer Sehnsucht nach einer möglichst nichtpolitischen Feuerwehr wünschen.

Das alles konnte man bei den Referaten erfahren und konnte nachfragen, man erfuhr von Feuerwehrforschungen anderer Länder, über die Situation der Feuerwehrmuseen, man tauschte Bücher und Aufsätze aus und lernte vor allem Menschen mit ähnlichen Problemen kennen.

Wie bei uns vor fünf Jahren, beginnt nun auch im Nachbarland die „Aufarbeitung der Vergangenheit“ bezüglich der vertriebenen deutschsprachigen Böhmen, Mährer und Schle-

sier, ganz im Sinn des Staatspräsidenten Václav Havel. Während der kommunistischen Zeit war das Thema der alten deutschen Feuerwehren in der ČSSR absolut tabu. Gleich zwei tschechische Referenten nahmen sich nun der Frage an. Die österreichischen Teilnehmer, die das Thema seit Jahren verfolgen, gaben den tschechischen Kollegen viele Hinweise auf die immer noch relativ reich vorhandenen Quellen.

Nächstes Jahr will man wieder zusammenkommen: „*Die soziale Absicherung der Feuerwehrmänner im 19. Jahrhundert in Unterstützungskassen, Sterbekassen und Kurheimen.*“ Auch über dieses Thema weiß man bisher recht wenig. Die Direktoren von Feuerwehrmuseen sollen ihre Erfahrungen austauschen. In einer Umfrage wird vorerst der Bedarf an einer eigenen Museumsgruppe erhoben (für Deutschland besteht bereits eine solche).

Přibyslav vorerst gerettet

In den siebziger Jahren wurde im alten Schloß von Přibyslav, östlich von Havlíčkův Brod (Deutsch Brod), ein großes Feuerwehrmuseum mit angeschlossener Geschichtsforschungsstelle und einem Dokumentationsarchiv für Feuerwehrzeitschriften und -fachliteratur installiert. Der Staat hat nun einen Großteil der Subventionen gestrichen, das Personal wurde radikal reduziert, das Hotel vermietet; der tschechische Brandschutzverband will das Haus aber — auch unter Opfern — halten. Es wurde seinerzeit mit tschechischen und slowakischen Mitteln gebaut, steht aber auf tschechischem Boden. Die Slowaken wollen ihren Anteil zurück — in bar. Das kann aber der tschechische Verband nicht leisten, er betont auch, sich von dem Haus unter keinen Umständen trennen zu wollen. Ein Verlust des Hauses mit seinen reichen Beständen an internationaler Fach- und Zeitschriftenliteratur wäre ein Verlust für alle europäischen Feuerwehrverbände, denn oft muß man ausländischen Publikationen lange „nachlaufen“, in Přibyslav hat man vieles „auf einem Fleck“.

Ralph Andraschek-Holzer

Ein Waldviertel-Gedicht von Josef Weinheber

Das untenstehende Gedicht — meines Wissens das einzige Weinhebers, das sich mit dem Waldviertel beschäftigt — ist 1942 erstmals im Druck veröffentlicht worden¹⁾; die einschlägige Forschung hat sich bisher noch nicht damit befaßt.²⁾

In der Publikation „Das Waldviertel im Gedicht“ sind neben „lokalen“ literarischen Größen der Vergangenheit wie Robert Hamerling und Josef Misson künstlerisch hochwertige Gedichte jüngerer, auch heute noch bekannter Autoren wie Wilhelm Szabo, Wilhelm Franke und Hans Giebisch vertreten.

¹⁾ „Das Waldviertel im Gedicht“. (St. Pölten 1942; Niederdonau — Ahnengau des Führers, Schriftenreihe für Heimat und Volk. Herausgegeben vom Gaupresseamt der NSDAP. Heft Nr. 75/76), S. 53/54.

²⁾ Theresia Jahnelt, Das niederösterreichische Waldviertel und das Weinviertel im Gedicht (1850-1950) (phil. Diss., Wien 1953), berücksichtigt zwar Weinheber, allerdings nicht dieses Gedicht.

Waldviertel

Diese Welt, o wie greift sie mich an!
Hier ist alles gelitten, getan.
Was der Mensch von Geburt her empfang,
ward ihm hier, wird ihm hier erst zum Ding.

Diese königlich freie Gewalt!
Dieser Fluß, dieser Fels, dieser Wald!
Dieses schrecklich all-einsame Sein,
diese Sprache mit Ja und mit Nein.

Dieses Ratende, das nichts verrät,
Dieser Blick, der das Scheinlicht verschmähnt.
Diese Sommer, voll Farbe und Licht
und die Winter — ich nenn sie dir nicht.

Denn die Winter hier, die mußt du sehn.
Dies Verwehn, dies Vergehn, dies Bestehn:
Wenn es Liebe überhaupt gibt:
Hier ist Liebe: geprüft und gesiebt.

Hier ist alles, was schwer ist und bloß.
Auch die Herbstes nicht lassen dich los.
Wenn der Kamp, so rostbraun zwischen grün
dich zum Traum, dich zum Tod will bemühen.

Denn es haben die Herbstes hier Tod
wie ein Licht, das vorzeiten verloht.
Und der Apfelbaum, früh schon beschneit,
gibt sich Müh, daß er annoch gedeiht.

Aber Menschen dort hab ich erlebt,
Kinder Gottes, bewußt wie verschwebt,
und so sicher in Band und in Stand,
und nur Bauerntum bringt das zu Rand.

Und ich lobe mir Menschen wie die.
Die sind schweigsam und nennen sich nie.
Die sind so, daß der menschliche Rest
keine Schmach, keine Schuld hinterläßt.

Diese Welt, o wie greift sie mich an!
Was ist gut nach dem menschlichen Wahn?
Aus dem Wald, aus dem Wald, aus dem Wald
strömt zurück Gottes alte Gestalt.

Coda: Das Lieblichste ist nicht besungen.
Hier sind ja kaum die Engelszungen
gemäß dem armen Menschenhauch.
Ein jeder Stamm hat seine Sprache:
Das leis Gesprochne, reif Gemache
hab daran teil: Und hat es auch.

Josef Weinheber

Dieses Gedicht ist wohl eines der schönsten, die sich der lyrischen Behandlung einer Landschaft, in unserem Fall eben des Waldviertels, angenommen haben.

Ohne allzusehr auf Einzelheiten der Gestaltung einzugehen, sei hier nur festgehalten, daß es sich um ein dem Anschein nach eher konventionell strukturiertes Gedicht handelt, bestehend aus neun vierzeiligen, paarweise gereimten Strophen und einer sich allerdings schon rein formell abhebenden „Coda“, einer sechszeiligen, metrisch beruhigten und in einer Kombination aus Paar- und umschlungenem Reim gestalteten Strophe.

Gliedern läßt sich das Gedicht im einzelnen vielleicht so, daß man eine erste Strophe sozusagen als „Exposition“, um bei der musikalischen Ausdrucksweise zu bleiben, bezeichnen kann, woran sich eine anaphorisch strukturierte Reihe von Versen unter Aufgreifung der satzstilistischen Gestaltung der ersten Strophe anschließt (Strophen 2 und 3). Die Strophen 4 – 6 stellen eine Art Vertiefung des literarisch „Beobachteten“ dar; die Strophen 7 und 8 befassen sich mit dem bereits eingangs genannten Menschen. Die Schlußstrophe 9 beginnt mit dem ersten Vers der ersten Strophe und schließt dieses solcherart „gerahmte“ Gedicht zunächst ab; die metrisch deutlich abgesetzte „Coda“ bildet den leicht pointierten Abschluß.

Dieses Rollengedicht, in welchem sich das dichterische Ich an einen fiktiven Gesprächspartner wendet, greift die bekannten, fast topisch immer wiederkehrenden Charakteristika von Landschaft und Menschen des Waldviertels auf und gestaltet sie in einer für Weinheber charakteristischen Weise.

Entwicklungsgeschichtlich fällt das Werk in den Höhepunkt der Entwicklung von Weinhebers Sprachkunst: Hier ist von der Forschung die letzte Periode seines Schaffens von 1936 bis 1945 von den vorhergegangenen folgerichtig besonders unterschieden worden. Hinsichtlich Wortschatz, Satzstilisierung und Bildlichkeit, welche bei Weinheber in dieser Schaffenszeit eher nicht-bildliche, also denkerische, Züge aufweist, steht das gegenständliche Gedicht in einer Reihe mit den besten dieser Periode.³⁾

Wie bereits angedeutet, ist für diese Schaffensperiode die auch in diesem Gedicht offenbar werdende Tendenz Weinhebers zu beobachten, seinen Gegenstand, in diesem Fall eine Landschaft und die in ihr lebenden Menschen, weniger durch bildliche Verkörperung künstlerisch zu gestalten, sondern denkerisch zu durchdringen.⁴⁾ Dies ist ein in der Forschung nicht unkritisiert gebliebenes Schaffensprinzip⁵⁾, was uns aber die Freude an diesem Gedicht nicht trüben sollte, denn m. E. muß man sich bei der Betrachtung dieses Phänomens im sprachkünstlerischen Schaffen Weinhebers stets die Tatsache vor Augen halten, daß nicht romantisches Schwelgen in Bildern, sondern Klarheit und Formstrenge in antikem Geist für diesen Dichter charakteristisch sind.⁶⁾

³⁾ Vgl. Olaf Karl Perfler, Die Entwicklung der lyrischen Sprachkunst bei Josef Weinheber (phil. Diss., Wien 1967), S. 63.

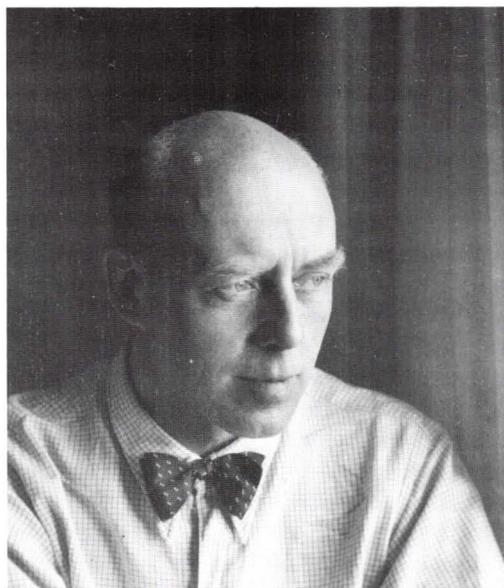
⁴⁾ So etwa konstatiert Sibyll Schönfeldt, Studien zum Formproblem in der Lyrik Josef Weinhebers (phil. Diss., Wien 1950), für die in dieser Periode geschaffenen Oden Weinhebers, daß dieser als „echter Klassizist“ „die geistige Ordnung gegen das Vitale der reinen Empfindung“ stelle (S. 356).

⁵⁾ Vgl. Perfler (wie Anm. 3), S. 253, wiederum mit Bezug auf die Oden, doch charakteristisch für diese Schaffensperiode Weinhebers: „Man vermißt die Umgestaltung der Denkergebnisse in echte Sinnbilder.“

⁶⁾ Vgl. Schönfeldt (wie Anm. 4) und zusammenfassend Ralph Andraschek-Holzer, Josef Weinheber – Restauration der Ordnung. In: Unsere Heimat 63 (1992) S. 188-202.

Walther Gamerith (1903-1949) Ein Eggenburger Maler und Landschaftsfotograf

Walther Gamerith wurde am 30. August 1903 in Eggenburg geboren. In seinem Elternhaus gab es für ihn reiche künstlerische, und zwar musikalische Eindrücke. Sein Vater, August Gamerith, fand das Gegengewicht zu seiner eigenen beruflichen Arbeit in dem Warenhaus, das er hier aufgebaut hatte, in einer intensiven, mit dem Alter zunehmenden Befassung mit Musik, die auch zum Lebensinhalt des blinden Bruders des Malers, Bruno, wurde. Die Mutter, Anna Gamerith, war eine geborene Mantler und stammte aus der bekannten Mühlendynastie in Rosenberg.



Walther Gamerith

In Walther Gameriths Gymnasialjahren in Klosterneuburg spielte die zeichnerische Betätigung bereits eine mehr als durchschnittliche Rolle. Gamerith hatte hier das Glück, in seinem Zeichenlehrer Ludwig Karl Strauch, dem Entdecker des jungen Egon Schiele, einen Förderer seines Talents zu finden. Da es schon den Siebzehnjährigen zur Kunst hinzog, frequentierte er den von Prof. Erich Mallina geleiteten Abendkurs an der Wiener Kunstgewerbeschule. Im Oktober 1922 fand er in der allgemeinen Malerschule der Akademie der Bildenden Künste Aufnahme, deren Vorstand damals Prof. Karl Sterrer war. 1926 kam er in dessen Spezialschule für Malerei und konnte sich hier, dank der einsichtsvollen Führung seines Lehrers, der die individuelle Entwicklung seiner Schüler in keiner Weise behinderte, frei entfalten. Als er

im Sommer 1930 die Akademie verließ, wollte er vor allem etwas von der Welt sehen. Auf seinen Reisen in Italien, Dalmatien, Frankreich, Holland und Deutschland begann auch bereits seine intensive Beschäftigung mit der Fotografie. 1938 heiratete Gamerith die Wiener Schauspielerin Grete Müller. Im Jahr 1939 wurde Walther Gamerith Mitglied der „Gesellschaft bildender Künstler Wiens — Künstlerhaus“.

Im malerischen Werk Walther Gameriths steht die Landschaftsdarstellung an erster Stelle, und zwar insbesondere jene Landschaft, in der er lebte: seine Heimat Eggenburg und seine Wahlheimat, die Attersee-Gegend, wo ihm sein Freund, der Architekt Ernst A. Plischke, das in Architekturkreisen berühmte „Haus Gamerith“ in Unterbuchberg gebaut hat. In der Bildnismalerei hat Gamerith durchwegs an der Porträtgenauigkeit festgehalten. In seinen skizzierenden Federzeichnungen von Landschaftsmotiven fällt eine eigenartige Bewegtheit als Gegensatz zu der gelassenen kontemplativen Ruhe und Zurückhaltung in

den gemalten Landschaften und Bildnissen auf. Während der letzten Lebensjahre des Künstlers hat es eine weitere Steigerungsform im Bereich seiner Grafik gegeben, im Darstellungsinhalt wie in der zeichnerischen Ausdrucksweise. Es sind dies Erinnerungsskizzen von Kriegserlebnissen des Künstlers. Dabei ging es aber auch um eine für den Künstler kaum bewußte, selbstverständliche Steigerung der Darstellungsweise: eine hastige Niederschrift des Unsäglichen, die freilich zugleich als Ausdruck des Grauens eine Veränderung der zeichnerischen Form ergab. Diese letzten Zeichnungen Gameriths stehen im Gefühlsgehalt und zugleich damit auch der Art der Grafik der Kunst Ernst Barlachs nahe, den Walther Gamerith sehr geschätzt hat.

Am 10. August 1949 ist Gamerith nach einer harmlosen Operation im 46. Lebensjahr in Wien gestorben. Er wurde auf dem Eggenburger Friedhof in der Familiengruft beigesetzt; die Gattin Grete überlebte ihn über 15 Jahre. Seine Werke, Bilder in verschiedensten Techniken, aber auch Bronzen und Terrakotten, befinden sich teils in Privatbesitz, doch zum Großteil in der Österreichischen Galerie im Belvedere, in der Albertina, im Oberösterreichischen Landesmuseum und im Historischen Museum der Stadt Wien. Seine Werke wurden im Frühjahr 1950 im Wiener Künstlerhaus gezeigt, und anlässlich seines 90. Geburtstages wurde vom 18. November bis 17. Dezember 1993 in der Raiffeisenbank Eggenburg eine Gedächtnisausstellung veranstaltet.



Holzschnitt: Verkündigung an die Hirten

(Alle Repros: Burghard Gaspar, Grafenberg)

Literatur

Traute Franke / Gerhart Langthaler, Bauen in Österreich. Die Fortführung einer großen Tradition (Wien-München 1983).

Fritz Novotny / Viktor Griessmaier (Hg.), Walther Gamerith — Malerei und Fotografie (Wien 1977).

Walther Gamerith zum Gedenken. Katalog der Ausstellung im Künstlerhaus Wien, Frühjahr 1950 (Wien 1950).

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Bad Großpertholz

Gemeinde gratuliert Ehrenbürger von Einem

Etwas verspätet, doch nicht minder herzlich, erfolgte seitens der Gemeinde die Gratulation zum 75er von Gottfried von Einem.

Aus Anlaß des Geburtstages des berühmten Komponisten, der in der Gemeinde Bad Großpertholz einen Zweitwohnsitz mit seiner Gattin, der Schriftstellerin Lotte Ingrisch, hat, wurde am vergangenen Wochenende ein Sonderpostamt eingerichtet. Der ausgegebene Sonderstempel zeigt das Konterfei des Musikers.

Neue NÖN/Gmünd, 5. 8. 1993

Eggenburg

Umwidmung des Spitals

Der Umwidmung des Krankenhauses in eine Sonderkrankenanstalt für Innere Medizin mit den Schwerpunkten Psychosomatik und Erkrankung der Atemwege steht nichts mehr im Wege, so Gesundheits-Landesrat Ewald Wagner. In einer Vorbesprechung für die Sitzung des Krankenanstalten-Zusammenarbeitsfonds (KRAZAF), der endgültig „grünes Licht“ geben muß, wurde die medizinische Notwendigkeit einer derartigen Anstalt für Niederösterreich anerkannt.

NÖ Landeskorespondenz, 12. 10. 1993

Eisgarn

Ernst Gratzl ausgezeichnet

Der Hippolyt-Orden in Silber wurde dem langjährigen Redakteur der Neuen Niederösterreichischen Nachrichten, Ernst Gratzl, verliehen. Überreicht wurde der Orden im feierlichen Rahmen am 5. September in der Propstei Eisgarn.

Gratzl sieht sich durch diese Auszeichnung in seinen Bemühungen bestätigt, viele Menschen anzusprechen und für das Waldviertel als ein Gebiet mit jahrhundertealter Tradition, mit bedeutendem kulturellen und natürlichen Reichtum zu interessieren und aktiv werden zu lassen. „Mehr Einigkeit“, so der unermüdliche Redakteur „in Ruhe“, wäre allerdings geboten, um die Probleme des Waldviertels gemeinsam zu lösen.

eh

Fratres

Grenzübergang länger geöffnet; weitere Übergänge fixiert

Die österreichisch-tschechische Kommission hat sich darauf geeinigt, daß die Öffnungszeiten beim Grenzübergang Fratres-Slavonice verlängert werden.

Weitere Grenzübergänge zwischen dem Waldviertel und Tschechien werden derzeit verhandelt. Fix vereinbart wurde ein Fußgänger- und Radübergang über die alte Eisenbahn zwischen Gmünd und dem Bahnhof in České-Velenice. Verhandelt wird auch ein Übergang zwischen Schlag (westlich von Litschau) und Chlum; hier müssen aber in Tschechien noch die entsprechenden Infrastrukturen ausgebaut werden. Auch der Übergang von Schrattenberg nach Valtice ist fixiert.

NÖ Landeskorespondenz, 23. 9. 1993

Friedersbach

Ortsbildgestaltung gelungen

Zur Begrüßung bzw. Verabschiedung der Gäste aus nah und fern wurden an den Ortseingängen geschmackvolle Tafeln aufgestellt.

Die öffentlichen Grünanlagen, die Blumenbeete und Kistchen, die Umgebung von Kirche und Badeteich sowie die Wanderwege befinden sich dank der aktiven Mitarbeit der Mitglieder des Verschönerungs- und Dorferneuerungsvereines Friedersbach in sehr gutem und gepflegtem Zustand.

Auch die Ortsbevölkerung leistet mit ihrem privaten Blumenschmuck an den Häusern und in den Vorgärten einen wertvollen Beitrag zur Ortsbildgestaltung und Verschönerung.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 29. 7. 1993

Gars

Mehr als erfolgreiche Bilanz des „Opern Air“ auf der Burg

„Acht Vorstellungen, knapp 10000 Besucher; ich bin mehr als zufrieden“, bilanziert Kulturvereinsobmann Ing. Heribert Reisinger.

„Hoffmanns Erzählungen“ beim diesjährigen Opern Air auf der Garser Burgruine entpuppte sich als ein wahrer Renner. Nicht einmal der Bau einer Zusatztribüne reichte aus, um allen Kartenwünschen nachzukommen. Bis auf den letzten Sessel ausverkaufte Vorstellungen, eingeschobene Sitzreihen, womit das Fassungsvermögen der Naturarena auf 1300 Plätze erhöht wurde, und trotzdem mußten Besucher abgewiesen werden.

Also auch ein finanzieller Erfolg? — „Gewinn hat es keinen gegeben, denn immerhin betrogen die Produktionskosten etwa vier Millionen“, erklärt Reisinger. „Wir haben den Finanzplan eingehalten, ja sind sogar besser ausgestiegen.“

Deshalb wird es auch im nächsten Jahr wieder ein Opern Air geben, mit Verdis „Troubadour“.

Rupert Kornell, Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 26. 8. 1993

Geras/Pernegg

Abt verriet „Geheimnis“: Pernegger Orgel ist Juwel

Das Jakob-Kern-Jugendhaus, das in der Pernegger Klosteranlage entsteht, stand im Mittelpunkt der Übertragung von Radio 4/4. Abt Prälat DDr. Joachim Angerer wußte aber auch mit einem „Geheimnis“ aufzuwarten: Pernegg besitzt die drittälteste Orgel Österreichs! Allerdings fehlt derzeit noch das Geld, sie einer Generalüberholung unterziehen zu lassen.

Martin Kalchhauser, Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 29. 7. 1993

Gmünd

Landessängertreffen im Volksheim

Das Landessängertreffen fand am Sonntag, dem 12. September, in Gmünd statt. Vizebgm. Mößlacher als Chorleiter des veranstaltenden Vereines „Grenzstadtchor Gmünd“ konnte als Gastchöre den Männerchor „Typographia Salzburg“, den Männerchor „ASB Traun“ und den Kinderchor der Hauptschule České Velenice begrüßen; außerdem nahmen die Chöre „Stadtchor St. Pölten“, „ASB Hohenberg“, „ASB Großsiegharts“, „ASB-MGV Nagelberg“, „Volkschor Schrems“ und der „Grenzstadtchor Gmünd“ teil.

Neue NÖN/Gmünd, 16. 9. 1993

„Frühere Verhältnisse“ im Hoftheater

Johann Nestroys gleichnamiges Lustspiel war schlichtweg ideal für die Verhältnisse im Dorfgemeinschaftshaus. Da störte es auch nicht, daß Hausknecht Muffl singend das Publikum bitten will, in der Pause viel Geld auszugeben, es aber nicht kann, weil er den Text vergessen hat. Der helfende Applaus war ehrlich herzlich — so wie die gesamte Premierenstimmung.

Insgesamt gelang Regisseur Georg Mittendrein ein großer Wurf in kleinem Rahmen. So soll Sommertheater sein.

Peter Böhmer, Neue NÖN/Melker Zeitung, 18. 8. 1993

Papierrestauratoren arbeiten im Schloß

20 Graphiken aus dem Archiv des Schlosses, das Hausherr Kuefstein den Teilnehmern des laufenden internationalen Fachseminars für Papierrestauratoren zur Verfügung stellt, werden im Rahmen eines Studienprojekts von Teilnehmern restauriert.

Im Mittelpunkt des Exkursion — in Begleitung von Robert Child vom National Museum Wales und Cathleen Baker, Buffalo State College, USA, sowie Univ.-Doz. Dr. Manfred Koller, Leiter der Werkstätten des Bundesdenkmalamtes, — standen in der Vorwoche Klimamessungen in der Bibliothek und Messungen zum Schädlingsbefall, welche Grundlage für langfristige Maßnahmen sein könnten.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 26. 8. 1993

Der „Gerungser Literaturspiegel“ wurde erstmals vergeben

„Einfach lachhaft oder dem Lachen verhaftet.“ — Unter diesem Motto stand der Abschlußabend des Seminars „Freude am Sprechen“.

Den Höhepunkt des Abends bildete die feierliche Erstvergabe des von der Stadtgemeinde Groß-Gerungs gestifteten Literaturpreises — des „Gerungser Literaturspiegels“. Dem Beschluß des Gemeinderates folgend, wurde dieser Preis an Auguste Müller verliehen.

Diese ist eine geborene Wienerin, übersiedelte aber bereits in jungen Jahren nach Aigen bei Groß-Gerungs. Zur Zeit lebt sie in Wien und Weitra. Die Preisträgerin ist Literaturkennern als Mundartdichterin bestens bekannt und wurde auch schon in Deutschland ausgezeichnet.

Der „Gerungser Literaturspiegel“ wurde vom Sprachseminar „Freude am Sprechen“ ins Leben gerufen; er wird jährlich neu vergeben und soll auch dazu beitragen, Groß-Gerungs zum Literaturzentrum des Waldviertels zu machen.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 22. 7. 1993

Groß-Gerungs kämpft um den Erhalt seiner Schmalspurbahn

Mit Inkrafttreten des neuen ÖBB-Gesetzes lebt auch die Diskussion über die mögliche Einstellung der Schmalspurbahn erneut auf.

„Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, daß uns eine weitere wichtige Lebensader weggenommen wird“, so dazu der Gerungser Bürgermeister Karl Schramml, der aber auch darauf hinweist, daß sich die Gemeinde den geforderten Beitrag kaum leisten können.

„Durch gezielte Aktionen hoffen wir die Attraktivität der Linie noch weiter zu steigern“, so Karl Marek von der „Regionalen Interessensgemeinschaft für die Waldviertler Schmalspurbahnen“, die für die Erhaltung eintritt.

Niklas Perzi, Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 26. 8. 1993

Moormuseum ist auch Galerie

Zahlreiche Gäste aus nah und fern konnten in den vergangenen Wochen nicht nur einen Rundgang durch das einzigartige Museum, sondern auch durch die gebotenen Ausstellungen machen. So gab es die Puppenausstellung von Eva Tremblay, deren Erlös einem wohltätigen Zweck zugute kam; eine Schau des Demonstrationskünstlers Prof. Krumach und bis 29. August eine Ausstellung der Vereinigung Waldviertler Künstler (Dörrer, Dürr, Hofstätter, Jaksch, Liebhart, Kurz-Goldstein, Steiner).

Neue NÖN/Gmünd, 29. 7. 1993

Horn

Gymnasialdirektor i. R. Dr. Hans Kapitan verstorben

Der langjährige Gymnasialdirektor Hofrat Dr. Hans Kapitan ist am 13. August 1993, kurz vor Vollendung seines 85. Lebensjahres, verstorben.

Hans Kapitan wurde am 16. September 1908 in Klosterneuburg geboren. Nach Ablegung der Reifeprüfung am Piaristengymnasium in Krems studierte er an der Universität Wien Englisch und Deutsch. 1935 schloß er seine Studien mit der Lehramtsprüfung und dem Doktorat ab. Nach dem Probejahr in Krems und Melk fand er 1935 an der Schola Hornana die bleibende Stätte seines Wirkens; dieses mußte er nur vorübergehend 1942/43 zur Leistung seines Militärdienstes unterbrechen.

1945 stellte er sich sofort mit ganzer Kraft in den Dienst des Wiederaufbaues, wurde in den Gemeinderat der Stadt Horn berufen und trug durch vielfältige Initiativen zum Erwachen und Erstarren des kulturellen, wirtschaftlichen und demokratischen Lebens seiner Heimatstadt bei. Er wurde daher schon in jungen Jahren 1947 als Direktor mit der Leitung des damaligen Bundesrealgymnasiums, der Aufbaumittelschule und der städtischen Handelsschule in Horn betraut.



Hofrat Dr. Hans Kapitan (Bildmitte) mit seinem Nachfolger Hofrat Mag. Otto Maier (rechts) und Hofrat Mag. Helmut Hagel (Direktor seit 1984)

(Foto: Manfred Pratsch, Horn)

Als er fast 27 Jahre danach am 31. Dezember 1973 in Pension ging, hinterließ er nicht nur ein neues großzügig angelegtes Schulgebäude, in dem die Zahl der Schüler von kaum 300 auf fast 1000 angewachsen war, sondern auch mehrere erfolgreiche Institutionen, die er mitbegründet hatte, wie etwa die Horner Frauenberufsschule, die Volkshochschule der Stadt Horn, die Wochenzeitung „Waldviertler Post“ und die erste Siedlungsgenossenschaft in diesem Raum.

Weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt wurde Dr. Kapitan aber durch die von ihm gegründete und bis zum 84. Lebensjahr aktiv geleitete Österreichische Vereinigung für Austausch und Studienreisen (ÖVAST), die unzähligen jungen Menschen die Förderung ihrer Sprachkenntnisse und das Kennenlernen fremder Länder ermöglicht hat.

Für die Mitglieder seines Lehrerkollegiums war er ein menschlicher und anerkannter Direktor, stets offen für neue Ideen und Impulse, für seine Schüler war er ein wohlwollender und verständnisvoller Berater und Förderer, dem viele vieles verdanken. Der Dienstgeber würdigte sein unermüdlisches Engagement durch den Berufstitel Hofrat und durch die Verleihung des Großen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich, die Kommune durch die Verleihung des Ehrenringes der Stadt Horn.

Helmut Hagel

Kattau

Danielmühle will Besuchern Tschaikowsky näherbringen

Die Tschaikowsky-Ausstellung zum 100. Todestag des russischen Komponisten ist Höhepunkt der diesjährigen Kulturaktivitäten in der Danielmühle.

Vom 5. September bis 6. November erleichtern audiovisuelle Hilfsmittel dem Besucher das Kennenlernen der Werke Tschaikowskys. Die „Klangwiese“ mit Tschaikowsky-Musik und die dort aufgestellten Draht-Gips-Figuren (sie stellen Ballettszenen aus „Schwanensee“ und „Dornröschen“ dar und wurden von tschechischen Kunststudenten gefertigt) sowie ein 18teiliger Zyklus mit Zeichnungen von 10- bis 14jährigen Schülern helfen, die Inhalte der bedeutendsten Werke des russischen Komponisten näherzubringen.

Anhand einer „Opern-Air-Landkarte“ kann man den Reisezielen Peter Iljitsch Tschaikowskys nachgehen; eine Tondiaschau und ein Hörquiz sorgen für Auflockerung.

Herbert Gschweidl, Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 19. 8. 1993

Kirchberg am Walde

Ehrung für Waldviertler Dichter

Großereignis in dem kleinen Ort: Zahlreiche Ehrengäste und sämtliche Bürgermeister der umliegenden Gemeinden fanden sich zur feierlichen Einweihung des restaurierten „Hamerling-Stiftung-Hauses“ ein. Nach mehrjährigen Arbeiten erstrahlt das Gebäude nun in neuem Glanz.

Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Neben der Bücherei des Dichters sind in den Räumlichkeiten das Gemeindeamt und ein Veranstaltungssaal untergebracht.

K. Grammer, Waldviertel Lokal, 6. 10. 1993

Krems

Ein Festival der Chormusik

Die Chorakademie erfreute heuer in und um Krems mit fünf öffentlichen Konzerten verschiedenster Stilrichtungen.

Das Programm des Eröffnungskonzertes in der Minoritenkirche paßte besonders gut in den Rahmen der Ikonenausstellung: Musik vom Salzburger Fürstenhof um 1600.

Eingeladen war das „Collegium Vocale“ der Salzburger Bachgesellschaft; Leitung Albert Hartinger. Geistliche und weltliche Kompositionen bekannter und viel eher nicht so geläufiger Meister dieser Zeit erklangen eineinhalb Stunden lang. Chormusik in Vollendung. Dementsprechend die Zustimmung der Zuhörer in der vollen Kirche.

Der Kirchenmusikverein Krems lud in die Piaristenkirche: „Hildegard von Bingen und ihre Zeit, Musik aus den Klöstern des Mittelalters“ war das Thema. Ein ausgefallenes, überaus interessantes Gebiet der Musikgeschichte. Dazu vier Musiker der Spitzenklasse — das Ensemble für Frühe Musik Augsburg, a capella und mit Instrumenten.

Vorherrschend natürlich Musik der hl. Hildegard, einer faszinierenden Frau, Prophetin, Theologin und Ärztin zugleich. In ihren Kompositionen geht sie weit über den Gregorianischen Choral hinaus, in den Hymnen finden wir reiche Melismatik vor. Besonders gut hat — nicht nur mir, was der spontane Applaus bewies — der Hymnus „Ave generosa . . .“ gefallen, ein Meisterwerk — himmlischer Klänge.

Daneben gab man auch Musik des Petrus Abaelardus, das ist jener Mann, der durch den Briefwechsel mit seiner geliebten Heloise bekannt wurde. Gesänge aus dem Kloster Matrial ergänzten das Programm. Es war ein Festabend, wie er schöner nicht hätte sein können. Frenetischer Applaus in der übervollen Kirche dankte dem herrlichen Ensemble.

Ganz gegensätzlich vom Programm war das folgende Konzert am Mittwoch im Kloster Und. Eine Formation von sechs Herren, vom Countertenor bis zum Baß, sangen einen Querschnitt durch E- und U-Musik, vom Schumann-Lied bis „Liebling, mein Herz läßt Dich grüßen“. — Sie nennen sich „Commilitones Weimarienses“. Durch die Countertenöre kommt eine eigenartige Färbung, die man mögen muß. Eine Demonstration, wie leicht Schwieriges klingen kann.

Vor dem großen Abschlußkonzert in Grafenegg („Israel in Ägypten“) versammelten sich wie gewohnt noch alle Teilnehmer (140 an der Zahl aus zwölf Ländern) aus den drei Studios zum obligatorischen Teilnehmerkonzert. Vom Madrigal bis zu einem Arrangement von Bachmusik nach den Swingle Singers reichte der große musikalische Bogen.

LCH, Neue NÖN/Krems, 19. 7. 1993

Langschlag

Hinterglasmaler Langwieser läßt die Nostalgie aufleben

Derzeit sind in den Geschäftsräumen der Raiffeisenkasse Langschlag einige Werke des Hinterglasmalers Johannes Langwieser ausgestellt.

Der Hobbymaler richtet sich beim Malen seiner Bilder streng nach den Richtlinien der original „Sandler- und Bucherhinterglasmalerei“. Die besonders kräftige Farbgebung und die Motivwahl bilden die ausschlaggebenden Kriterien für diese Malrichtung.

Die Werke haben grundsätzlich Motive aus dem bäuerlichen und religiösen Leben zum Inhalt.

Johannes Landwieser ist gebürtiger Steyrer und hat sich vor kurzem endgültig im Waldviertel niedergelassen.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 16. 9. 1993

Leiben

Pflugausstellung im Schloß eröffnet

Zwei Museen gibt es nun im Schloß: Neben dem Traktormuseum ist seit Sonntag das Museum für Landwirtschaft und Landtechnik geöffnet.

Im Rahmen des Schloßfestes wurde die „Pflugausstellung“ eröffnet. Das Schloß wurde mit dieser Ausstellung für einen symbolischen Charakter in Besitz genommen: Pflügen, Aufbereiten für menschliches Leben.

Neue NÖN/Melker Zeitung, 15. 9. 1993

Litschauer Touristenattraktion sind „Geführte Wanderungen“

Innerhalb von drei Jahren hat der Pensionist Leopold Bläuel etwa 110 km Wanderwege im Gemeindegebiet zum Teil neu erstellt und markiert.

Besonders begeistert sind die Gäste von den „Geführten Wanderungen“, die jeweils Donnerstag und Sonntag um 13.30 Uhr von der Panoramatafel ausgehen. Der geprüfte Wanderführer Bläuel erklärt dabei nicht nur die Pflanzenwelt, sondern geht dabei auch erzählend auf die traditionsreiche Geschichte dieser Gegend ein.

Die „Geführten Wanderungen“ führen zum Großteil durch unmarkiertes Gebiet. Eine durchschnittliche Dauer von etwa drei Stunden Gehzeit ist auch ungeübten Wanderern zuzutrauen. Zum Abschluß gibt es immer eine Rast in einem Dorfgasthaus; die Rückreise erfolgt dann mit dem Bus.

Peter E. Täuber, Neue NÖN/Gmünd, 29. 7. 1993

16 Künstler stellten aus

Acht Damen und acht Herren beteiligten sich bei den Melker Malertagen '93, die vom 13. bis 15. August bereits zum drittenmal in der schönen Barockstadt stattfanden.

Seminarleiter Franz Schellnhammer war mit den gebotenen Leistungen zufrieden.

Neue NÖN/Melker Zeitung, 25. 8. 1993

NÖ Kulturpreise beschlossen

Die Niederösterreichische Landesregierung unter Vorsitz von Landeshauptmann Erwin Pröll beschloß die Vergabe der Würdigungs-, Förderungs- und Anerkennungspreise des Landes sowie des Franz-Stangler-Gedächtnispreises. Dieser Beschluß erfolgte aufgrund der Vorschläge der Fachbeiräte und nach Anhörung des Niederösterreichischen Kultursenates. Die Preise ergehen an folgende Personen:

Bildende Kunst: Helmut Krimpel (Würdigungspreis), Friedrich Eckhardt und Mag. Norbert Maringer (Förderungspreis), Michaela Hofmann-Göttlicher, Irene Hohenbüchler, Felix Malign, Xenia Prinz, Josef Schwaiger und Gernot Wieland (Anerkennungspreis);

Musik: o. Prof. Mag. Heinrich Gattermeyer (Würdigungspreis), Burkhart Stangl und Wolfram Wagner (Förderungspreis), Dr. Roland Faber und Peter Platt (Anerkennungspreis); Univ.-Prof. Ferdinand Weiss wurde mit einem Kompositionsauftrag bedacht;

Wissenschaft: Univ.-Prof. Hofrat DDr. Eva Frodl-Kraft (Würdigungspreis), Dr. Bernhard Seidel und Univ.-Doz. DDr. Dieter Stiefel (Förderungspreis), Dr. Ralph Andraschek-Holzer, Univ.-Doz. Dr. Wolfgang Brandstetter, VS-Direktor Burghard Gaspar, Helmut Moser, Dr. Friedrich Polleroß und Univ.-Doz. Dr. Rudolf Valenta (Anerkennungspreis);

Literatur: Hermann Jandl (Würdigungspreis), Wolf Hahnrei Käfer und Barbara Neuwirth (Förderungspreis), Zdenka Becker, Robert Dundler, Margit Hahn, Rudolfine Haiderer, Karin Kientzl und Thomas Koller (Anerkennungspreis);

Denkmalpflege: Univ.-Prof. Dr. Harry Kühnel (Würdigungspreis), Dipl.-Ing. Ernst Beneder und Jutta Fichtl — Projekt Kleinwetzdorf (Förderungspreis), Maria Ettl — Kartause Aggsbach/Dorf, NÖ Landesverband „Rettet das Kind“ Schloß Judenau, Verein zur Erhaltung der Ruine Kollmitz, ARGE St. Pankraz-Nöstach — Pankrazruine, Karl und Gerlinde Steiner — Alpenhof Payerbach und Markt-gemeinde Pölla — Kleindenkmäler (Anerkennungspreis).

Den Franz-Stangler-Gedächtnispreis erhielt Univ.-Prof. Dr. Karl Gutkas.

NÖ Landeskorespondenz, 21. 9. 1993

NÖ Stadterneuerung in der Realisierungsphase

Logische Fortsetzung der Dorferneuerung in Niederösterreich ist die jetzt einsetzende Stadterneuerung, die ebenfalls von Landeshauptmann Erwin Pröll initiiert wurde und deren Schwerpunkte jetzt vorliegen:

- * In Bruck wird durch Sanierung des Wiener Turmes das Projekt „Kunst im Turm“ realisiert,
- * in Eggenburg wird mit der Restaurierung des Stadtkellers ein Theater- und Veranstaltungsraum geschaffen,
- * durch Verkehrsberuhigung und Wiedereröffnung des Znaimer Tores in Retz sowie durch die Hauptplatzgestaltung wird attraktiver Raum für Fußgänger geschaffen,
- * in Waidhofen an der Ybbs wird durch entsprechenden Umbau ein „offenes Rathaus“ mit dem Ziel geschaffen, eine bessere Übersichtlichkeit der Verwaltung zu gewährleisten,
- * Startprojekt in Waidhofen an der Thaya ist der Ausbau des Stadtparks vor allem zur Nutzung für die hier vorhandenen zahlreichen Schüler,
- * in Wiener Neustadt werden die „Kasematten“, ein altes Munitionslager aus dem 16. Jahrhundert, als Veranstaltungs- und Kommunikationszentrum eingerichtet.

NÖ Landeskorespondenz, 23. 9. 1993

„Blau-gelber Museumstiger“: Letzte Runde der landesweiten Aktion

Bereits seit 1990 macht das Niederösterreichische Landesmuseum mit der Aktion „Blau-gelber Museumstiger“ auf weniger bekannte, aber sehr empfehlenswerte Museen in ganz Niederösterreich aufmerksam.

Heuer wurde die Aktion jedoch auf ein völlig neues Niveau gehoben: Acht Museen nehmen teil. Sie bieten abgerundete Spiel-, Aktiv- oder Abenteuerprogramme, die interessante und abwechslungsreiche Sonntagnachmittage erwarten lassen.

Vergleichbare Aktivprogramme bieten das Krahuletz-Museum Eggenburg („Mammut, Bär und Rentierjäger“), das Bergbaumuseum Enzenreith bei Gloggnitz („Schatzsuche im Bergwerk“), das Schloßmuseum Greillenstein („Ein Tag im Leben eines Adligen“), das Historische Museum Krems („Die verschwundene Burg“), das Weinviertler Museumsdorf Niedersulz („Tiere im Dorf“), das Historische Museum St. Pölten („Römerstadt und moderne Stadt“) und das Stadtmuseum Zwettl („Alte Hausschilder“).

NÖ Landeskorespondenz, 14. 10. 1993

Pöchlarn

Seit 100 Jahren Donau-Fähre

Vor 100 Jahren wurde auch zwischen Pöchlarn und Klein Pöchlarn die „Fliegende Brücke“ — so hieß damals die „Rollfähre“ — in Betrieb genommen. 10000 kg konnten damals bereits befördert werden.

Auf der alten Rollfähre, die unweit der Anlegestelle festgemacht wurde, zeigt die Donaukraft die Dokumentation „Der Donaoraum von Ybbs nach Melk“.

„Mein Leben auf der Fähre“ präsentiert Fährmann Franz Knapp mit Zeichnungen und Radierungen im Rathaus. Ebenfalls im Gemeindeamt zu sehen ist eine Dokumentation über 100 Jahre Fähre.

Neue NÖN/Melker Zeitung, 5. 7. 1993

Pöggstall

Überraschung bei Freilegung der Malerei

Auch heuer wurde in der Kirche an der Freilegung der wertvollen Wandmalerei gearbeitet. Schwerpunkt sollte die Freilegung der Steinprofile der Emporenbrüstung (senkrechte und waagrechte Stäbe) mit ihrer originalen Fassung sein.

Diese Steinprofile wurden etwa zur Hälfte freigelegt. Dabei kam es zu einer großen Überraschung: Auf einigen Feldern, die man bisher als unbemalt bezeichnet hatte, kamen wertvolle Maleereien (Granatäpfel mit Blättern) zum Vorschein.

Darüber befanden sich ursprünglich Öffnungen, die in späterer Zeit zugemauert wurden. Sie hatten wohl die Aufgabe, eine bessere Sicht von der Empore in den Kirchenraum zu ermöglichen. Da dies architektonisch äußerst interessant ist, wurden vier Felder nun wieder geöffnet.

Bei den beiden äußersten Feldern links ist eine Öffnung derzeit nicht möglich; die ursprünglichen Öffnungen werden hier durch den Putz angedeutet.

Neue NÖN/Melker Zeitung, 29. 9. 1993

OSR Rudolf Gattringer feierte 80. Geburtstag

Viele Gratulanten stellten sich ein und gratulierten im Rahmen einer kleinen Feier, bei der Nationalrat a. D. Anton Bayr die Laudatio hielt.

Der Jubilar kam 1947 an die Hauptschule Pöggstall, wo er 1959 zum Direktor ernannt wurde. 1967 wurde ihm vom Bundespräsidenten der Berufstitel „Oberschulrat“ verliehen, und gegen Ende seiner Dienstzeit wurde er mit dem Goldenen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich ausgezeichnet.

OSR Gattringer ist Ortsstellenleiter des Heimat- und Bildungswerkes und war von 1969 bis vor kurzem Obmann der Ortsgruppe Pöggstall und Bezirksohmann des Kameradschaftsbundes. Anlässlich seines 70. Geburtstages wurde er mit dem Europakreuz ausgezeichnet.

Neue NÖN/Melker Zeitung, 11. 8. 1993

Ottenschlag

Ledererbichlfest mit Statuenweihe

Das neunte Ledererbichlfest wurde zum Anlaß genommen, um die neue Statue der hl. Apollonia zu weihen und im Marterl an der Kreuzung Schloßgasse/Lederbühel aufzustellen.

In der Siedlung Lederbichl in Ottenschlag ist das Gemeinschaftsleben noch intakt, was sich nicht nur beim Feiern, sondern auch in der Kulturgutpflege zeigt. Hatte man vor einigen Jahren eine Wand mit Motiven der vier Jahreszeiten nach einer Vorlage von Dir. Moser bemalt, so ging es diesmal darum, das Marterl am Bichl neu zu bestücken.

Die über 300 Jahre alte Statue wurde vor einiger Zeit aus Sicherheitsgründen entfernt. Die Bewohner des Bichls sammelten eifrig und konnten so nun das Weihefest am 30. Juli feiern.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 12. 8. 1993

Raabs

Hamerling-Gedenktafel renoviert

Am vergangenen Mittwoch fand auf dem Hamerlingplatz eine Gedenkfeier für den großen Waldviertler Dichter Robert Hamerling statt.

Aus Anlaß der Feiern in Waidhofen stieß man im Zuge der Nachforschungen auch auf die Gedenktafel in Raabs. Mitglieder des Wandervereines haben sie nun in Zusammenarbeit mit dem Steinmetzmeister Otto Happel renoviert.

Die Übergabe der Tafel an die Öffentlichkeit wurde vom Gesangverein Raabs unter der Leitung von Dir. OSR Loskott umrahmt. Zum GMV Raabs hatte Hamerling eine besonders tiefe Bindung, hatte er doch nach einem 1886 dort im Vereinsarchiv wütenden Brand, der bis auf die Chronik alles zerstörte, das von ihm geschriebene Gedicht „Das deutsche Lied in Österreich“ dem Verein als Spende übertragen, worauf ihm die Ehrenmitgliedschaft zuteil wurde.

StR. Othmar Knapp würdigte die Verdienste dieses großen Waldviertlers, nach welchem zahlreiche Straßen und Plätze benannt wurden.

Neue NÖN/Waidhofen, 23. 9. 1993

Kollmitz sollte bald besser erreichbar sein

Der Verein zur Erhaltung der Ruine Kollmitz hat die letzten Jahre sehr viel zur Restaurierung der Ruine beigetragen; den zahlreichen Besuchern präsentiert sich damit alljährlich ein wahres Baujuwel alter Herrschaftlichkeit.

Dennoch breiten sich einige Sorgenfalten auf der Stirn der Funktionäre: „Der Weg von Kollmitzdörfel zur Ruine ist leider in einem sehr schlechten Zustand“, meint ein Vereinsfunktionär.

Nun scheint sich bei den höchsten Stellen „etwas zu regen“, und es konnte für dieses 1,5 km lange Wegstück ein Sanierungsbeitrag zugesichert werden.

Neue NÖN/Waidhofen, 12. 8. 1993

Straß

Sensationelle Funde in Straß

Eine Reihe sensationeller Funde machten Archäologen im „Straßfeld“. Die Grabungen im Gelände der geplanten Reihenhaussiedlung waren ergiebig.

Ein Brandgräberfeld aus der Zeit von 1200 bis 800 vor Christus, der sogenannten „späten Bronzezeit“, befindet sich auf dem Grundstück gleich neben der Ortseinfahrt in Richtung Hadersdorf. Dort ist eine Reihenhaussiedlung geplant. Weil auf diesem Gelände schon 1989 archäologische Funde gemacht wurden, machte sich der Verein ASINOE aus Krems im Auftrag des Bundesdenkmalamtes an die Grabungsarbeiten und wurde fündig. Schon vor wenigen Wochen wurden Funde der Öffentlichkeit vorgestellt.

Etwa 2000 des ungefähr 9000 m² umfassenden Geländes wurden von den Archäologen bis jetzt abgesucht; nicht weniger als 20 Urnen und sechs Siedlungsobjekte haben sie freigelegt. Eine der Urnen ist fast zur Gänze erhalten, die übrigen sind durch Pflüge geschädigt. „Schon Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden hier beim Pflügen Bronzen und Keramiken gefunden“, berichtet Dr. Barbara Wewerka, die Grabungsleiterin. Daß es neben den Urnengräbern aber auch Körperbestattungen gab, beweist der Fund eines etwa dem Urnengräberfeld zeitgleichen Kinderskelettes, das nicht verbrannt, sondern in Hockerstellung begraben wurde.

Neue NÖN/Krems, 26. 7. 1993

Waidhofen/Thaya

Hamerling im Waidhofner Heimatmuseum

An die hundert Gäste kamen am 8. 8. in das Heimatmuseum zur Eröffnung der Ausstellung „Robert Hamerling, der Dichter des Waldviertels“.

Mehrere exemplarisch von Richard Pils zum besten gegebene Textpassagen aus dem von ihm jüngst neuerlegten „Homunculus“ Robert Hamerlings unterstrichen, daß vieles in dessen Werk nicht nur frei von politisch-ideologischer Färbung, sondern sogar heute noch von Relevanz sein könnte.

Den musikalischen Rahmen um die Eröffnungsfeierlichkeiten besorgte der „Robert-Hamerling-Chor“ aus Kirchberg am Walde; die Ausstellungseröffnung nahm Univ.-Prof. Dr. Albert Hackl aus Weitra vor.

Neue NÖN/Waidhofen, 12. 8. 1993

Viele Denkmäler wurden renoviert

In den letzten Wochen wurde im Stadtgebiet eine Reihe von Denkmälern restauriert.

An der Bahnhofsstraße wurde die bereits verblaßte Inschrift am Gedenkstein für Andreas Schrembsler, einen aus Dobersberg stammenden Bauernführer, der 1597 vor den Stadttoren gevierteilt worden war, erneuert.

Auch der Sockel des vor 100 Jahren im hiesigen Stadtpark aufgestellten Hamerling-Denkmal prä-sentiert sich im neuen Glanz.

Ebenso ist das bislang vor dem südlichen Kircheneingang aufgestellte Steinkreuz renoviert worden und hat mittlerweile seinen neuen Aufstellungsort an der nördlichen Kirchenseite, anstelle des bisher dort befindlichen Missionskreuzes, gefunden.

Winfried Dimmel, Neue NÖN/Waidhofen, 2. 9. 1993

Hamerling-Denkmal-Enthüllungsfeier am 5. September

Zu einer würdigen Feierstunde gestaltete sich am Sonntag, dem 5. September 1993, die der 100. Wiederkehr der Denkmal-Enthüllung für den Waldviertler Dichter Robert Hamerling gewidmete Veranstaltung. Dazu hatten die Stadtgemeinde Waidhofen/Thaya und der Museumsverein eingeladen, der zahlreiche Ehrengäste und Korporationen gefolgt waren.

Nach einem Parkkonzert begann um 10 Uhr die offizielle Feier mit einer Hymne, vorgetragen von der Jugendkapelle des Musikvereines Schweigggers. Frau HOL Helga Reiter zitierte anschließend Hamerlings „Die schönste Gegend der Erde“, worin er das Waldviertel als seine Heimat besingt.

Nach den Begrüßungen skizzierte KR Biedermann den Lebenslauf Hamerlings und die Geschichte der Entstehung des Denkmals bzw. wie und warum dieses in Waidhofen/Thaya zur Auf-stellung gelangte.

Als Bürgermeister der Stadt sprach OSR Josef Maier den Zeitgeist an und meinte, man könne einen Dichter wie Robert Hamerling nur aus der Zeit, in der er lebte und wirkte, objektiv beurteilen. Mag. Helmut Fischer überbrachte die Grüße des Waldviertler Sängerkreises und zitierte das Gau-motto des Sängerkreises, das von Robert Hamerling stammt. Bezirkshauptmann HR Dr. Gerhard Proibl gedachte des Dichters in einigen treffenden Sätzen. Während eines Musikstückes legten die Vertreter der Vereine und Körperschaften gemeinsam einen Kranz am Fuße des Denkmals nieder. Das Bürgerkorps feuerte einen exakten Ehrensallut, und nach einem Chorvortrag des gemischten Chores des GMV Waidhofen/Thaya hielt Präsident Mag. Franz Romeder die Festrede, die im Appell gipfelte, stets für die Heimat, unsere Region, für das Waldviertel einzutreten. Ein Musikstück beschloß die Feierstunde.

E. Führer, 10. 9. 1993

Bezirk Waidhofen

Dampf-Sonderzugfahrt auf Thayatal-Bahn war Erlebnis

Ein großer Erfolg wurde die 90 Jahr-Feier der Thayatalbahn und die Dampf-Sonderzugfahrt Schwarzenau-Waldkirchen am 12. September.

In Waidhofen versetzte die Theatergruppe TUT die Festgäste in den Eisenbahnalltag des 19. Jahr-hunderts, und Ing. Günter Hellein führte durch die Geschichte der Dampflokomotive. Zur Verab-schiedung schoß das Bürgerkorps Waidhofen einen Ehrensallut.

Nach der Begrüßung in Thaya waren die Bahnreisenden Gäste eines Frühschoppens der Akademi-schen Grenzlandmannschaft Cimbria. Der Kultur- und Museumsverein Thaya überreichte eine Son-dernummer seiner Arbeitsberichte mit der Geschichte der Thayatalbahn.

In Dobersberg hatte die Freiwillige Feuerwehr eine Nostalgieschau zusammengestellt; die älteste Spritze stammt aus dem Jahr 1856.

Am Ziel der Sonderfahrt in Waldkirchen schloß eine gelungene Darbietung der Volkstanzgruppe des Sprengels Waldkirchen das offizielle Programm ab; musikalisch umrahmt wurde das bemerkens-werte Fest von der Stadtkapelle Waidhofen und den Trachtenkapellen Dobersberg und Thaya.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 16. 9. 1993

Arbeitsinitiative Waldviertel

Bereits Anfang November beginnt im Rahmen der Arbeits- und Ausbildungsinitiative für die Waldviertler Bezirke Gmünd und Waidhofen an der Thaya das Schulungsprogramm, kündigte heute Landeshauptmannstellvertreter Liese Prokop an. Es bedeutet für 150 Arbeitslose die Aussicht auf eine fixe Anstellung. Denn sie werden gezielt auf Arbeitsplätze vorbereitet, für die nach einer Erhebung ein konkreter Bedarf in der Region besteht.

NÖ Landeskorrespondenz, 12. 10. 1993

2. Walther von der Vogelweide-Wandertag Ausklang mit wissenschaftlich-musikalischer Matinee

Der Erfolg von volksbildnerischen Veranstaltungen darf nicht nur nach dem organisatorischen äußeren Ablauf gewertet werden, sondern muß auch nach dem Grad des Erreichens der ideellen (inneren) Zielsetzung beurteilt werden. Das Ziel wurde schon beim Internationalen Walther-Symposium am 1./2. Oktober 1988 durch die beiden Mediävisten Alfred Ebenbauer und Bernd Thum gesteckt. Die Erkenntnisse des Symposiums in der Bevölkerung zu verankern, war das Ziel der beiden Wandertage 1992 und 1993. Hauptveranstalter waren das NÖ Bildungs- und Heimatwerk und der Waldviertler Heimatbund.

In den Dienst der Sache stellte sich auch die Senioren-Wandergruppe der Diözesan-Sportgemeinschaft Wien mit ihrer Wanderwoche vom 13.-18. September 1993, in deren Verlauf u. a. am 18. September beim Vogelweidhof in der Gemeinde Schönbach ein Gedenkstein enthüllt sowie eine Walther-Linde gepflanzt wurden. Den Abschluß aller Veranstaltungen bildete eine Walther-Matinee am 19. September im Festsaal des Stiftes Zwettl.



Walther von der Vogelweide und das Waldviertel — aus der Sicht des Karikaturisten Gustav Krippel



Eingeleitet wurde die Matinee durch das von der chinesischen Sopranistin Yao Jun gesungene Lied „Du bist mîn, ich bin dîn“, am Klavier begleitet von Prof. Kramer. Im Rahmen seines Vortrags sang Michael Korth auch einige Lieder im Originalton Walthers; ebenso einprägsam konnte Dr. Ralph Andraschek-Holzer die Bemühungen, Walther wieder im Waldviertel zu beheimaten, im Rahmen der wissenschaftlichen Rezeption Walthers erklären. Im Anschluß an die Matinee wurde eine vom Wiener Grafiker Gustav Krippel angeregte Ausstellung zum Thema „Walther von der Vogelweide“ gezeigt. Dieser steuerte selbst Reproduktionen aus der älteren Walther-Literatur und ca. 40 Blätter zu einer heiteren Walther-Biographie bei.

Franz Trischler

Weitra

Stadt wurde zur Bühne

Nach einer Durststrecke gab es endlich wieder einmal ein Großereignis für Musikliebhaber: Am 14.7. fand der traditionelle Musiktag statt.

Ausführende Musiker waren die Teilnehmer des Sommerkurses „Musikfabrik Edelhofer“. Die Ergebnisse von deren Arbeit bekam das Publikum in zwei Veranstaltungen zu hören, in einem offenen Musizieren in Hauseinfahrten und einem Konzert in der Hl. Geist-Kirche.

Neue NÖN/Gmünd, 29. 7. 1993

Textilmuseum ist Ort für eine Ausstellung

Im Rahmen einer Matinee im Museum „Alte Textilfabrik“ wurde am 1. August auch eine interessante Ausstellung, „Der Bezirk Gmünd“ in alten Ansichten“, durch Hofrat Dr. Hermann Riepl,

Direktor der NÖ Landesbibliothek, eröffnet. Diese Exposition gehört zur Serie der Bezirksausstellungen der NÖ Landesbibliothek und wurde bisher in der Wiener Zentrale und im Juli in Gmünder Palmenhaus gezeigt.

Neue NÖN/Gmünd, 5. 8. 1993

Richard Pils und sein Verlag „Bibliothek der Provinz“

Richard Pils hat vor einigen Jahren ein Projekt begonnen, das kontinuierlich gewachsen und heute bei einer stattlichen Anzahl von Büchern angelangt ist.

Was macht die Eigenart dieses Verlags aus? — Das Programm trägt starke regionale Akzente. Autoren aus Österreich, viele, die nie richtig eine Chance bekommen haben, manche, die unterschätzt oder vernachlässigt wurden, finden wir neben prominenten Namen.

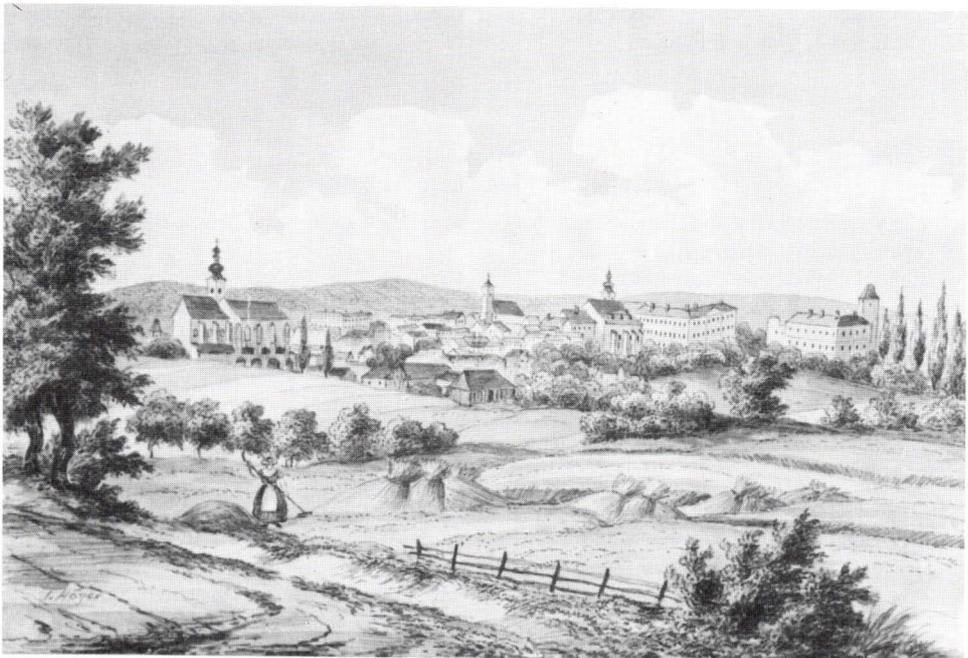
Was lernen wir daraus? — Der Verlag ist um einen Heimatbegriff bemüht, der nichts mit Verdrängen und Vergessen im Sinn hat. Deshalb hat auch ein Buch wie „Hartheim wohin unbekannt“ von Christian Neuhauser und Michaela Pfaffenwimmer, eine Chronik des Kinder-KZ im Eferdinger Becken, seinen notwendigen Platz.

ath. Salzburger Nachrichten, 16. 9. 1993

Wien/Horn

„Der Bezirk Horn in alten Ansichten“ Landesbibliothek setzt Ausstellungsserie fort

In der Serie ihrer historischen Ausstellungen über die Verwaltungsbezirke des Landes veranstaltet die NÖ Landesbibliothek vom 14. Oktober 1993 bis Ende März 1994 in ihrem Foyer die Schau „Der Bezirk Horn — alte Ansichten, Karten und Bücher“.



Ludwig Seitle: Horn um 1845
(Repro: NÖ Landesbibliothek, Wien)

Die 20 Gemeinden des Bezirkes Horn werden in insgesamt 382 Bildern vorgestellt. Älteste der 320 Ansichten ist die Doppelansicht von Horn und Drosendorf aus dem Jahre 1656. Die 35 Vischer-Ansichten von Orten im Horner Bezirk aus dem Jahr 1672 werden ebenso gezeigt wie die Stiche des Schwaben Joachim Enzmillner, besser bekannt unter seinem Adelsprädikat von Windhaag.

Unter den 48 Künstleroriginalen sind neben so bedeutenden Biedermeiermalern wie Thomas Ender, Johann Josef Schindler und Franz Jaschke auch kunstgeschichtlich weniger bekannte Maler vertreten, deren Können und Darstellungsart für die topographische Ansicht genau so wichtig sind. So schufen Conrad Grefe und Ludwig Hofbauer reizvolle Aquarelle von Kleindenkmälern, die durch ihre Exaktheit in der Darstellung heute eine wertvolle Quelle bei denkmalpflegerischen Maßnahmen darstellen. Adolf Blamauer wiederum nahm sich wie in den letzten Jahrzehnten Ferdinand Dorner der Burgen und Schlösser an.

16 alte Fotografien und 201 Ansichtskarten runden das Bild von anno dazumal im Bezirk Horn ab. Die Ansichten aus Amand Helms Fotoserien über die „malerischen Punkte“ des Kamptales und Thayatales sind noch dem Kunstblick des Landschaftsmalers verhaftet. Daß Ansichtskarten von fast allen Ortschaften des Bezirkes vorhanden sind, findet seine Begründung auch in der jahrzehntelangen Existenz des rührigen Horner Postkartenverlages Pichler & Berger. 41 Bücher bilden einen repräsentativen Querschnitt durch die reiche heimat- und regionalkundliche Literatur des Bezirkes.

NÖ Landeskorespondenz, 11. 10. 1993

Yspertal

6. Blasmusiktreffen

Mit dabei waren die Blasmusikkapellen von Alt Melon, Klein-Pöchlarn und Obermarkersdorf, die Jugend- und Trachtenkapelle Yspertal sowie die Volkstanzgruppe des LFW Yspertal.

Den Abschluß bildete ein Monsterkonzert, bei dem von allen Kapellen Märsche gespielt wurden, darunter auch der „Yspertaler Bürgermarsch“, komponiert und auch dirigiert vom Leiter der Musikschule Yspertal, Martin Fußthaler.

Neue NÖN/Melker Zeitung, 21. 7. 1993

Zwettl/Stift Zwettl

Orgelfest klang glanzvoll aus

Das Orgelfest Stift Zwettl, ein international bereits anerkanntes Festival, feierte mit dem Orgeltag '93 sein 10jähriges Bestehen.

Zum Höhepunkt des Abschlußkonzertes wurde Haydns „Salve Regina“ für Solo-Quartett, konzertierende Orgel und Streicher mit den überzeugenden Gesangssolisten Dorothea Röschmann (Sopran), Bernarda Fink (Alt), Helmut Wildhaber (Tenor) und Klaus Mertens (Baß). Die Wiener Akademie entfaltete schließlich in der Sinfonie G-Dur „Der Abend“ einen Abschieds-„Sound“, der bei den begeisterten Besuchern bereits Vorfreude auf das Orgelfest '94 aufkommen ließ.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 5. 8. 1993

Abtweihe im Stift

Der Generalabt des Zisterzienserordens, P. Dr. Polykarp Zakar OCist, erteilte am 15. August P. Dr. Paulus Winkelbauer OCist die Abtweihe.

Abt Winkelbauer, der am 14. August, fast auf den Tag genau vor vierzig Jahren, in Zwettl als Novize eingekleidet worden ist, wurde am 5. Juli 1993 zum 67. Abt des Stiftes Zwettl gewählt.

Winkelbauer wurde am 6. Oktober 1932 in Weißenbach, Pfarre Gastern im Waldviertel, geboren und maturierte 1953 am Stiftsgymnasium Seitenstetten. 1953 trat er in den Zisterzienserorden in Zwettl ein. Sein Theologiestudium absolvierte er in Zwettl, Heiligenkreuz und an der Päpstlichen



Der neugewählte Abt Dr. Paulus Winkelbauer (rechts) mit Altabt Bertrand Baumann und Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll.

(Foto: NÖ Landesbildstelle)

Hochschule San Anselmo in Rom. Am 25. Juli 1958 erhielt er die Priesterweihe. Ab 1970 war Winkelbauer im Bundesgymnasium für Mädchen in Krems als Religionslehrer tätig, bevor er 1988 zum Fachinspektor für den katholischen Religionsunterricht an den AHS, den landwirtschaftlichen Fachschulen, den gewerblichen und landwirtschaftlichen Berufsschulen im Bereich der Diözese nördlich der Donau bestellt wurde. Bis 1991 gehörte er als Vertreter der Diözese St. Pölten der Interdiözesanen Lehrbuchkonferenz für die Höheren Schulen und der Leistungsfeststellungskommission beim Landesschulrat für Niederösterreich an. Darüber hinaus ist Dr. P. Paulus Winkelbauer Mitglied im Landesschulbeirat der landwirtschaftlichen Schulen in Niederösterreich.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 19. 8. 1993

NÖ Landeskorespondenz, 4. 8. 1993

Älteste Brücke Niederösterreichs wird renoviert

Aus der ersten Bauperiode des Stiftes Zwettl (1140 bis 1180) stammt auch der Vorläufer jener Brücke über den Kamp beim Stift Zwettl, die als älteste Brücke Niederösterreichs gilt. Derzeit wird in Abstimmung mit dem Österreichischen Bundesdenkmalamt die Brücke wieder in jenen Zustand versetzt, in dem sie sich vor 1902 befunden hat. Die Renovierung ist durch die hohe Belastung und den schlechten Zustand der Brücke notwendig geworden.

Die Entstehung der Brücke im 12. Jahrhundert wird daraus abgeleitet, daß der Bau des Stiftes auf der einen Seite des Kamps und das Heranschaffen des Materials — Holz und Steine aus den Felsbrüchen von der anderen Seite — nur mit Hilfe einer Brücke möglich war. Bauteile des Stiftes, die ebenfalls aus dieser Zeit stammen, sind übrigens noch erhalten: das Dormitorium und die Latrinenanlage.

Aufzeichnungen über die Brücke gibt es erst im Zusammenhang mit einer Überschwemmung im

Jahr 1670; aus dieser Zeit stammen auch die frühesten Darstellungen der Klosteranlage. Eine Ansicht aus dem späten 19. Jahrhundert zeigt im Vordergrund die Brücke. Im Stiftsarchiv gibt es auch Pläne für einen Neubau im 18. Jahrhundert, der nicht zur Ausführung gelangte.

Die letzte große Umgestaltung stammt aus dem Jahr 1902: Die Fahrbahn wurde verbreitert, die Brückentafel gehoben, und die Brücke erhielt ein gußeisernes Geländer analog zur Wiener Stadtbahn. Das heutige Stabgeländer stammt von einer Renovierung aus dem Jahr 1965.

Bei einer Probegrabung wurde in 80 cm Tiefe das alte Straßenpflaster gefunden. Auf dieses Niveau wird diese Brücke wieder abgesenkt; die gemauerten Brüstungen werden ergänzt.

NÖ Landeskorespondenz, 26. 8. 1993

SCHRIFTENREIHE DES WALDVIERTLER HEIMATBUNDES

(Lieferbare Bände)

- Band 22: **Sepp Koppensteiner:** Rund um den Nebelstein. Besinnliche und heitere Geschichten aus dem Oberen Waldviertel (1978) 119 Seiten . öS 50,—
- Band 26: **Walter Pongratz:** Die ältesten Waldviertler Familiennamen (1986) 204 Seiten öS 195,—
- Band 27: **Renate Seebauer:** Ortsgeschichte von Mahersdorf (1986) 64 Seiten . öS 50,—
- Band 28: **Robert Kurij:** Nationalsozialismus und Widerstand im Waldviertel (1987) 248 Seiten; Sonderpreis öS 40,—
- Band 29: **Ulrike Kerschbaum/Erich Rabl (Hg.):** Heimatforschung heute. Referate des Symposions „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn (1988) 196 Seiten öS 195,—
- Band 30: **Friedrich Polleroß (Hg.):** 1938. Davor — Danach. Beiträge zur Zeitgeschichte des Waldviertels (Zweite, ergänzte Auflage 1989) 400 Seiten öS 180,—
- Band 31: **Maria Mayr (geborene Bitter):** Das Jahr 1945 im Bezirk Horn (Erscheint im Frühjahr 1994) Vorbestellpreis öS 130,—, später öS 160,—
- Band 32: **Andrea Komlosy (Hg.):** Spinnen — Spulen — Weben. Leben und Arbeiten im Waldviertel und in anderen ländlichen Regionen (1991) 152 Seiten öS 135,—
- Band 33: **Robert Streibel:** Plötzlich waren sie alle weg. Die Juden der „Gauhauptstadt Krems“ und ihre Mitbürger (1991) 295 Seiten öS 298,—
- Band 34: **Harald Hitz (Hg.):** Johann Georg Grasel. Räuber ohne Grenzen (Zweite, ergänzte Auflage; Jänner 1994) 152 Seiten öS 145,—
- Band 36: **Thomas Winkelbauer (Hg.):** Kontakte und Konflikte. Böhmen, Mähren und Österreich: Aspekte eines Jahrtausends gemeinsamer Geschichte (1993) 560 Seiten öS 360,—
- Eduard Kranner:** Ulrich von Sachsendorf. Ein höfischer Minnesänger im babenbergischen Österreich (2. Aufl. 1977) 109 Seiten öS 70,—

*Bestellungen richten Sie bitte an den Waldviertler Heimatbund (Dr. Erich Rabl),
3580 Horn, Postfach 100, oder Telefon 02982/3991 (ab 14 Uhr)*

Buchbesprechungen

Christine Neugebauer-Maresch, **Altsteinzeit im Osten Österreichs**. Mit Beiträgen von Walpurga Antl-Weiser, Gernot Rabeder und Spyridon Verginis (=Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich 95/96/97, St. Pölten-Wien: NÖ Pressehaus 1993) 96 Seiten mit 48 Abbildungen, öS 148,—

Die Broschüre wurde anlässlich der Tagung der „Hugo Obermaier Gesellschaft für Erforschung des Eiszeitalters und der Steinzeit“ (die nach 33 Jahren wieder einmal in Österreich, in Krems an der Donau, stattfand) kurzfristig verfaßt und eilig gedruckt. Daher ist es auch durchaus verständlich und entschuldigbar, daß es dabei zu einigen Flüchtigkeitsfehlern und Auslassungen kam. Doch diesen kommt insofern wenig Bedeutung zu, da es sich hierbei ja um keine Darlegung handelt, von der Vollständigkeit und wissenschaftliche Akribie erwartet werden kann, sondern um eine allgemein verständliche Einführung in eine sehr komplexe Materie, mit dem Bestreben, einen zusammenfassenden, breiten Überblick zu vermitteln. Das ist der Autorin auch recht gut gelungen, was aber den Rezensenten nicht der Aufgabe enthebt, Unzulänglichkeiten und gravierende Unstimmigkeiten aufzuzeigen.

Unter den angeführten 52 „Freilandstationen“ (auf Seite 75-80) wird Rupperthal (Lokalität 37) mit „mehreren Fundstellen“ angegeben. Tatsächlich ist es aber eine einzige im Löß freigelegte, flächlich sehr begrenzte Anhäufung von Knochenresten verschiedener Tiere, die zweifellos von eiszeitlichen Jägern erbeutet und an Ort und Stelle zerlegt worden sind. Das ist auch durch einige Artefaktfunde eindeutig belegt. Dabei handelt es sich, unter anderen wenig aussagefähigen Stücken, jedoch keineswegs um zwei nahezu idente „Blattspitzen“, sondern um handspitzenartige Geräte, wie sie für die früheren Stufen des regionalen Aurignacien (die vorläufig von etwa 33 bis mindesten 39 ka zurückreichend festgelegt werden können) typisch sind. Sie lagen mit den Knochenresten aber keineswegs in einer „Kulturschicht“ und schon gar nicht in einer assoziierten „Brandschicht“. Somit hat auch das zitierte ^{14}C Datum zu diesem Fundniveau überhaupt keine Beziehung, außer der einen, daß in dem darüberliegenden, eindeutig jüngeren Lößpaket eine dünne Lage mit Holzkohlen und z. T. angebrannten Knochenfragmenten angetroffen worden war (die höchstwahrscheinlich einem Steppebrand zuzuschreiben ist). Die daraus geborgenen Proben ergaben für die Holzkohlen ein Alter von $21\,565 \pm 405$ Jahren und für die Knochen (=Kollagenextrakt) ein Alter von $11\,640 \pm 405$ Jahren! Die zitierte Literatur — Bachmayer et al., 1971 — wurde offenbar gar nicht oder nur flüchtig gelesen.

Die eklatante Mißinterpretation wurde übrigens bereits von M. Otte 1981 (S. 318) kolportiert, was schließlich dazu führte, daß sich auch A. Montet-White 1988 zu der Aussage verstieg, daß Rupperthal das Ende der Gravettienentwicklung markiere („marks the end of the development of the Gravettian tradition in Lower Austria“; Seite 217)! Für einen solchen Nonsens kann man wohl nur noch die Unkenntnis der deutschen Sprache als Entschuldigung gelten lassen, man muß aber auch der dürftigen und irreführenden Zusammenfassung des paläontologischen Grabungsberichtes ein gutes Maß an Mitverantwortung zuschreiben.

Wesentliche Faktoren für die Verbreitung von Mißkonzeptionen liegen in der unüberprüften und kritiklosen Wiedergabe von Daten sowie im mangelhaften Verständnis der Problematik geophysikalischer Methoden und Techniken. Die empirisch erwiesene enorme Diskrepanz zwischen Holzkohlen- und Knochen-Datierungen (über die man sich aber bislang noch kaum ernstliche Gedanken gemacht hat) ist notorisch und begründet sich vornehmlich im chemischen Aufbereitungsvorgang des unterschiedlichen biogenen Problemmaterials, für welches aber, ganz abgesehen von gewissen nicht abscheidbaren sekundären Kontaminationen, auch nicht die gleiche theoretisch-physikalische Speicherkapazität radioaktiver Kohlenstoff-Isotope gegeben ist, und das somit nicht als gleichwertiges Ausgangsmittel gelten kann. Deshalb ist es nicht zulässig, mit Kollagenatierungen geostratigraphische Korrekturen vorzunehmen, wie es umgekehrt auch nicht angeht, nach rein typologischen Kriterien etwa geochronologische Einordnungen treffen zu wollen.

Da hier auf Details nicht eingegangen werden kann, sei lediglich vermerkt, daß es nicht tragbar ist, das Aurignacien von Horn (Lokalität 21) nur aufgrund des Kollagendatums in die letzte Würmvereisungsphase zu versetzen, sowie Langmannersdorf (27) und Alberndorf (9) als „Epi-Aurignacien“ zu postulieren, d. h. in einen Zeitrahmen zu stellen, gegen den alle übrigen Befunde sprechen.

Weitere Schwachstellen in der Liste der „Freilandstationen“ bestehen darin, daß auch Lokalitäten vereinzelter Oberflächenfunde, deren paläolithische Provenienz keineswegs gesichert ist, angeführt wurden, während eine ganze Reihe von Artefaktfunden mit Knochenresten aus eindeutig pleistozänem Schichtverband ungenannt blieben. Diesen könnte man eher den Status einer (naheliegenden) „Station“ zuerkennen als einzelnen Streufunden oder gar den gelegentlich anzutreffenden holzkohlenführenden Lagen in Lößaufschlüssen. Spuren von Steppenbränden sowie Knochenreste, einschließlich vereinzelter Mammutstoßzähne, sind keine Seltenheit und finden sich in zahlreichen Lößprofilen.

Als echtes Manko muß es gewertet werden, daß eine ganze Fundgruppe mit rund zwei Dutzend Stationen, die über das ganze Waldviertel bis in das angrenzende Mühlviertel verteilt sind, überhaupt keine Erwähnung fand, obgleich nunmehr etwa 54000 Objekte vorliegen, von denen rund 3300 Werkzeuge ausgeschieden werden können. Das markante Typeninventar, gefertigt aus einem spezifischen heimischen Rohmaterial, manifestiert eine geschlossene Kulturstufe, die sich, wie neuere Untersuchungen ergaben, vor etwa 42000 Jahren ausgebreitet haben dürfte. Es handelt sich um das seit langem bekannt gewordene, aber bisher unbeachtet und ununtersucht gebliebene „Plateaulehm-Paläolithikum“ (welches aber auch tief im Löß liegen kann). Dieser Terminus erscheint jedoch nur ein einziges Mal (Seite 11), findet sonst aber keinerlei weitere Erwähnung und bleibt auch im Literaturverzeichnis ohne jegliche Hinweise. Man hätte, besonders anlässlich der Tagung, doch zumindest die grundlegende Arbeit von F. Kießling und H. Obermaier, 1911 (Das Plateaulehm-Paläolithikum des nordöstlichen Waldviertels von Niederösterreich; Mitt. d. Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXI/3. Folge Bd. XI) zitieren sollen.

Schließlich sei auch noch festgestellt, daß die Deutung der anthropomorphen Statuette von Stratzing von keinem der führenden Prähistoriker anerkannt wird.

Bzüglich des Beitrages von W. Antl-Weiser ist nichts hinzuzufügen; ein sauberes Kompendium, das auch nichts vermissen läßt und keiner Rezension bedarf. Das ist hinsichtlich der Beiträge von S. Verginis und G. Rabeder leider nicht der Fall.

Dies ist zu einem guten Teil in der kontroversen Materie selbst begründet, zum anderen aber im Versuch von S. Verginis, einen komplexen Themenkreis so umfassend zu behandeln, daß er den eigentlichen Rahmen der Broschüre übersteigt. Die Profile von Stranzendorf und Krems (neue Schießstätte) sind für die Frage der Tertiär/Quartär- (bzw. Plio-/Pleistozän-) Abgrenzung wohl von großer Bedeutung, haben aber zur Altsteinzeit in Österreich keinerlei Bezug. Außerdem können die paläomagnetischen Daten keineswegs als „absolute“ Altersbestimmungen vorgestellt werden.

Dagegen bleiben leider die gegliederten und zum Teil verlässlich datierten Profile, die für die heimische Paläolithforschung ausschlaggebend sind, zur Gänze auf der Strecke. Die seit Jahrzehnten diskutierten (aber nie gründlich untersuchten) Profile von Göttweig und Paudorf stellen, ebenso wie die von Stiefern und Stillfried, nämlich auch keine für den Leser faßbare Verbindung zur paläolithischen Kulturabfolge her und verwirren noch dazu durch die angeblich „absoluten“ TL- und PTTL-Datierungen. Diese noch tief in der Entwicklung stehenden physikalischen Methoden liefern derzeit noch höchst unzuverlässige und erratische Resultate, die sich — und das ist das einzig absolute Sichere — auch bald als unhaltbar herausstellen werden.

Auch den pedologischen Interpretationen, insbesondere des Profiles von Stratzing, müßte in vielen Belangen widersprochen werden, doch das würde den Rahmen einer Buchbesprechung bei weitem sprengen. Es soll daher nur auf einige grundsätzliche und zum Hauptthema bezügliche Aspekte etwas näher eingegangen werden.

Es entspricht nicht den Tatsachen, daß „die meisten Schluffpartikel (im Löß) aus eckigen Quarzbruchstücken bestehen“ (S. 13). Der Löß ist im Gegenteil, wie alle äolischen Sedimente, durch eine Verrundungstendenz, eine Abrasion der Quarzkörner (in allen Korngrößenfraktionen) charakteri-

siert. Scharfkantige Komponenten treten nur in Ablagerungen auf, in denen bodennahe Umlagerungen aus lokalem oder regionalem Frostschutt das in höheren Luftschichten (von vorwiegend westlichen Winden) ferntransportierte Material zu verschiedenen hohen Anteilen beeinträchtigen. Die Akkumulation des Lösses beschränkt sich deshalb im allgemeinen auf die nach Osten exponierten Geländehänge. Ein eklatantes Beispiel dafür sind die mächtigen Lößablagerungen am Fuß der steilen Bergflanken entlang des linken Donaufers, dort wo der Strom fast genau nach Norden durch die Wachau fließt. Aber gerade diese höchst bedeutsamen Lößlagen mit eingeschalteten fossilen Böden und Kulturschichten (Aggsbach, Willendorf, Schwallenbach, Spitz, Wösendorf, Weißenkirchen, etc.) fehlen in der Karte, Abb. 2 auf S. 14. Unberücksichtigt darin sind auch die unterschiedlichen Mächtigkeitsverhältnisse in der Lößverteilung geblieben, sodaß ein irreführendes Bild entsteht.

Hinsichtlich der Paläoböden wird ebenfalls eine unzulängliche und somit mißverständliche Darstellung geboten. Die fossilen Böden bestehen beileibe nicht nur aus Schwarzerden oder Parabraunerden, und es ist völlig unrichtig, daß (vgl. S. 15/16) „die meisten Paläoböden . . . nur noch den Bt-Horizont“ zeigen, mit „Ausnahme“ von „Stillfried A“. Dieser charakteristische Bodenbildungskomplex ist vielmehr in gleicher oder nur unwesentlich modifizierter Ausprägung über das gesamte Weinviertel, d. h. die periglaziale östliche trocken-kontinentale Lößprovinz, die auch Gebietsanteile südlich der Donau miteinschließt, verbreitet. Diese wichtigen Profilaufschlüsse fanden aber offensichtlich keinerlei Beachtung, obgleich sie seit 1954 bekannt sein sollten; doch die bezügliche Literatur fehlt im Verzeichnis, und die in den letzten Jahren hinzugekommenen fossilen Bodenprofile haben sich, wie so vieles andere auch, noch nicht herumgesprochen.

An diesen Umständen krankt die gesamte heimische Eiszeitforschung und damit auch die vorliegende Veröffentlichung. Die bisherigen Resultate vieljähriger Geländearbeit bleiben unbeachtet oder werden sogar negiert, anstatt an sie anzuschließen und sie systematisch zu ergänzen, um zu besser fundierten Schlußfolgerungen zu kommen.

So nimmt G. Rabeder (S. 31) einfach „Abschied“ von der alpinen Eiszeitgliederung (die selbstverständlich gar nicht vollständig sein kann) — und damit auch von der synonymen nordeuropäischen und amerikanischen Glazialabfolge — und wirft so alle feststehenden geomorphologischen Erkenntnisse (die von ihm aber als bloße „Vorstellungen“ gewertet werden) „über Bord“. Er kommt zu ganz anderen, gänzlich neuen Ergebnissen, indem er sich im wesentlichen nur auf die von Milankovitch (für die äußere Atmosphäre!) berechneten Sonneneinstrahlungsfluktuationen (Abb. 10, S. 33) sowie auf seine Interpretation von Sedimenten der von ihm gegrabenen Höhlen, insbesondere der Ramesch-Höhle und deren erstmalige Datierung durch die keineswegs gesicherte Uran-Serien-Methode, stützt. Die wenigen gegliederten Lößprofile und Paläolithstationen, die überhaupt mit in Betracht gezogen wurden, sind in dieses neue Schema nur eingebaut (Abb. 11, S. 43).

Das ganze mag für den interessierten Laien bestechend erscheinen, ist aber fachlich gesehen geradezu indiskutabel. Um all die vorgetragenen naturwissenschaftlichen Ungereimtheiten und eklatanten Fehlinterpretationen — allen voran das postulierte „Ramesch-Interglazial“ (das auch jeglicher terminologischen Konvention widerspricht) — Punkt für Punkt zu widerlegen, bedürfte es einer Abhandlung, die den Umfang der vorliegenden Broschüre weit übersteigen würde. Zusammenfassend muß daher leider gesagt werden, daß man mit dieser Veröffentlichung (einige Abschnitte ausgenommen) zu viel gewollt, aber zu wenig wirklich gewußt hat, um den Status quo der heimischen Eiszeitforschung (die nicht aus rein lokaler Sicht betrieben werden kann) objektiv und sachlich richtig darzulegen.

Friedrich Brandtner

Isabella Ackerl/Friedrich Weissensteiner, **Österreichisches Personenlexikon der Ersten und Zweiten Republik** (Wien: Verlag Carl Ueberreuter 1992) 552 Seiten, Schwarzweiß-Illustrationen, öS 598,—

Um es gleich vorwegzunehmen: Das „Österreichische Personenlexikon der Ersten und Zweiten Republik“ ist ein ausgezeichnet gemachtes, solides und angenehm lesbares Nachschlagewerk. Es

bringt exakte Sachinformationen, charakterisiert die angeführten Persönlichkeiten durch interessante und aussagekräftige Detailangaben und ist gut illustriert. „Kurz gesagt, dieses Lexikon will nicht staubtrocken informieren, es will auch ein wenig Lesefreude erwecken“ (S. 5).

Etwa 1600 Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft, Politik, Kirche, Publizistik und Sport werden in Kurzbiographien vorgestellt, wobei nicht der Geburtsort, sondern ihr Wirken in Österreich für die Auswahl ausschlaggebend gewesen ist. Die Angaben sind kurz gehalten, bringen aber alles Wesentliche. Sparsame Literaturhinweise ermöglichen eine weitergehende Beschäftigung mit dem Schaffen der betreffenden Persönlichkeit.

Die naturgemäß subjektive Auswahl ist durchaus repräsentativ; spürbare Lücken sind nicht festzustellen. Der Grundtenor der Charakterisierungen ist positiv, wo es notwendig erscheint, wird aber auch Negatives nicht ausgespart. Die Autoren informieren über die Fakten und enthalten sich weitgehend einer Wertung; die geistige und politische Einstellung der angesprochenen Persönlichkeiten wird jedoch mit einer größtenteils bewundernswerten Eindeutigkeit zum Ausdruck gebracht. Eine Ausnahme bildet Alfred Hrdlicka, dessen Vorliebe für den Stalinismus dezent verschwiegen wird. Anton Benyas unerschütterliches Eintreten für die Inbetriebnahme des Kernkraftwerkes Zwentendorf hingegen wird mit einer so harten Formulierung bestraft, daß letztlich ein negativer Gesamteindruck entsteht. Der Satz müßte für eine Neuauflage umgeändert werden.

Im allgemeinen aber ist die Charakterisierung der einzelnen Persönlichkeiten durch ausgesprochene Objektivität und Ausgewogenheit gekennzeichnet. Als willkürlich herausgegriffene Musterbeispiele seien die Biographien von Thomas Bernhard, H. C. Artmann, Josef Weinheber, Christine Lavant und Ingeborg Bachmann genannt (wenn auch bei letzterer ihre immerhin fast fünf Jahre dauernde Liaison mit Max Frisch unerwähnt bleibt), aber auch jene von Engelbert Dollfuß, Guido Schmidt, Viktor Müllner, Franz Olah, Franz Vranitzky, Hermann Nitsch und Claus Peymann etwa. Die stilistischen Formulierungen sind informativ und ausdrucksstark zugleich. Daß Willy Lorenz als österreichischer Kulturrat in Prag „in stillem, aber intensivem Wirken die oppositionellen Intellektuellen unterstützte“ (S. 282), ist nur ein Beispiel des weithin dominierenden brillanten Charakterisierungsstils, warum aber „Die Furche“, deren Chefredakteur Lorenz auch war, als Katholische Zeitschrift mit der Majuskel K erscheint, ist schwer verständlich, noch dazu, wenn dieselbe Publikation bei Kurt Skalnik als „katholische Wochenschrift“ apostrophiert wird (S. 452). Hervorgehoben zu werden verdient auch der Beitrag über Margarethe Ottillinger. Wie man in eine durchaus sachliche Kurzbiographie so viel Emotionales hineinlegen kann, ist schlichtweg bewundernswert.

So spannt sich der Bogen vom ersten Staatsoberhaupt der Republik, Karl Seitz, bis Thomas Klestil, von Robert Musil bis Wolfgang Ambros, vom Justizpalastbrand bis zu den Noricum-Kanonen. Man erfährt alles Wesentliche, aber auch eine Fülle anscheinend unwichtiger Nebensächlichkeiten, gerade die aber vervollständigen das Profil der besprochenen Persönlichkeiten. Daß Julius von Wagner-Jauregg für seine Malaria-Therapie zur Behandlung der progressiven Paralyse 1927 den Nobelpreis erhielt, ist vielen bekannt, wer weiß aber, daß er auch eine Zeitlang den Weltrekord im Stemmen gehalten hat, und daß Peter Alexander nicht nur ein begnadeter Sänger und erfolgreicher Showmaster ist, sondern auch ein begeisterter Angler? Und daß Fred Adlmüller — um noch ein Beispiel für viele herauszugreifen — nicht nur Filmkostüme für zahlreiche Leinwandstars geschaffen hat, sondern auch die NS-Prominenz von Emmy Göring bis Henriette von Schirach eingekleidet hat.

Nicht übermäßig, aber immerhin durchaus respektabel vertreten sind auch das Waldviertel und die Wachau. Vor allem im Bereich der Kunst ist die Region präsent. Der Lyriker Wilhelm Szabo, „ein Findelkind, wuchs in ärmlichen Verhältnissen im Waldviertel auf, . . . war . . . Dorfschullehrer im Waldviertel, . . . zuletzt Hauptschuldirektor in Weitra“ und „schrieb schlichte, heimatverbundene Gedichte, die seine sozialen Erfahrungen und die herbe Schönheit des Waldviertels reflektieren“ (S. 477). Und bei der — treffenden — Charakterisierung Karl Korabs steht der Satz: „Die exakt gemalten Dörfer und Landschaften seiner Waldviertler Heimat drücken das Wesen dieser Region und seiner Menschen aus“ (S. 238).

Daß auch der in Göpfritz geborene Dichter Rudolf Henz und die in Stein an der Donau geborene Erzählerin Maria Grengg, deren Werk „von einer starken Heimatbezogenheit geprägt“ ist (S. 140),

sowie von der jüngeren Schriftstellergeneration Gernot Wolfgruber aus Gmünd in das Lexikon aufgenommen sind, ist selbstverständlich. Nicht erwähnt — in diesem Zusammenhang auch nicht zwingend notwendig — ist, daß Gottfried von Einem, Lotte Ingrisch und Christine Nöstlinger im Waldviertel einen Wohnsitz haben. Wohl aber scheint der in Groß-Siegharts geborene „Arbeiter-Zeitungs“-Redakteur Gustav Karl Bienek als Waldviertler auf, und auch die Schriftstellerin Imma Bodmershof (gestorben 1982 auf Schloß Rastbach bei Krems) und der Maler Franz Traunfellner sind in diesem Zusammenhang zu erwähnen.

Bundespräsident Wilhelm Miklas, in Krems geboren, war „bereits 1905 Direktor des Gymnasiums in Horn“ (S. 311), also Leiter der Schule, an der später Bundespräsident Rudolf Kirchschläger studierte, denn „hilfsbereite Menschen ermöglichten es ihm . . . , das Aufbaugymnasium in Horn zu besuchen, an dem er 1935 mit Auszeichnung maturierte“, und der „seine Karriere . . . 1947 als Richter am Bezirksgericht Langenlois“ begann (S. 224). Nicht so weit gebracht hat es Fritz Eckhart, von dem es heißt: „Er besuchte in Horn (NÖ) das Gymnasium, schied in der 3. Klasse aus und bestand in der Heiderhof-Schule in Stuttgart die mittlere Reife“ (S. 91). Daß kurzzeitig auch Albert Paris Gütersloh und Friedensreich Hundertwasser das Horner Gymnasium besucht haben, sei für die Leser des „Waldviertels“ (und nicht als Hinweis auf eine als notwendig erachtete Ergänzung im Lexikon) zusätzlich vermerkt.

Als mit dem Waldviertel in Beziehung stehende Politiker werden auch Gewerkschaftspräsident Johann Böhm (geboren in Stögersbach), der „in einem kleinen Ort im Waldviertel . . . unter tristen Umständen“ aufgewachsen ist (S. 51), und der ehemalige Landwirtschaftsminister (1922-1926) und spätere Staatssekretär für Land- und Forstwirtschaft (1945) Rudolf Buchinger, der „ab 1893 an der Ackerbauschule Edelhofer bei Zwettl“ seine Ausbildung erhalten hat (S. 62), erwähnt, und selbstverständlich der in Frauenhofen bei Horn geborene Landeshauptmann von Niederösterreich Johann Steinböck. In diesem Zusammenhang sei auch der seinerzeit sehr populäre, aus Thaya gebürtige, bedeutende Chirurg Leopold Schönbauer genannt, der von 1959-1962 ÖVP-Abgeordneter im Nationalrat gewesen ist. In der Pfarre Thaya, in Niederedlitz, geboren ist auch der frühere Diözesanbischof von St. Pölten Franz Žak, dessen Name bei einer Neuauflage nicht mit Zak, sondern Žak angegeben werden sollte. In Zwettl geboren ist der Historiker Hans Hirsch, und aus Krems stammte der Sportler Gregor Hradetzky. Und daß angeführt ist, daß Joe Zawinul 1992 beim Donaufestival in Krems aufgetreten ist, sei der Vollständigkeit halber auch erwähnt. Sucht man aber unter W, findet man zwar den Boxer Joschi Weidinger, nicht aber den doch in ganz Österreich und über die Grenzen hinaus bekannten Kräuterpfarrer Hermann Josef Weidinger. Es wäre schön, wenn er bei einer Neubearbeitung des Lexikons in dieses aufgenommen werden könnte.

Das ganze Lexikon zeigt, daß die beiden Autoren gewissenhaft recherchiert haben. In einer Neuauflage werden nur geringfügige Korrekturen notwendig sein. So sollte in einem 1992 erschienenen Nachschlagewerk bei der Schriftstellerin Ilse Aichinger nicht mehr stehen: „. . . sie ist mit dem Schriftsteller Günter Eich verheiratet“ (S. 12), da dieser schon 1972 gestorben ist. (Vgl. Walter Killy, Literaturlexikon, Band 3, Gütersloh-München 1989, S. 195 ff.) — Der Journalist Hugo Bettauer wurde nicht „von dem Nationalsozialist Otto Rothstock in seinen Redaktionsräumen“ niedergeschossen (S. 43), sondern „von dem Nationalsozialisten Otto Rothstock“. — Die bei Wilhelm Miklas zu findende Formulierung „Am 11. November [1918] stimmte er als einziger Abgeordneter gegen das Gesetz über die Errichtung der Republik“ (S. 311) ist zumindest nicht unmißverständlich. Gegen den maßgeblichen Artikel 1 des Gesetzes „Deutschösterreich ist eine demokratische Republik“ stimmten drei Abgeordnete (neben Wilhelm Miklas noch die Christlichsozialen Athanas von Guggenberg und Karl Prisching), als einziges Mitglied des Staatsrates votierte Wilhelm Miklas gegen den Artikel 2 „Deutschösterreich ist ein Bestandteil der deutschen Republik“, womit er seine Ablehnung eines Anschlusses Österreichs an das Deutsche Reich zum Ausdruck brachte. (Vgl. Friedrich Funder, Vom Gestern ins Heute, ³Wien-München 1971, S. 460, und Walter Kleindl, Österreich. Daten zu Geschichte und Kultur, Wien-Heidelberg 1978, S. 314.) Daß Miklas diese seine Haltung bis zum März 1938 beibehielt, betont das Lexikon ausdrücklich: „Im März 1938 bewies der Bundespräsident Standfestigkeit und Charakter und verkörperte in seiner Person den letzten Widerstand gegen Hitler. Er

weigerte sich, das ‚Anschlußgesetz‘ zu unterzeichnen, und trat zurück“ (S. 311). — Die Formulierung bei Wilhelm Reich „... übte mit seinen Theorien großen Einfluß auf die autoritätsfreie Erziehung (Summerhill School)... aus“ (S. 380) ist zwar sachlich richtig, könnte aber den Eindruck entstehen lassen, daß Reich der Schöpfer dieser Schulform ist. Daß dies der Engländer Alexander S. Neill war, der auch mit Österreich in Verbindung stand — er führte 1924 auf dem Sonntagberg einen autiautoritären Schulversuch durch —, könnte vielleicht auch erwähnt werden. — Das Lexikon ist so sauber gearbeitet, daß kaum Druckfehler vorkommen; das „Hohenbeg“ auf Seite 307 und das „Pögstall“ auf Seite 490 dürften aber doch welche sein. — Kein Geburtsort angegeben ist bei Helly Servy, Klaus Liebscher, Gerhard Pendl und beim derzeitigen ÖGB-Präsidenten Fritz Verzetnitsch (!). Bis zu einer Neuauflage werden diese Angaben sicher zu ermitteln sein.

Die hier angeführten Hinweise sind nicht als Kritik zu betrachten, sondern als Antwort auf die im Vorwort geäußerte Bitte, „Übertragungs-, Lese- oder Druckfehler irgendwelcher Art“ (S. 5) den Verfassern mitzuteilen. Den Autoren ist zu bescheinigen, daß sie gründlich gearbeitet und eine Leistung vollbracht haben, die Hochachtung verdient. Die bei einer — sicher zu erwartenden — Neuauflage durchzuführenden Korrekturen sind so minimal, daß niemand Grund hat, auf diese zu warten. Das Lexikon sollte in keiner Bibliothek der an der Zeitgeschichte Österreichs Interessierten fehlen!

Anton Pontesegger

Emmerich Tálos (Hg.), **Sozialpartnerschaft. Kontinuität und Wandel eines Modells** (Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1993) (=Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 58) 320 Seiten, öS 298,—

Neben der „immerwährenden Neutralität“ bildet die Sozialpartnerschaft in Österreich eine der Grundsäulen der Zweiten Republik. Doch seit einigen Jahren zeichnen sich in vielerlei Hinsicht Veränderungen ab: Zunehmend wurde Kritik an dieser Institution geübt, der Begriff einer demokratisch nicht legitimierten „Nebenregierung“ laut usw. Mit all diesen Fragen versuchen sich 18 Autoren im vorliegenden Band in 15 Aufsätzen auseinanderzusetzen.

Die Aufsätze sind vier großen Themenkreisen zugeordnet: Veränderungen des ökonomischen und politischen Umfeldes; Wandel und Kontinuität der Stabilitätsbedingungen von Sozialpartnerschaft; Sozialpartnerschaft und Politikgestaltung; Korporatistische Strukturen und Politik in anderen Ländern. Den einführenden Beitrag „Entwicklung, Kontinuität und Wandel der Sozialpartnerschaft“ hat der Herausgeber Emmerich Tálos selbst verfaßt. Er skizziert darin die entwicklungsgeschichtlichen Voraussetzungen der Sozialpartnerschaft in Monarchie und Erster Republik und deckt vorhandene Ansätze auf, sieht aber auch die deutlichen Unterschiede zur Zeit nach 1945.

Es fehlt hier der Platz, um alle Aufsätze würdigen zu können. Deshalb seien nur einige Titel erwähnt: „Parteien und Verbände“ (von Anton Pelinka), „Geschwächte Verbände — stabile Partnerschaft?“ (von Ferdinand Karhofer), „Sozialpartnerschaft und Fraueninteressen“ (von Erna Appelt) zeigen bereits das breite Themenspektrum auf.

Welche Bedeutung kann dieser Band für die Heimat- und Regionalkunde haben? Tálos' Bemerkung „Dieses korporatistische Modell kommt in erster Linie auf der Makroebene von Politik zum Tragen. Auf der Ebene der Bundesländer... und wirtschaftlicher Sektoren... gibt es dazu nur Ansätze“ (S. 19) scheint die Brauchbarkeit des Modells für Fragestellungen im regionalen Rahmen einzuschränken. Doch gilt dies nur bedingt. Als Beispiel möchte ich aus dem Beitrag „Lohnpolitik und Sozialpartnerschaft“ (S. 227-241) von Alois Guger auf mögliche Fragestellungen für kleinräumig orientierte Forschungen hinweisen. Bei historischen Betriebsanalysen, aber auch bei wirtschaftshistorischen Fragestellungen überhaupt, könnte erhoben werden, ob und wie weit die tatsächlich bezahlten Löhne von den im Kollektivvertrag vereinbarten Mindestlöhnen abweichen. Die Frage der „Ist-Löhne“ könnte gerade für das Lohnniveau im Waldviertel interessante Antworten zulassen — auch für die letzten 40 Jahre. Zu erforschen wäre auch die Rolle der Betriebsräte bei firmeninternen Vereinbarungen. Die unterschiedliche Lohnentwicklung könnte nach Branchen und Betrieben unter-

schieden werden. Antworten könnten auf die Frage nach einer solidarischen Lohnpolitik innerhalb einer Region erhalten werden, wenngleich hier die zentral gesteuerten Lohnvereinbarungen sicher dominierend waren und sind. Für derartige und viele andere Fragestellungen finden sich im vorliegenden Buch jedenfalls manche Anregungen.

Das Buch ist somit nicht nur politisch interessierten Lesern zu empfehlen, sondern bietet auch für regionalgeschichtlich orientierte Benutzer eine Fülle von Anregungen.

Harald Hitz

Othmar Pruckner, **Mit der Eisenbahn durch Österreich. Museumsbahnen und Luxuszüge, Ausflüge, Radtouren und Städtereisen vom Seewinkel bis zum Bregenzer Wald** (Wien: Falter-Verlag 1992) 315 Seiten, zahlreiche Abb., öS 320,—

Nicht Technik- und Baugeschichte der österreichischen Eisenbahnen und auch nicht eine verkehrspolitische Studie liegen in der Absicht dieses Buches aus der vielfach bewährten Führerreihe des Falter-Verlages; es geht vielmehr um die Wiederentdeckung und -belebung einer fast verlorengegangenen Reisekultur. Nach Bundesländern und Routen übersichtlich gegliedert werden Möglichkeiten von Reisen aufgezeigt, bei denen nicht das Ziel allein, sondern auch der Weg dorthin zum Erlebnis werden kann — von den Waldviertler Schmalspurbahnen bis zum Orient-Expresß.

Dabei wird in sehr ansprechender Form Wissenswertes über Geschichte und Gegenwart der einzelnen Bahnlinien und die von ihnen erschlossenen Landschaften vermittelt, werden in unaufdringlicher Art Alternativen zum motorisierten Individualverkehr aufgezeigt. Nützliche touristische und kulinarische Tips für Radfahrer und Wanderer lockern die Reisevorschläge auf, die durch kurze Essays prominenter Fahrgäste wie Kurt Ostbahn oder Chris Lohner gewürzt werden. Auch Wolfgang Kos, der Gestalter der Gloggnitzer Semmering-Ausstellung, steuert Bemerkungen über das Verhältnis von Reisebeschreibungen und Realität bei („Der Semmering im Lesesaal“), und der Verkehrsexperte Hermann Knoflacher wirbt mit treffenden Argumenten und köstlichem Humor für die Bahn („Mir fehlt die Zeit zum Autofahren“). Eine kleine Anthologie von Nestroy bis Herzmansky-Orlando, H. C. Artmann und Thomas Bernhard macht Lust auf die Entdeckung dieser Reiselektüre.

Niederösterreich und hier im besonderen das Waldviertel bilden einen Schwerpunkt des Buches. Der Autor plädiert aber nicht nur für das Kennenlernen des Landes via Franz Josefs-Bahn und ihre Nebenstrecken, sondern berichtet auch in kleinen Soziogrammen vom Los der Pendler und argumentiert eindringlich für die überfällige Wiederanknüpfung der Linien in die Tschechische Republik (v. a. Waidhofen/Thaya — Fratres — Zlabings/Slavonice).

Insgesamt fehlt kaum ein Hinweis auf eine relevante Neben- oder Museumsbahn. Ergänzend sei auf die Linie Liesing-Kaltenleutgeben hingewiesen. Auch die sogenannte „Krumpen“, die von Obergrafendorf ehemals bis Gresten, für den Personenverkehr heute nur mehr bis Wieselburg führt, hätte mehr als eine kurze Erwähnung verdient, zumal ihre Baugeschichte zu den kuriossten zählt (Abbau der fast fertiggestellten Linie im Ersten Weltkrieg für die bosnischen Feldbahnen, Betriebsaufnahme erst in der Ersten Republik).

Die praktischen Hinweise sind gründlich recherchiert — eine Information über die Tarifiermäßigungen für Familien, Studenten und Senioren sollte aber in einer zweiten Auflage nicht fehlen. Auch die Beigabe eines Streckenübersichtsplanes wäre wünschenswert. Der Druckfehlerteufel hat besonders S. 42/43 zugeschlagen, wo etliche Jahreszahlen des 19. Jahrhunderts in das 20. gerutscht sind und der Tourismuspionier F. C. Weidmann als Wiedmann erscheint.

Bei aller Liebe für Eisenbahnnostalgie geht es dem Autor jedoch nicht vordergründig um rauchende Dampflokomotiven und Museumszüge, sondern um die Erhaltung, die Förderung und den Ausbau des Verkehrsmittels Bahn. Der Rezensent kann aus eigener Erfahrung bezeugen, daß Touristen und Sommerfrischengäste sich zwar lebhaft für Dampfsonderfahrten interessieren und an ihnen als eifrig fotografierende und filmende Passagiere teilnehmen, vielfach aber erstaunt sind, wenn man

ihnen mitteilt, daß es darüber hinaus auf nicht wenigen dieser Strecken noch normalen Fahrbetrieb gibt. Dieses „noch“ schwebt freilich wie ein Damoklesschwert über der Mehrzahl der österreichischen Nebenbahnen, deren Bedeutung und Wert für die Bewohner und Besucher der betreffenden Region vielfach erst nach der Stilllegung erkannt werden.

Man darf hoffen, daß Pruckners Plädoyer für die Bahn viele Menschen und auch die für die Verkehrspolitik unseres Staates Verantwortlichen erreicht. Wer noch oder schon jetzt Fahrgast und Freund der Eisenbahn ist, wird hier eine Fülle von Informationen und Anregungen finden; jenen, die dies erst werden wollen, wird durch dieses Buch das „Einsteigen“ und „Umsteigen“ auf überaus sympathische Art nahegebracht.

Wolfgang Häusler

Peter Müller, **Kulturspaziergänge in Niederösterreich** (Wien: Verlag für Jugend und Volk — Edition Wien — Dachs-Verlag 1993) 199 Seiten, 42 Farbabbildungen, öS 298,—

„Das historische Kernland Österreichs ist in seinen Landschaften das vielgestaltigste der Bundesländer und mit seinen Kunstschatzen eines der reichsten“, schreibt der Autor, ein geborener Niederösterreicher, in seinem Vorwort (S. 7). Um diese Kunstschatze würdigen zu können, empfiehlt der Verfasser, „Kulturspaziergänge“ zu machen — die Grundlage dafür soll sein Buch sein.

Müller hat insgesamt 65 Orte alphabetisch aufgereiht, wobei die Zahl der vorgestellten Örtlichkeiten bei weitem größer ist. Im Stichwort „Gars am Kamp und das Kamptal“ (S. 60-63) wird der Besuch folgender Fixpunkte vorgeschlagen und kurz erläutert: Kamptal, Rappottenstein, Ottenstein, Lichtenfels, Schauenstein, Krumau, Gars am Kamp, Gars-Thunau, Waldämter, Wolfshoferamt, Rosenberg, Buchberg und Hadersdorf am Kamp. Klarerweise beschränken sich bei einer derartigen großen Anzahl manche Hinweise (wie bei Rappottenstein, Ottenstein, Lichtenfels) bloß auf einen Satz, was einer „Erwähnung“ gleichzusetzen ist. Zum Stichwort Gars am Kamp hingegen werden neben knappen historischen Anmerkungen kulturelle Hinweise gegeben, die zum Besuch der genannten Örtlichkeiten animieren. Den Abschluß — wie bei jedem Stichwort — bilden vier Übersichten; mit welchen öffentlichen Verkehrsmitteln der Ort zu erreichen ist; welche Museen, Sammlungen oder Gedenkstätten der Ort aufweist; welcher Radweg am Ort vorbeiführt und ob ein Radverleih vorhanden ist; welche Sportmöglichkeiten der Ort anbietet.

Von den 65 aufgelisteten Orten liegen 14 im Waldviertel und vier in der Wachau — im Vor- und Nachsatz des Buches ist erfreulicherweise je eine einfache Niederösterreich-Karte abgedruckt, in der neben einigen Landschaftsbezeichnungen die 65 Orte eingetragen sind. Auffällig ist dabei die Vernachlässigung des südwestlichen Waldviertels, das einen großen „weißen Fleck“ darstellt: Pöggstall oder Arbesbach etwa hätten gut in die Auswahl gepaßt. Doch man muß dem Autor zugestehen, daß er die vier Landesviertel Niederösterreichs im wesentlichen gleichwertig berücksichtigt hat, in seinem Vorwort (S. 7) weist er selbst auf die subjektive Auswahl hin. Er stellt auch fest, daß er weniger bekannte Orte ausführlicher behandelt als populäre Zentren — das Buch weist deshalb in der Gliederung keine Ungleichgewichte auf: Kirchberg am Walde (S. 99-101) ist mit der gleichen Artikellänge vertreten wie etwa Stift und Stadt Klosterneuburg (S. 195-197).

Hinzuweisen ist auf die insgesamt 42 ganz- oder halbseitigen Farbabbildungen, die alle vom Autor Peter Müller mit sicherem Blick für das Besondere angefertigt worden sind. Das Waldviertel und die Wachau sind dabei mit 17 Fotos überproportional gut vertreten.

Kleine Verbesserungsvorschläge: Hainburg liegt südlich der Donau (Niederösterreich-Karte), beim Mader-Museum in Horn (S. 98) sollte man auf die Sammlung landwirtschaftlicher Maschinen hinweisen, Stift Zwettl wurde nicht 1133 (S. 194) gegründet, sondern 1137/1138.

Der Titel „Kulturspaziergänge in Niederösterreich“ trifft also voll die Intentionen des Autors — das Buch kann seine Aufgabe als leicht lesbarer und unterhaltsamer Begleiter für Ausflüge und Besichtigungen voll erfüllen. Der besondere Wert liegt darin, daß der Blick des Autors nicht nur bei den „großen“ Kunstwerken hängen blieb, sondern auch unbekannte Schönheiten ins Licht gerückt hat.

Harald Hitz

Ernst Hausner, **Wien — Spaziergänge durch eine schöne Stadt** (Wien: Jugend und Volk, Edition Wien/Dachs-Verlag 1993) 120 Seiten mit 444 Farbbildern, öS 480,—

Der Autor, Designer und Fotograf E. Hausner (Jg. 1936), legt mit seinem jüngst erschienenen Band eine Fortsetzung seiner Bundesländer-Bildbandreihe vor (bereits erschienen Österreich — 1986, Niederösterreich — 1989, Burgenland — 1990 und Steiermark — 1992). Der Band ist sehr aufwendig gestaltet, großformatig (30 mal 30 cm) und überreich bebildert.

In einer fünfseitigen, illustrierten Einleitung wird ein historischer Überblick von der Jungsteinzeit bis zur aktuellen Lage Wiens nach dem Zusammenbruch im Osten vorangestellt. In den folgenden acht Kapiteln dominieren dann brillante Fotos. Die Kapitel widmen sich jeweils einem besonderen Thema:

„Die alte Stadt“: ein Spaziergang über die weiten Plätze und die engen Gassen des Zentrums;

„In der Mitte des Reichs“: den Kern bildet die Hofburg mit ihren Schätzen im Inneren und der näheren Umgebung;

„Zur Ehre Gottes“: ein Streifzug durch die sakrale Baukunst vom Stephansdom im Zentrum bis zur Wotruba-Kirche an der Peripherie;

„Macht und Herrlichkeit“: Wiens Schlösser und Palais stehen im Blickpunkt;

„Pracht und Reichtum“: Regierungsgebäude, Bibliotheken, Museen und Universitäten — Profanbauten mit Prunk, die Macht und Einfluß signalisieren;

„Haus, Hof, Hab und Gut“: der Fotograf zeigt stille Hinterhöfe, Bürgerhäuser, Cafés, Theater, kunstgeschichtliche Sammlungen und gediegenes Interieur;

„Um die Jahrhundertwende“ widmet sich den Baustilen in der Zeit der untergehenden Monarchie, speziell dem Jugendstil;

„Am Rande der Stadt“ finden wir den Wienerwald, die Donau, Weinberge und die dazugehörigen Heurigen.

Den Abschluß des durchaus gelungenen Bandes bilden knappe Erläuterungen zu verschiedenen Fotos.

Insgesamt vermittelt das Buch einen sehr guten Überblick über das historische Wien, teilweise durchsetzt mit den gängigen Klischees. Was fehlt, ist eine echte Auseinandersetzung mit dem Wien der Gegenwart (und damit der Zukunft). Was ebenso fehlt, ist eine sozialkritische Komponente, eine Beschäftigung mit den aktuellen Problemen einer Millionenstadt. Aber der Autor beschränkt sich bewußt auf einen Blickwinkel. Er bietet, wie schon im Titel angedeutet, einen unbeschwertem Spaziergang durch das „schöne“ Wien.

Johann Fenz

Wolfgang Westerhoff, **Bildstöcke in Wien** (St. Pölten-Wien: Verlag Niederösterreichisches Pressehaus 1993) 192 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, öS 320,—

Es gibt noch Idealisten! Der Facharzt für Anästhesie Dr. med. Wolfgang Westerhoff ist ein solcher. Er wagt sich neben seiner beruflichen Tätigkeit allein an eine Aufgabe, die normalerweise ein ganzes Autorenkollektiv auslasten würde: die Inventarisierung der Bildstöcke Wiens.

Etwas problematisch ist natürlich die Begriffsbestimmung, was unter einem Bildstock zu verstehen sei. Der Autor weist darauf hin, daß der Volksmund bisweilen jedes Flurdenkmal als Bildstock oder Kreuz bezeichnet, egal ob es sich um einen Bildstock, einen Breitpfeiler oder eine Kapelle handelt. Daher faßt er den Begriff sehr weit.

Im einzelnen beschreibt er etwa 450 bestehende und 160 abhanden gekommene Objekte. Er teilt sie in 14 Gruppen: Dreifaltigkeitssäulen, Christusfiguren und -säulen, Mariensäulen, -statuen und Pietätdarstellungen, Heiligenfiguren und -gruppen, Johann Nepomuk-Figuren, Bildstöcke, Totenleuchten, Breitpfeiler, Wegkapellen, Kreuzwege und Kalvarienberge, Wegkreuze, Bildbäume, Gräber außerhalb von Friedhöfen und profane Objekte.

Nicht berücksichtigt wurden vom Autor Brunnen, Denkmäler, Friedhofskapellen, Friedhofskreuze, Grabsteine und -kreuze, Kriegerdenkmäler, Heiligenfiguren an Kirchen, Kreuze an Kirchen-

fassaden, Nischenheilige, Nischenbildstöcke und Kreuze an Häusern, Missionskreuze, Grenzsteine und Ecksteine.

Nach typologischen Erläuterungen bietet der Autor einen Überblick über die Wiener Gemeindebezirke. Es zeigen sich drastische Unterschiede in der Zahl der behandelten Flurdenkmäler. Während das Buch nur drei Objekte des 4. Bezirkes nennen kann, ist Döbling mit 94 Objekten vertreten.

Nach der bezirkswisen Beschreibung der abhanden gekommenen Objekte folgen die erwähnten Gruppen. Die Intensität der Beschreibung ist sehr unterschiedlich. Sie variiert von 66 Zeilen bei der Beschreibung der Spinnerin am Kreuz bis zu knappen Zweizeilern. Leider fehlt bei den unbekannteren Objekten häufig ein Hinweis auf das Alter und den Entstehungsgrund. Hier wäre noch ergänzende Feld- und Archivforschung erforderlich, die aber wohl die Arbeitskraft eines einzelnen übersteigt.

Der Text wird durch etwa 50 Fotos und 270 Handskizzen aus der Feder des Autors ergänzt. Den Abschluß bilden ein Glossar, ein Literaturverzeichnis und ein Verzeichnis der Objekte nach Straßennamen. Dieses Buch schließt eine wesentliche Lücke in der Erforschung österreichischer Flurdenkmäler. Es gab ja bisher keine zusammenfassende Darstellung für den Raum Wien.

Um die Anzahl der Wiener Flurdenkmäler ein bißchen mit den Waldviertler Flurdenkmälern vergleichen zu können, habe ich den Dehio Niederösterreich durchgeblättert. Das Ergebnis war ganz interessant. Im Waldviertel gibt es natürlich mehr Flurdenkmäler. Es gibt mindestens eineinhalbmahl so viele Mariensäulen, Marienstatuen und Pietätdarstellungen wie in Wien, ganz ähnlich ist das Verhältnis bei den Johann Nepomuk-Darstellungen. Ein kraß anderes Bild zeigt sich jedoch bei den Steinkreuzen und Steinhochkreuzen. Hier sind im Waldviertel über 100 zu finden, in Wien fehlen sie aber fast völlig. Es wäre interessant, zu klären, warum das so ist.

Reinhard Preißl

Otto Erich Deutsch, **Wiener Musikgeschichten** (Wien: Edition Wien — Dachs-Verlag 1993) 142 Seiten, 18 Abbildungen, öS 298,—

Was K (=Köchel-Verzeichnis) für Mozarts Werke, H (=Hoboken-Verzeichnis) für Haydns Werke, ist D (=Deutsch-Verzeichnis) für das Werk Franz Schuberts. Otto Erich Deutsch (1883-1967) hat als Musikhistoriker das Leben und Schaffen Schuberts bahnbrechend erforscht. Zwischen 1913 und 1957 erschien sein grundlegendes Werk „Franz Schubert, die Dokumente seines Lebens und Schaffens“. 1951 konnte er das chronologisch-thematische Werkverzeichnis vorlegen, das seither die Grundlage für alle Werkangaben zu Schubert bildet.

Sein essayistisches Werk, verstreut, häufig an völlig unvermuteter Stelle publiziert, oft nicht einmal signiert, war hingegen bisher kaum auffindbar.

In diesem Buch wurden die Essays von O. E. Deutsch gesammelt und zeugen nun von einem Schatz an Wissen, Können und auch Humor, mit dem er die Alt-Wiener Musikszene ganz lebendig zu schildern imstande war.

Seine Essays sind witzig, strotzen vor lauter wichtigen Nebensächlichkeiten und rücken damit die Musikgeschichte Wiens, die — laut Hans Weigl's treffender Charakterisierung — aus Wiener Musikgeschichten zusammengesetzt ist, in das rechte Licht.

In dem Aufsatz „Musikalische Kuckuckseier“ spürt er Werken nach, die unter falscher Autorenschaft erschienen sind. Das populäre „Trumpet Voluntary“ von Henry Purcell stammt laut O. E. Deutsch nicht von Purcell, sondern von seinem Zeitgenossen Jeremiah Clarke, herausgegeben hat es aber fast 200 Jahre später ein gewisser Sir William Spark, dessen Orgelfassung berühmt wurde.

Im Essay „Schuberts schöne Müllerin und die Sage von der Höldrichsmühle“ räumt der Autor mit dem Mythos, der sich um die Entstehung dieser Lieder gesponnen hat, gründlich auf. Deutsch schreibt hier, daß er ganze Alleen von Schubert-Bäumen kenne, unter denen Schuberts Lied „Am Brunnen vor dem Tore“ entstanden sein soll. Aber es gab auch eine echte Linde für dieses Stück. Nur stand diese alte Linde nicht in Österreich, in der Hinterbrühl, sondern in Preußen, in Allendorf an der Werra. Dort hat nämlich der Dichter Wilhelm Müller den „Lindenbaum“ geschrieben. Und der Tupfen auf dem „I“: die schöne Müllerin — es gab sie wirklich — war eine Berlinerin. Ernüchternd für alle Lokalpatrioten und Romantiker, aber die Wahrheit.

Erich Broidl

Anton Freisinger, **Heimatkundliche Bibliographie Niederösterreich**. V/1: Gesamtdarstellungen (Wien: Eigenverlag 1993) IX, 115 Seiten, öS 700,—
Bestelladresse: 1170 Wien, Thelemangasse 7/4.

Der Name Freisinger ist inzwischen in der Heimatforschung Niederösterreichs zu einem Begriff geworden, zumal der Autor in der Zeit zwischen 1987 und 1992 in sechs Bänden heimatkundliche Literatur über die Orte und Regionen gesammelt hat [vgl. die Rezensionen in „Das Waldviertel“ 37 (1988) S. 146-147, 38 (1989) S. 285-286, 40 (1991) S. 384-385 und 41 (1992) S. 310].

Im siebenten Band wendet sich Freisinger den Gesamtdarstellungen Niederösterreichs zu, wobei er im Vorwort schreibt, daß es sich „um eine (subjektive) Auswahl“ handle. Besonders auffällig ist, daß er sich nicht nur auf niederösterreichische Darstellungen im engeren Sinn beschränkt, sondern auch viele gesamtösterreichische Publikationen aufgenommen hat. Der erste Teil, mehr als die Hälfte des Buches, ist der Geschichte gewidmet (S. 3-63). Freisinger beginnt mit den historischen Gesamtdarstellungen, und anschließend behandelt er die einzelnen Perioden von der Urgeschichte bis zur Zweiten Republik. Im Abschnitt „Zweite Republik“ sind beispielsweise rund zwei Drittel der angeführten Publikationen als gesamtösterreichische Darstellungen einzustufen, nur ein knappes Drittel sind Niederösterreichensia. Es folgen Abschnitte wie Geschichtsschreibung, Genealogie und Biographisches; der dafür gewählte Obertitel „Hilfswissenschaften“ ist nicht ganz zutreffend. Auf über 18 Seiten finden sich unter dem Stichwort „Biographisches“, alphabetisch geordnet, personenbezogene Publikationen. Weitere Themen der vorliegenden Bibliographie sind: Kriegswesen, Recht, Justiz und ein erster Teil Kulturgeschichte (Allgemeine Kulturgeschichte, Kirche & Religion sowie Bildungswesen).

Im gesamten gesehen hat Freisinger wieder erstaunlich viele Literaturzitate zusammengetragen. Es sind 1134 selbständige Publikationen sowie zahlreiche nicht nummerierte Zeitschriftenartikel. Einige Verbesserungswünsche seien angemerkt. Das allgemeine Inhaltsverzeichnis sollte am Beginn auch die Unterkapitel enthalten, dadurch wäre eine bessere Übersichtlichkeit gegeben. Bei der Paginierung sind einige Fehler passiert: Es fehlen die Seiten I und II sowie 1, 64, 65, 77 und 92 bzw. müßte die Paginierung anders erfolgen. Zur Zitierweise schreibt Freisinger im Vorwort: „Beim Zitat wurde der Titel einer Schrift möglichst genau und ausführlich angegeben, doch auf Angaben von Erscheinungsort und Verlag bewußt verzichtet, da die ältesten Werke sowieso nur in den öffentlichen Bibliotheken eingesehen werden können, die jüngeren in der Regel über den Buchhandel leicht zu beschaffen sind.“ Dennoch ist diese Vorgangsweise ungewöhnlich, die meisten vergleichbaren Bibliographien nennen auch den Erscheinungsort.

Sicherlich wird der eine oder andere „Lücken“ entdecken. Bei den niederösterreichischen Gesamtdarstellungen fehlt etwa das Buch von Karl Gutkas/Norbert Hofbauer, Niederösterreich (1975). Einige Autorennamen sind falsch geschrieben. Auf Seite 56 muß der Autor des Beitrages über Ernst Mader Otto Maier statt Mader heißen, die Nr. 264 auf Seite 20 Lindlar statt Lindler, und bei der Nr. 354 ist Erwin A. Scheidl durch Schmidl zu ersetzen. Abgesehen von diesen kleinen Ungenauigkeiten hat Freisinger bisher ein beachtliches Werk vorgelegt. Ein zweiter Band in der Reihe „Gesamtdarstellungen“ ist angekündigt und soll die Themen materielle Kultur, Verwaltung, Soziales, Kommunales, Wirtschaft, Volkskunde, Naturkunde und Topographie umfassen.

Nach Abfassung der Besprechung ist die Nachricht eingetroffen, daß der Autor am 23. Oktober 1993 im 60. Lebensjahr verstorben ist. Mit Anton Freisinger verliert die niederösterreichische Heimatforschung einen engagierten Mitarbeiter.

Erich Rabl

Rudolf Zinnhobler (Hg.), **Die Passauer Bistumsmatrikeln**. Band IV/1. Teil: Das östliche Offizialat/Die Dekanate nördlich der Donau, Einleitung, Das Dekanat Krems (=Neue Veröffentlichungen des Instituts für Ostbairische Heimatforschung der Universität Passau Nr. 45a/1, Passau 1991) XVII, 284 Seiten; Band IV/2. Teil: Das östliche Offizialat/Die Dekanate nördlich der Donau, Das Dekanat Kirchberg am Wagram, Das Dekanat Oberleis (=Neue Veröffentlichungen des Instituts für

„Die Passauer Bistumsmatrikeln sind Verzeichnisse der Pfarren, Klöster und bepflündeten Benefizien mit Angabe der Kollatoren und Taxen, die von der bischöflichen Kanzlei in Passau bzw. von der Kanzlei des Passauer Offizialats in Wien zu Verwaltungszwecken geführt wurden.“ Der erste Satz der „Allgemeinen Hinweise“ in dem Band charakterisiert den Inhalt der beiden Bände, die durchlaufend nummeriert sind, also als Ganzes angesehen werden (S. 1-284 und 285-582, jeweils pp. I-XVII als Vorspann). Er erklärt auch die Bedeutung dieser Veröffentlichung, die angesichts der grundlegenden Bedeutung, die während des Mittelalters und der frühen Neuzeit die Pfarrorganisation weit über die unmittelbare kirchliche Geschichte hinaus gehabt hat, nicht nur für kirchenhistorische Studien, sondern auch für viele lokalgeschichtliche Arbeiten von größtem Interesse sein wird. Dabei haben die Bearbeiter (für den das Waldviertel vorwiegend betreffenden Band IV/1 waren es Friedrich Schragl, Johann Weißensteiner und Rudolf Zinnhobler, für das Dekanat Kirchberg am Wagram, zu dem noch eine Anzahl Waldviertler Pfarren gehörte, war es Ernst Douda) und der Herausgeber mit guten Gründen auf eine Wiedergabe der verschiedenen Handschriften verzichtet und die Angaben aus den einzelnen Handschriften (vom sogenannten Lonsdorfer Codex bis zur Matrikel von 1666) nach den einzelnen Pfarren angeordnet. Das war angesichts der Konstanz des Pfarrnetzes, das im Hochmittelalter seine Ausprägung erfahren hat und bis zu den josephinischen Reformen — trotz einzelner „Störungen“ — weitgehend unverändert erhalten geblieben ist, durchaus möglich und führte nur an wenigen Stellen zur Notwendigkeit, Angaben abweichend vom allgemeinen Schema zu machen. Dafür hat der Benutzer der Ausgabe die Möglichkeit, zu jeder Pfarre (und anderen selbständigen kirchlichen Institutionen) in übersichtlicher Form die Angaben zu finden, die er benötigt. Außerdem war es möglich, aus dem Schrifttum erläuternde, korrigierende oder ergänzende Angaben zu machen, die die Notizen in den Matrikeln verständlicher machen und aufschlüsseln.

Es war eine ungeheuer aufwendige Arbeit, die da von den Bearbeitern und dem Redakteur des Bandes (Johann Weißensteiner) geleistet wurde, galt es doch nicht nur die Matrikeln auszuwerten und in sorgsamer Weise die Angaben zusammenzustellen, sondern auch aus der — gerade für das Waldviertel reichlich vorhandenen — Literatur die wirklich bedeutsamen Angaben auszuwählen. Dabei hat man den Eindruck, daß die Bearbeiter gelegentlich der älteren gegenüber der jüngeren Literatur den Vorzug einräumten. Das ist in vielen Fällen gar nicht schlecht, sondern bewahrt zahlreiche ältere Auskünfte vor dem Vergessen, führt aber doch da und dort zum Verzicht auf Angaben aus einem aktuelleren Verstandesstand. Das ist aber wohl das einzige, was man, abgesehen von möglichen kleinen Versehen, die bei einem solchen Werk nicht vermieden werden können (Zinnhobler weist schon im Vorwort auf ein solches, allerdings nur redaktionelles hin), den Autoren vorwerfen könnte.

Insgesamt hat man aber den Eindruck, daß die Arbeit höchst solide ist und tatsächlich als hilfreich empfunden werden kann; das wird sich noch erheblich verbessern, wenn der ausstehende 6. Band des Werkes die Register zu den Bänden IV und V bringt.

Jedenfalls ist der Heimatforschung, der kirchengeschichtlichen Arbeit und der Darstellung der Vergangenheit des Waldviertels mit dem vorliegenden Werk ein großes Geschenk gemacht worden.

Gustav Reingrabner

Amt der NÖ Landesregierung/Landesforstdirektion (Hg.), **Bericht über den Zustand des Waldes im Bereich der Bezirksforstinspektionen Horn** (22 Seiten), **Krems** (16 Seiten), **Melk** (21 Seiten), **Waidhofen/Thaya** (24 Seiten) und **Zwettl** (23 Seiten) — (Wien: Landesforstdirektion 1983)

Diese fünf Bändchen sind alle nach dem gleichen Schema aufgebaut: 1. Möglichkeiten der Überwachung und Dokumentation des Waldzustandes. 2. Waldzustandsinventar. 3. Bioindikatornetz. 4. Waldbodenerhebung. 5. Forstschutzsituation. 6. Literatur.

Die Berichte stellen einen Abschluß der seit zirka zehn Jahren laufenden Untersuchungen zur Waldzustandsinventur dar. Im Rahmen des Waldschaden-Beobachtungssystems wurden unter ande-

rem erhoben bzw. untersucht: standörtliche und bestandsstrukturelle Grundlagen, der Zustand der Kronen und die Analyse des Schwefel- und Hauptnährelementgehaltes in den Blättern bzw. Nadeln, Forstpathologie, meteorologische und klimatologische Parameter und Luftschadstoffe (SO₂, Noxien, O₃). Aufgrund der längerandauernden Untersuchungen soll ein Einblick in die Zusammenhänge von Waldökosystemen gewonnen werden.

Die Waldzustandsinventur (auf Basis der Kronenverlichtung) erbrachte teilweise überraschend gute Werte an Bäumen ohne Kronenverlichtung (Horn 75,1 %, Zwettl 86,2 %, Waidhofen/Thaya 82,4 %, Krems fehlt, Melk 66,2 %). Nach Ansicht des Rezensenten ist es denkbar, daß diese Werte wegen der subjektiven Auswahl der Probeflächen derart günstig sind.

Die Untersuchung des Schwefelgehaltes der Nadeln erbrachte ein hohes Maß an Grenzwertüberschreitungen und weist damit auf die hohe Belastung des Waldes hin, die im Waldviertel von Osten nach Westen zunimmt. Allerdings scheint in den letzten Jahren die Schwefelbelastung abzunehmen.

Die Waldbodenerhebung (Bodenbeschreibung, Vegetationsaufnahme, pH-Wert, Karbonat, organischer Kohlenstoff, Gesamtstickstoff, Gesamtschwefel, mineralische Nähr- und Schadelemente im Säureauszug, austauschbare Kationen, Korngrößenspektrum) zeigte die starke Übersäuerung des Bodens auf, die teils auf natürliche Ursachen zurückgeht, teils aber auch auf die starken Immissionen zurückzuführen ist. Ausnahmslos die schlechteste Bewertung gab es bei der Belastung durch Blei (das ja auch für den Menschen beträchtliche Schadwirkung hat).

Als Abschluß folgt eine Diskussion der Schadholzmengen durch Schnee- oder Sturmschäden, Borkenkäfer, Nonnenraupen und Schwammspinnerraupen, die in den letzten Jahren keine auffallenden Unterschiede zu früheren Perioden aufwiesen. Es wird aber auf eine mögliche Kalamität für 1993 hingewiesen (die dann ja auch eingetreten ist).

Die chemischen Analysen zeigen die besorgniserregende Vergiftung des Bodens und der Bäume. Im Verhältnis dazu erscheint der Waldzustand noch befriedigend. Leider fehlt eine Diskussion über die zu erwartenden Auswirkungen und über die Möglichkeiten der Forstwirtschaft, diese zu minimieren.

Peter L. Reischütz

Ikonen — Bilder in Gold. Sakrale Kunst aus Griechenland. Katalog zur Ausstellung in der KUNST.HALLE.KREMS/Minoritenkirche Krems-Stein, 20. Mai bis 10. Oktober 1993 (Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1993) broschiert, 303 Seiten, 80 Farbtafeln, zahlreiche Schwarzweiß-Abbildungen, öS 380,—

Der gegenständliche Band ist mehr als nur ein Ausstellungskatalog: er stellt gleichzeitig eine fundierte Einführung in viele Bereiche der byzantinischen Kunstgeschichte von der Spätantike bis zur Dekadenz der Ikonenmalerei im 19. Jahrhundert dar. Ferner wird interessierten Lesern ein Einstieg in das Verständnis von Wesen und Eigenart des ostkirchlichen Glaubenslebens unter besonderer Berücksichtigung von Funktionalität, Ikonologie und Stilgeschichte der Ikonen geboten.

Das Werk geht in seinem Anspruch weit über den durch die in der Ausstellung gezeigten Exponate gesteckten Rahmen hinaus, erlangt somit für weite Bereiche der Byzantinistik Handbuchcharakter und kann daher auch unabhängig von der gleichnamigen Ausstellung mit großem Gewinn konsumiert werden.

Der Band enthält zunächst die üblichen Geleitworte sowie einleitende Beiträge, auf welche die eigentlichen wissenschaftlichen Essays und Aufsätze namhafter Fachgelehrter folgen. Diesen ist der leichteren Benutzbarkeit halber zunächst — eine glückliche Idee! — ein Glossar angeschlossen, ferner ein Literaturverzeichnis. Dieses ist zwar recht eindrucksvoll zu betrachten, weist jedoch den erheblichen Nachteil auf, daß die hier aufgeführten Zitate rein alphabetisch nach Autorennamen gereiht sind. Hier hätte man sich doch als Einstieg für näher interessierte Leser eine systematische Gliederung der Literatur bei gleichzeitig erfolgter numerischer Reduzierung und Kommentierung der Zitate erhofft (einem Spezialisten ist die Fachliteratur ohnehin bekannt, und einem Laien hätte man eine solche Bibliographie nur mit einer entsprechenden Hilfeleistung schmackhaft machen können).

In der gewohnten hervorragenden Qualität des Verlags reproduziert, folgen sodann die Farbtafeln, anschließend der glücklicherweise ebenfalls reich bebilderte Katalogteil, auf welchen allerdings leider nicht alle Aufsätze im Textteil gleichermaßen exemplarisch verweisen.

Letztere können hier nur kurz angesprochen werden. Otto Mazal hat drei Essays verfaßt: Sein erster stellt eine Einführung in das ostkirchliche Glaubensleben dar und betont, daß die östliche Tradition nie eine derart scharfe Unterscheidung zwischen Mystizismus und Theologie vollzogen hat, wie dies in der römischen Kirche der Fall war; ferner liegt in der Betonung des Rechtsdenkens der römischen Kirche gegenüber der östlichen ein elementarer Unterschied zwischen den beiden Glaubensgemeinschaften. Mazal stellt hier auch synoptisch die einzelnen Teile der römischen und der byzantinischen Liturgie einander gegenüber und schafft es somit, in einem knappen, wohlformulierten Beitrag ein großes Maß an Information in einer auch für fachfremde Leser geeigneten Form zu bieten. In einem weiteren Beitrag zeichnet er die Geschichte der Beziehungen zwischen der byzantinischen und der römischen Kirche seit der Spätantike nach, und sein dritter Essay beschäftigt sich mit den wichtigsten Bildtypen der Ostkirche und ihren textlichen (=nicht nur biblischen) Grundlagen.

Auch der Beitrag von Thomas Steppan über Kirchen und Klöster im byzantinischen Griechenland ist hochinteressant und krankt nur daran, daß der Abbildungsteil äußerst ungünstig gestaltet wurde: Statt nur für den Spezialisten informativen Perspektivquerschnitten und Grundrissen von Kirchenbauten hätte man hier in verkleinerter Form besser Fotos von den im Text vorkommenden wichtigen Kunstwerken abbilden sollen. Interessant und provokant zugleich ist der von Steppan angestellte Vergleich zwischen der gotischen und der spätbyzantinischen Kunst (=Architektur) anhand von Raumkonstruktion und Lichtgestaltung. Der Autor bemüht sich um die Herausarbeitung markanter Unterschiede und läßt dabei unberücksichtigt, daß beiden Raumauffassungen, der östlichen wie der westlichen, dieselbe grundsätzliche Tendenz zugrundeliegt: Abt Sugerius von St.-Denis, der „Gründervater“ der gotischen Kathedralarchitektur im 12. Jahrhundert, war vom abendländischen Platonismus inspiriert und kannte sehr wohl die Stelle bei Johannes Scotus, wonach gerade Kunstwerke zu den „materialia“ gehören, welche die „immaterialia“ widerzuspiegeln vermögen¹⁾, weshalb ich also im Gegensatz zu Steppan zwar in der Realisierung, jedoch nicht in der grundsätzlichen Auffassung vom Kirchenraum Unterschiede zwischen gotischen und (spät)byzantinischen Kirchenbauten zu orten vermag.

Ebenfalls einen wertvollen Beitrag legt Gregor Martin Lechner vor, welcher sich mit der Ikonologie der Ikone beschäftigt und dabei auf Malerhandbücher, den Aufbau einer Ikonostase und die verschiedenen Maria- und Christusdarstellungen eingeht.

Helmut Buschhausen handelt über konstante Elemente der byzantinischen Bildauffassung, was sich nach wenig anhört, jedoch einen stilgeschichtlichen Abriss byzantinischer Bildkunst von der Spätantike bis 1453 umfaßt, welcher nichts zu wünschen übrig läßt.

Karoline Czerwenka-Papadopoulos setzt die einschlägige chronologische Betrachtung fort und befaßt sich mit der stilistischen Entwicklung der Ikone vom 15. bis ins 18. Jahrhundert; hier wird günstigerweise auf zusätzlich in den Textteil des Werks eingestreute Abbildungen verwiesen, welche ein tieferes Verständnis des vorgelegten Beitrages erleichtern.

Auch der naturgemäß hochspezialisierte Beitrag von Gerda Wolfram über die Musik der Griechisch-Orthodoxen Kirche bietet eine gute Einführung in diese schwierige und noch lange nicht aufgearbeitete Materie.

Hanna Egger wiederum geht auf die Phänomenologie von östlichen und westlichen Bildvorstellungen, ausgehend von der griechischen Ikone, ein.

Ralph Andraschek-Holzer

¹⁾ Vgl. Hans Sedlmayer, Die Wende der Kunst im 12. Jahrhundert. In: Probleme des 12. Jahrhunderts. Reichenau-Vorträge 1965-1967 (=Vorträge und Forschungen XII: Konstanz 1968) S. 431.

Rupert Schweiger, **Zauber der Architektur**. Doppelstadt Krems-Stein und Mautern. Baugeschichtliche Betrachtungen und Wanderwege durch die Altstadt. Neubearbeitung nach Zusammenstellungen von Franz Biberschick d. Ä. (St. Pölten-Wien: Verlag Niederösterreichisches Pressehaus 1993) 367 Seiten mit 46 Schwarzweißabbildungen und neun Strichzeichnungen. öS 348,—

Auch publizistisch steht Krems schon ganz im Zeichen der bevorstehenden Millenniumsfeiern, und daher war es bestimmt eine gute Idee, das 1951 von Biberschick vorgelegte Buch „Krems-Stein und Mautern“ durch einen kompetenten Autor neu bearbeiten zu lassen und wieder auf den Markt zu bringen. Dies ist schon allein dadurch gerechtfertigt, daß es in den vergangenen vier Jahrzehnten eine Fülle von Neuentdeckungen zu Geschichte und Kunst der genannten Städte gegeben hat und dementsprechend zahlreiche wissenschaftliche Publikationen erschienen sind; gerechtfertigt erscheint eine solche Neubearbeitung aber auch durch die Tatsache, daß immer mehr Interessierte nach fundierter Hintergrundinformation im Anschluß an Besichtigungen verlangen. Und besonders zur „Nachbereitung“ scheint sich das vorliegende Werk gut zu eignen, schon allein von der Konzeption her: Jedem der beiden Hauptteile — Baubeschreibungen und Wanderungen durch die betreffenden Orte — ist ein einschlägiger historischer Überblicksabschnitt zur Stadtentwicklung und lokalen Architekturgeschichte vorausgeschickt; es folgen jeweils Beschreibungen der wichtigsten historischen Baudenkmäler, und im Anschluß daran werden in Form von Rundgängen weitere Bauten nach ihrer Lage am jeweiligen Weg vorgestellt. Wenngleich diese Kapitel eigentlich als Begleiter durch die behandelten Städte dienen wollen, eignet sich das gegenständliche Buch dennoch m. E. weniger dazu, sondern vielmehr als zusätzliche Lektüre danach. Warum, ist leicht erklärt:

1. mangelt es an geeigneten Plänen. Zwar werden Stadtgrundrisse beigegeben; diese sind jedoch keine richtigen Pläne, in welchen sämtliche behandelten Straßen und Gassen eingezeichnet wären. Die vorgeschlagenen Wanderrouten sind zwar eingezeichnet, jedoch ungünstig gedruckt und daher mit dem Auge vor allem bei schlechter Beleuchtung, und dabei muß wieder an Besichtigungen vor Ort gedacht werden, nicht sehr gut lesbar. Auch deren Anordnung im Text ist nicht immer als günstig zu bezeichnen. Zwei richtige Stadtpläne, am Ende des Werks angeordnet und herausklappbar, sodaß ihre Mittelzonen nicht auch noch im Zusammenstoß zweier Seiten liegen, hätten nicht nur hervorragende Grundlagen zum Kulturwandern geboten, sondern auch Wiederholungen von Karten im Text überflüssig gemacht.
2. finden sich zwar viele Grundrisse historischer Bauten, jedoch bis auf wenige Ausnahmen ohne jegliche Einzeichnungen oder Legenden — wissenschaftlich zwar interessant, jedoch unbrauchbar für Besichtigungen.
3. wäre es besser gewesen, auch die großen historischen Baudenkmäler nicht vorgezogen, sondern erst während der Rundgänge zu behandeln, weshalb es in den „Wander-“Kapiteln ungeachtet entsprechender symbolischer Verweiseichen zu etwas verwirrenden, jedenfalls aber überflüssigen Doppelbeschreibungen kommt.
4. hätte man den Text augewogener gestalten und auch mehr mit technischen Mitteln der Textgestaltung arbeiten können: So etwa widmet Schweiger den Sgraffiti des „großen“ Sgraffitohauses, Margaretenstraße 5, nur geringen Raum, während er auf die jüngeren Wandmalereien Margaretenstraße 2 viel mehr Beschreibungsaufwand verwendet. Zudem sollten bei Beschreibungen von zyklischen Darstellungen, namentlich den großen Sgraffitoprogrammen, mehr grafische und drucktechnische Mittel zur Erläuterung und Veranschaulichung eingesetzt werden.
5. sind Auswahl und Format der Abbildungen z. T. unbefriedigend, und zwar nicht für Stein und Mautern, jedoch für Krems. Hier hätte man auf Abbildungen bekannterer Denkmäler zugunsten von kaum behandelten verzichteten und bestimmte Dinge, etwa manche markante Profanbauten, verkleinert, aber erkennbar abgebildet, in den Text einstreuen sollen.
6. vermißt man — was einem guten Stadtführer nicht fehlen dürfte — „technische“ Hinweise, etwa auf Besichtigungsmöglichkeiten. Dem Autor als einem mit Sanierungsaufgaben betrauten Architekten dürfte es nicht schwerfallen, in sämtliche besprochenen Bauten hineingehen zu können; wie sieht es aber für Touristen aus?

Richtig verwendet, und zwar weniger als Führer vor Ort, sondern mehr als bauhistorische „Fundgrube“ aktueller und gut formulierter Informationen, wird das gegenständliche Werk viele Freunde finden, welche ihm grundsätzlich nur zu wünschen sind.

Ralph Andraschek-Holzer

G. Rennhofer, **Dürnstein** (Korneuburg: Kellner Verlagsgesellschaft m.b.H., o. J.) 32 Seiten mit 29 Farbbildungen, 3 Schwarzweißbildungen und 3 Plänen, öS 50,—

Das vorliegende Büchlein ist seiner Struktur und Gestaltung nach ein knapper, doch informativer Führer zu den historischen Baudenkmalern Dürnsteins.

Einem einleitenden Abschnitt über „Lage und Geschichte“ folgt eine Zeittafel, welche die meisten der bei den anschließenden Baubeschreibungen genannten Daten berücksichtigt, namentlich zu den Architekturdenkmälern. Es folgt der an dieser Stelle unvermeidliche Abschnitt über „König Richard Löwenherz in Dürnstein“; sodann werden die Bauten in Verbindung mit den relevanten historischen Fakten vorgestellt: Stift und Burg, weitere Denkmäler innerhalb und außerhalb der Stadtmauer. Erklärungen einiger Fachbegriffe und ein Ortsgrundriß mit Legende und Verweisnummern zu den im Text besprochenen Bauten beschließen den Band.

Dieser stellt einen ausgezeichneten Behelf zur Erstinformation für Dürnstein-Besucher dar; zu seinen Vorzügen zählen die Ausgewogenheit zwischen der Länge der Textabschnitte und der Menge der bildlichen Beigaben, welche fast durchwegs neu und in ihrer Qualität hervorragend sind, ferner das gute Verweissystem und die Einbeziehung historischer Ortsansichten. Einige sachliche Irrtümer fallen hier wenig ins Gewicht — die Kuenringer waren kein „hochfreies Adelsgeschlecht“ (S. 5), und das Rathaus aus 1547 ist wohl kaum mehr als „spätgotisch“ zu bezeichnen (S. 27) —, und sie sind für eine der Publikation sehr zu wünschende künftige Neuauflage leicht zu korrigieren.

Ralph Andraschek-Holzer

Sidonius Kysely, **130 Jahre Sparkasse in Melk** (Melk: Sparkasse o. J.) 72 Seiten, 40 Schwarzweißfotos

Am 24. September 1862 wurde die Sparkasse Melk gegründet. Die kleine, ursprünglich für den Melker Bereich gedachte Sparkasse entwickelte sich im Lauf der Zeit zu einem bedeutenden Geldinstitut. Das neue Kreditwesengesetz 1976, durch welches die Errichtung von Geschäftsstellen liberalisiert wurde, ermöglichte den Aufbau der Filialen in Pöchlarn (1978) und Loosdorf (1980). 1981 erfolgte die Fusionierung mit der bisher selbständigen Sparkasse Pöggstall. Die Sparkasse, deren Wirkungsbereich heute große Teile des Bezirkes Melk umfaßt, ist nicht nur ein wichtiges Geldinstitut, sondern auch Wirtschaftsfaktor und Arbeitgeber.

Die vorliegende Broschüre, welche anlässlich des 130jährigen Bestehens der Sparkasse Melk herausgegeben wurde, behandelt das Wesen der Sparkassen im allgemeinen und in Melk im besonderen. Nach einem Rückblick auf die Gründung der Sparkasse werden die großartigen Leistungen für die Stadt Melk und die Umgebung ausführlich geschildert. Leider kann die Sparkasse durch die Änderung der Gesetzeslage ihren ursprünglichen Satzungen, welche verlangten, daß der Reingewinn nach Anlegen eines Reservefonds ausschließlich gemeinnützigen und wohltätigen Zwecken zu dienen hätte, heute nicht mehr gerecht werden. Die Abschnitte über den Ersten Weltkrieg, die Krieganleihen, das Notgeld, die Geldentwertung und den Zweiten Weltkrieg gewähren einen interessanten Einblick in die Krisenzeiten.

Der Versuch, die Geschichte der Sparkassenstandorte in die Festschrift einzubringen, ist grundsätzlich zu begrüßen, scheint jedoch nicht ganz geglückt zu sein. Obwohl es sich nur um „Abrisse“ handelt, sollten doch die wesentlichen geschichtlichen Ereignisse angeführt werden. Der Abriß der Geschichte von Pöchlarn ist mit zehn Zeilen sehr dürftig ausgefallen. Daß bei diesen geschichtlichen Darstellungen leider nicht sehr sorgfältig recherchiert wurde, soll am Beispiel „Kurzer Abriß der Geschichte Pöggstall“ gezeigt werden: Gräfin Adelheid von Hohenburg-Wildberg schenkte dem Stift

Kremsmünster um 1135, also vor rund 850 (nicht: „950“!) Jahren einen Waldbesitz am Weitenbach (nicht: „-fluß“!) und den Ort „Pehstal“, wo ein Vorgängerbau der heutigen Kirche „St. Anna im Felde“ (nicht: „auf dem Felde“!) errichtet wurde. Diese Kirche wurde nicht „erst 1945 wieder instandgesetzt“, sondern die umfangreichen Instandsetzungsarbeiten begannen (nach mehreren eher erfolglosen Restaurierungsversuchen in den Jahrzehnten davor) Anfang der fünfziger Jahre. Da Pöggstall zwei schenswerte Kirchen besitzt, kann nur ein „Insider“ erkennen, daß es sich bei der „voll restaurierten Kirche“ mit einem (nicht: „dem“!) „Hauptwerk der niederösterreichischen Gotik“ (= Maria mit dem Kind) um die Pfarrkirche beim Schloß handeln muß. Diese Statue und der erwähnte Flügelaltar bilden übrigens eine Einheit, da sich die Madonna seit 1965 im Mittelschrein des Flügelaltars befindet! Zum Abriß der Geschichte von Loosdorf wäre anzumerken, daß auch Ursula Julia Ledochowska, die Gründerin der Kongregation der Ursulinen, seliggesprochen wurde (1983).

Mehrere Namensverzeichnisse („Mitglieder des Sparkassenvereines“, „Mitglieder des Sparkassenrates und Vorstand 1992“, „Mitarbeiter der Sparkasse“), die man wohl besser neben (!) die entsprechenden Fotos gestellt hätte, sowie ein zweiseitiger Lebenslauf des bisher längstamtierenden Vorstehers des Sparkassenvereines Melk (LAbg. Komm.-Rat Karl Kurzbauer) runden die informative Festschrift ab.

Leider enthält der an sich interessante Text zahlreiche Fehler (Rechtschreib-, Ausdrucks-, Zeit- und Beistrichfehler), die durch eine sorgfältige Korrektur vor dem Druck vermeidbar gewesen wären.

Herbert Neidhart

Sidonius Kysely, **Birago-Kaserne Melk. Entstehung und Geschichte** (Melk: Heeres-Pionier-Bataillon [1992]) 28 Seiten

Anläßlich der Ausstellung „200. Geburtstag von Karl Freiherr von Birago“ erschien die vorliegende Broschüre, die auf der Grundlage der Gemeindeausschußprotokolle die Planung und Erbauung des Kasernengebäudes in Melk beschreibt. Die Anregung, in Melk eine Pionierkaserne zu errichten, wurde über den Bezirkshauptmann Oskar Triangi an die Stadtgemeinde herangetragen. Fünfeinhalb Jahre, von 1908 bis 1914, debattierten die Gemeindevertreter in 58 Gemeindeausschußsitzungen das Projekt und faßten die dafür erforderlichen Beschlüsse. Die Stadtgemeinde Melk unter Bürgermeister Carl Prinzl stellte das Grundstück unentgeltlich zur Verfügung, erbaute um zirka 1,5 Millionen Kronen das Kasernengebäude und vermietete es an die Militärverwaltung. Noch vor der Fertigstellung des Gebäudes zog am 8. Mai 1913 das Pionierbataillon 9 aus Theresienstadt in Melk ein und bezog vorerst ein provisorisches Quartier im Brauhaus: „In den Tennen wurden für die Lagerstätten der Soldaten dicke Strohschichten aufgetragen.“ Erst gegen Jahresende 1913 übersiedelten die Pioniere in die neuerbaute Kaserne, die im Gedenken an Karl Birago, den Erfinder des zerlegbaren Brückensystems, den Namen „K. und K. Freiherr Birago-Pionierkaserne“ erhielt. Das genaue Datum der Übersiedlung konnte der Verfasser leider nicht eruieren.

Die Broschüre gibt einen ersten Überblick über die Baugeschichte der Melker Kaserne; für die Frage, warum Melk als Standort ausgewählt worden ist (der Autor nennt auch Pöchlarn und Ybbs als Mitbewerber), müßte man freilich auch die Akten im Kriegsarchiv und die Lokalzeitungen auswerten.

Erich Rabl

Franz Fux, **Seeb. 800 Jahre Dorfgemeinde** (Gföhl: Stadtgemeinde 1993) 244 Seiten, 112 Fotos, 2 Karten, öS 200,—

47 Häuser zählt das Dorf Seeb, das unweit des Kremstales liegt und seit 1967 ein Teil der Gemeinde (seit 1990 Stadtgemeinde) Gföhl ist. Der weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannte Lokalhistoriker Ök.-Rat Franz Fux hat nun zum Jubiläum „800 Jahre Dorfgemeinde Seeb“ ein Heimatbuch verfaßt, das den Menschen, die in diesem Ort gelebt und gewirkt haben, ein Denkmal setzt. Franz Fux, der schon viele Ortsmonographien herausgegeben hat, ist seiner Linie auch in diesem Werk treu geblieben. Ihm erscheint die Wirtschafts- und Sozialgeschichte wichtig, er nennt die

Namen der führenden Persönlichkeiten des Dorfes genauso wie die der Inwohner, Knechte, Mägde und beschäftigt sich auch mit den Randschichten. Die gesamte Arbeit fußt aber nicht auf mündlichen oder sonstigen Berichten oder auf Sekundärliteratur, sondern er hat sämtliche erfaßten Daten in mühevoller Kleinarbeit aus den verschiedensten schriftlichen Quellen förmlich „extrahiert“. Grundbücher, Fassionen, Inventare, Urbare und Matriken sind seine Quellen. Aus diesem fast unübersehbaren Berg an Material in effizienter und ökonomischer Weise das Wesentliche herauszuholen, bedarf schon einer sehr versierten und geübten Hand (in Anbetracht seiner ökonomischen und vor allem bienenfleißigen Arbeitsweise muß man schon sagen, daß der Titel „Ökonomierat“ wirklich angebracht ist).

Ein zentraler Punkt in seinem Werk ist die Ortsgeschichte, die bei ihm mit der Erstnennung im Jahr 1182 beginnt. Sehr eingehend beschäftigt er sich mit der Verwaltung der Ortsgemeinde vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Dabei läßt er die Sachkultur dieser Periode durch Inventare, Verlassenschaftsabhandlungen und Kaufverträge vor unseren Augen erstehen. Eingehend schildert Fux auch das Gemeindegeschehen von der Zeit nach der Neuordnung 1848 bis zur Gegenwart.

Breiten Raum nimmt die Sozialgeschichte ein, in der bedeutende Familien, das Handwerk, Inwohner und Tagelöhner, Dienstboten und die sozialen Randschichten zur Darstellung kommen. Bemerkenswert ist die Geschichte der Häuser, deren Besitzer durch einen Zeitraum von 300 Jahren lückenlos eruiert werden konnten. Angeführt sind auch die Stellung des Hauses (Lehen, Kleinhäusl, Ganzlehen, Hofstatt) und der Dienst, der laut Urbaren zu leisten war. Auch die Größe des dazugehörigen Grundes und dessen Veränderung finden Erwähnung.

Franz Fux läßt in seinen Heimatbüchern Primärquellen sprechen. Auf Sekundärliteratur verweist er nur ganz selten. Dadurch erscheint die Entwicklung des Dorfes Seeb auch sehr von den Entwicklungen im Lande abgekoppelt und isoliert. Die Dorfentwicklung steht in keinem Kontext zur politischen Entwicklung in der Region und im Lande. Dies sei als grundsätzlicher Kritikpunkt angeführt, wohl wissend, welch umfassendes und sozial engagiertes heimatkundliches Werk über das Dorf Seeb hier entstanden ist. Franz Fux beschreitet jedenfalls einen sehr individuellen und eigenwilligen Weg in der Heimatforschung, der sich sehr von den häufiger betretenen Pfaden abhebt. Er hat die Sozialgeschichte, die lange Zeit vernachlässigt wurde, in die heimatkundliche Forschung eingebracht. Dieser sozialkundliche Faden zieht sich durch alle — nun schon sehr zahlreichen — Publikationen des Autors.

Franz Fux betreibt das, was Wissenschaftler der Gegenwart mit dem Begriff „Geschichte von unten“ belegt haben. Er beschreitet diesen Weg aber nicht deswegen, weil es gerade stark propagiert und diskutiert wird, sondern weil das Leben und Arbeiten der Bauern und kleinen Leute ihm immer ein Anliegen gewesen ist.

Erich Broidl

Johann Kronbichler (Hg.), **Die Pfarrkirche zum heiligen Stephanus in Weiten** (St. Pölten: Bischöfliches Ordinariat St. Pölten 1993) 96 Seiten, 90 Abb., öS 150,—

Die Restaurierung der gotischen Glasgemälde der Pfarrkirche von Weiten wurde zum Anlaß einer Ausstellung genommen, die von April bis Oktober 1993 im St. Pöltner Diözesanmuseum gezeigt wurde. Der verdienstreiche Museumsleiter und Diözesankonservator Johann Kronbichler hat damit einen Markstein in den Bemühungen um die Erhaltung und Dokumentation hervorragender kirchlicher Kunstwerke gesetzt. Über die Ausstellung hinaus entstand ein Wegweiser höchster Qualität zu den Kunstschatzen der Weitener Kirche.

Die im 11. Jahrhundert von Passau gegründete Stephanspfarre, eine der Mutterpfarren des südlichen Waldviertels, stand in enger Beziehung zu den Interessen der Bischöfe. Heribert Wurster hat die kirchenpolitischen Aspekte dieser Zugehörigkeit mit neuen Forschungsergebnissen trefflich herausgearbeitet. 1432 wurde die Pfarre Weiten dem 1376 gegründeten Kollegiatstift Vilshofen inkorporiert — eine Verbindung, welche die Wirren der Reformationszeit überdauerte und bis zum Reichsdeputationshauptschluß von 1803 bestand.

Karl Kubes analysiert kenntnisreich die mittelalterliche Architektur, Fresken und Skulpturen und gibt einen Überblick über die bedeutende Reihe der Grabdenkmäler vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. Leider sind hier längere Ausführungen redaktioneller Kürzung zum Opfer gefallen — Transkription und Übersetzung der zum Teil nicht leicht lesbaren Inschriften (deren wissenschaftlicher Bearbeiter im Bezirk Melk Kubes ist) hätten dem historisch interessierten Kirchenbesucher sehr geholfen! Die stilgeschichtliche Entwicklung der barocken Ausstattungsstücke würdigt der Herausgeber Kronbichler.

Den Glasfenster — über 70 Scheibengehörndem mittelalterlichen Bestand an — widmet Elisabeth Oberhaidacher-Herzig eine eingehende ikonographische Untersuchung, deren Ergebnis ein plausibler Rekonstruktionsversuch des ursprünglichen Bestandes ist. Dadurch werden Sinnzusammenhänge der heute zufälligen Anordnung sichtbar gemacht. Das besondere Augenmerk gilt mit Recht den Beziehungen zu den stiftenden Persönlichkeiten: Mit dem Pfarrherrn Ulrich († 1378, wohl der Erbauer des Chores), den ritterlichen Familien der Streitwiesener, der Häusler und der Schrott, aber auch Bürgern — Bäcker, Fleischer, Schnallenmacher — spiegelt sich in den Stifterscheiben die Sozialstruktur des wohlhabenden Marktes und der Herrschaftssitze seiner Umgebung im Spätmittelalter. Die Vielfalt der Darstellungen läßt mannigfache Strömungen und Beeinflussungen der Heiligenverehrung erkennen — manche Motive dieses bedeutendsten Zyklus des Waldviertels haben Seltenheitswert wie der Volto Santo, der bekleidete Crucifixus, aus dem sich die Kümmernislegende entwickelte (Abb. 87). Zu der merkwürdigen Darstellung des sein Blut in einen Kelch mit Hostie vergießenden Schmerzensmannes (Abb. 70) sei auf die durch die Hussitenbewegung initiierte Diskussion um die Eucharistie verwiesen — diese hat ja auch vor dem Hintergrund spätmittelalterlicher Judenverfolgungen zur Gründung der nahen Wallfahrtskirche Heiligenblut geführt.

Die stilgeschichtliche Untersuchung der Weiterer Scheiben — ihr Hauptteil entstand zwischen den siebziger Jahren des 14. und den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts — ist allerdings noch nicht abgeschlossen. Insgesamt zeigen sie die Entwicklung hin zum „Weichen Stil“ der Zeit um 1400 und dessen Entfaltung, markieren jedoch eine Vielfalt von Möglichkeiten innerhalb dieser Tendenz. Auch sollte meines Erachtens bei der Frage nach der Werkstatt nicht nur nach Melk (S. 76) geblickt werden, auch im bayerischen Raum (Passau, Vilshofen!) müßte Umschau nach Vergleichsbeispielen gehalten werden. Die Herkunft aus mehreren Zentren ist durchaus möglich, ja wahrscheinlich. Bemerkenswert ist, daß noch die in der Zeit der Gegenreformation auf der Mollenburg ansässige katholische Familie der Lindegger ihr Andenken durch mit Grabdenkmälern und Totenschilden korrespondierende Wappenscheiben festhalten ließ.

Über die lokale Bedeutung hinaus — die Weiterer Pfarrkirche hat nunmehr einen vorzüglichen, auch für nicht vorgebildete Besucher ausgezeichnet geeigneten Führer — gibt das mit hervorragenden Farbtafeln ausgestattete Buch wichtige Impulse zur Beschäftigung mit der kirchlichen Kunst des Waldviertels und ihren überregionalen Beziehungen.

Wolfgang Häusler

Joachim Diederichs (Hg.), „**Menschen ohne Maske**“. **Selbstporträt, Porträt, Menschenbild**. Galerie Schloß Ottenstein (=Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums NF 325, Wien 1993) 16 Seiten mit 41 Schwarzweißabbildungen, öS 50,—

Dieser Katalog stellt wie die Ausstellung selbst eine Kuriosität dar. In einer knappen Übersicht in Form eines ästhetischen Schriftbildes mit originellen Künstlerporträts wird eine Gruppe der prominentesten österreichischen Künstler der Gegenwart wie Arnulf Rainer, Christian Attersee, Oswald Oberhuber, Adolf Frohner, Joannis Avramidis, Gustav Peichl, Rudolf Hausner, Günter Brus etc. vorgestellt.

In der Ausstellung selbst sind neben dem Altmeister Franz Dörrer noch eine Reihe jüngerer Künstler zu sehen, die im Katalog vom Ausstellungsleiter Joachim Diederichs nicht berücksichtigt wurden. Geht es ihm in seinen „Wortcollagen“ ja hauptsächlich darum, an den von ihm als wesentliche Kunstwerke erachteten Ausstellungsstücken einen Überblick über die Intentionen der Gegen-

wartskunst zu geben. Eine Ergänzung dazu bietet der Aufsatz von Burghart Schmidt, der in seiner unkomplizierten Ausdrucksweise eine Orientierungshilfe in der gegenwärtigen Kunst ermöglicht. Trotzdem ersetzt der Katalog einen Besuch der Ausstellung nicht, die leider nur bis 19. September zu sehen war.

Herbert Puschnik

Friedrich Schmidt, **600 Jahre Unter-Mixnitz. Ein Gang durch die Zeit** (o. O., o. J. [1993]) 105 Seiten mit 19 Schwarzweißabbildungen und 7 Karten, öS 150,—

Diese Festschrift schließt eine Lücke in der Heimatforschung des Horner Bezirkes. Der Autor Friedrich Schmidt stellt seinen eigenen Forschungen eine siedlungsgenetische Untersuchung von Ernst Pleßl voran. Dieser bekannte Siedlungsforscher rekonstruiert anhand der Flurformen das Dorf in seiner Gründungsform. Dabei gewinnt man Einblick in die mittelalterliche Wirtschaftsform der Dreifelderwirtschaft sowie in den Aufbau einer Grundherrschaft. Die ursprüngliche Grundherrschaft, die Pleßl für jünger als den Ort selbst hält, und von der heute noch das Wasserschloß erhalten ist, konnte aus Mangel an Quellen nicht eindeutig identifiziert werden. (Eine baugeschichtliche Untersuchung des Wasserschlosses könnte vielleicht weiterhelfen.)

Die gesammelten Informationen von Friedrich Schmidt, die auf die Dorfgenease Pleßls folgen, reichen von der Urgeschichte bis in die Gegenwart. Dabei werden die Ereignisse, die den Ort betreffen, in den Rahmen der allgemeinen Geschichte dieser Region gestellt. Dadurch können die einzelnen Nachrichten über den Ort eingeordnet und zu einem plastischen Geschichtsbild verdichtet werden.

Wichtige Beiträge sind der Stiftbrief über das Beneficium der Schloßkapelle von Untermixnitz (Schottenarchiv) beziehungsweise der Hinweis auf dessen Ende in der Reformationszeit anhand des Visitationsprotokolls von 1544 (Haus-, Hof- und Staatsarchiv). Zu ergänzen wäre, daß die damaligen Besitzer des Schlosses im Jahr 1539 zu den ersten Protestanten in unserer Gegend gehörten.¹⁾

Eine Belebung der Darstellung wurde unter anderem auch durch eine Preis-Lohtabelle aus dem Nachbardorf Leodagger aus der Zeit um 1700 erreicht.²⁾

Naturgemäß verdichten sich die Berichte im 19. Jahrhundert. Ab 1900 werden zusätzlich die Gemeindeprotokolle als Quellen verwendet. Den Abschluß bilden die Besitzerlisten der Häuser von Untermixnitz ab 1823 bis heute.

Alles in allem stellt diese Festschrift eine brauchbare Arbeit für die Heimatforschung dieser Region dar.

Herbert Puschnik

¹⁾ Ludwig Buschmann, Die Pfarren des Schottenstiftes im Zeitalter der Glaubenswirren, der Glaubenserneuerung und des Dreißigjährigen Krieges (phil. Diss. Wien 1950) S. 157.

²⁾ Johannes Gründler/Herta und Herbert Puschnik, Leodagger. Ortsgeschichte eines Weinhuerdorfes (Leodagger 1987) S. 23.

Christian Schwingenschlögl, **Schwingenschlegl. Daten und Tatsachen. Forschungsergebnisse bis 1989** (Gmünd: Eigenverlag 1989) Textband+Stammtafeln, 209 Seiten, broschiert, zahlreiche Abbildungen, öS 325,—

Im vorliegenden Werk wird der Versuch unternommen, Herkunft und Leben der Familie Schwingenschlegl, die ab dem 15. Jahrhundert im Zwertler Raum nachzuweisen ist, zu klären bzw. zu beschreiben. Leider kann sich der Autor dabei nur auf als dürftig zu bezeichnendes Quellenmaterial (etwa den Adelsbrief für Lazarus Schwingenschlegl 1610) stützen; ähnliches gilt auch für die wissenschaftliche Literatur. So zeichnet der Autor über weite Strecken des vorliegenden Bandes in äußerst verknappender Weise, gekennzeichnet durch große Zeitsprünge, die allgemeine Geschichte des Waldviertels nach. Abgeschlossen wird der Textband durch die „Stammbblätter der Waldviertler Familien“, deren Sinn ebensowenig erläutert wird wie der zweite Teil des Werkes, der die Stammtafeln, in einer in der wissenschaftlichen Genealogie nicht üblichen Form, enthält.

Martina Fuchs

Johann Kronbichler, **Groß-Gerungs** (Groß-Gerungs: Pfarramt 1992) 32 Seiten mit 22 Abbildungen und 1 Plan, öS 30,—

Im Jahr 1992 feierte Groß-Gerungs das Jubiläum „700 Jahre Pfarre“. Wann die Pfarre genau errichtet wurde, ist nicht bekannt. Als Gründer von Burg und Siedlung gilt Ulrich von Stiefern-Arnstein, ein naher Verwandter der Kuenringer, der um 1150 durch königliche Schenkung ein ausgedehntes Waldgebiet an der oberen Zwettl erhielt. Bald darauf dürfte auch die Margaretenpfarre Groß-Gerungs entstanden sein. Der erste urkundlich nachweisbare Pfarrer, er wird 1295 genannt, war Otto von Arnstein.

Im vorliegenden Heftchen behandelt Diözesankonservator Dr. Johann Kronbichler — nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Pfarre — die Bau- und Ausstattungsgeschichte der Pfarrkirche, der eine prägnante Beschreibung des Gebäudes, des Kircheninneren sowie der Ausstattung der Kirche folgt. Die dreischiffige Kirche mit wuchtigem Chorturm, deren Kern eine romanische Anlage aus der Zeit um 1200 bildet, erfuhr im Lauf der Zeit mehrere Veränderungen und Erneuerungen. Die derzeitige Ausstattung bildet keine stilistische Einheit einer bestimmten Epoche. Der heutige Kirchenraum ist geprägt durch die schlichte Ausstattung des Altarraumes, der 1976 aus liturgischen Gründen neu gestaltet wurde. Die im Zuge der letzten Außenrenovierung (1989) angeschafften farbigen Kirchenfenster (Entwurf: Prof. Rudolf Kolbitsch, Linz; Ausführung: Glasmalereianstalt des Stiftes Schlierbach) tragen wesentlich zur sakralen Stimmung des Kirchenraumes bei.

Positiv ist zu vermerken, daß in diesem „Kirchenführer“ neben den allgemein zugänglichen Kunstwerken auch einige Objekte, die nur gelegentlich beim liturgischen Gebrauch oder in Ausstellungen zu sehen sind, beschrieben werden. Den Abschluß der Schrift bildet eine kurze Beschreibung der Mariensäule am Hauptplatz und die Erwähnung von drei weiteren religiösen Kleindenkmälern.

Ein recht gut gelungener Kirchenführer, der allen Kunstinteressierten empfohlen werden kann!

Herbert Neidhart

1893 - 1993. 100 Jahre Robert Hamerling-Denkmal in Waidhofen an der Thaya. Begleitschrift zur Ausstellung. Konzept, Gestaltung und Durchführung Hans-Christian Heintschel, Mitarbeit Winfried Dimmel (=Schriftenreihe des Waidhofener Heimatmuseums Nr. 9, Waidhofen/Thaya: Verein Heimatmuseum Waidhofen/Thaya — Juli 1993) 59 Seiten, zahlreiche Abbildungen, öS 100,—

Dieses im Sommer 1993 begangene Jubiläum ist ein Hamerling-Jubiläum besonderer Art. Nicht Geburts- oder Todestag des Dichters, sondern die sich zum hundertstenmal jährende Denkmalserrichtung in Waidhofen bildete diesmal den Anlaß für Ausstellung und Begleitpublikation zweier engagierter Autoren, welche in erster Linie an Erforschung und Dokumentation bestimmter Kapitel Hamerlingscher Rezeptionsgeschichte interessiert sind und somit voll im Trend der literaturhistorischen Forschung liegen.

Nach einem Vorwort des Waidhofener Museumsleiters Eduard Führer stellen die Autoren ihren rezeptionsgeschichtlich dominierten Zugang zu Hamerling sowie die dementsprechend mitgeprägte Konzeption der Ausstellung vor.

Heintschel bietet sodann eine Kurzbiographie Hamerlings, welche, obwohl wissenschaftlich fundiert, der schwächste Beitrag in der vorliegenden Broschüre ist, da weder die speziell Hamerling betreffenden Arbeiten der letzten Jahrzehnte in der Zeitschrift „Das Waldviertel“ berücksichtigt wurden noch die jüngste monographische Arbeit von Kracht aus dem Jahr 1989 (vgl. die Rezension in „Das Waldviertel“ 39 [1990], S. 287).

Derselbe Autor behandelt danach „Das Politische im Leben Robert Hamerlings“, wobei die unzulässige Vereinnahmung mancher Dichtungen Hamerlings und schließlich der ganzen Person des Dichters durch Schönerer und seine Alldeutschen behandelt wird. Die Autoren kommen sodann zu den zentralen und interessantesten Kapiteln ihrer Publikation, nämlich zur Phänomenologie der ideologischen Implikationen bürgerlicher Dichterverehrung im 19. Jahrhundert allgemein und Hamerlings im oberen Waldviertel insbesondere. Hamerling wurde demnach nicht nur als Verfasser seiner Werke und als größter Sohn der Heimat, sondern auch — manifest geworden im Denkmal — als

Garant der Unverletzlichkeit der gegen die Slawen errichteten Grenze angesehen. Dementsprechend instrumentalisiert waren die Enthüllungsfeierlichkeiten am 16. Juli 1893. Auch die auf dieses Denkmal bezugnehmenden späteren Feiern werden hier dokumentiert.

Das zweite bedeutende „Denkmal“ ist das Hamerling-Stiftungshaus in Kirchberg am Walde, dessen Geschichte ebenfalls und unter Beibringung bisher unveröffentlichter Quellen nachgezeichnet wird.

Eine tabellarische Übersicht über Hamerling-Erinnerungsstätten im oberen Waldviertel, ein Kurzbeitrag über den Bildhauer Hans Brandstetter als „Erinnerungsproduzenten“, eine Auflistung von Stellungnahmen zu Hamerling aus der Bevölkerung und eine nach Klimm gestaltete Übersicht über das dichterische Werk Hamerlings beschließen diesen Band, dessen rezeptionsgeschichtliche Abschnitte bei aller Unvollkommenheit hinsichtlich einschlägiger Literaturkenntnis der Autoren zum Ausgewogensten und Besten zählen, was seit langem über Hamerling geschrieben wurde, und die künftig wichtige Grundlagen für vergleichende rezeptionsgeschichtliche Forschungen sein werden.

Ralph Andraschek-Holzer

Elmar Peter, **Robert Hamerling**. Sein Leben und seine Werke (Waidhofen an der Thaya: Marktgemeinde Kirchberg/Walde, Verein „Freunde des Dichters Robert Hamerling“ 1993) 76 Seiten, 27 Abbildungen, öS 197,—

Dieses handliche, schön gedruckte und gut geschriebene Büchlein ist nicht, wie im Vorwort behauptet, das erste Hamerling-Buch seit 1944. Von der 1974 erschienenen Dissertation Klimms abgesehen, ist auch Krachts Buch aus dem Jahr 1989 zu berücksichtigen (vgl. die Rezension in „Das Waldviertel“ 39 [1990], S. 287). Von diesem kleinen Irrtum abgesehen, bietet es einen vorzüglichen Abriss der Biographie des Dichters.

Dabei sind zwei Grundtendenzen klar erkennbar: 1. soll Hamerling in seiner Heimat wieder bekannter gemacht und 2. deutlich der bis heute anzutreffenden Meinung entgegnet werden, wonach Hamerlings Werke als präfaschistisch gelten — wobei der Autor wie alle Kirchberger und viele Waldviertler Hamerling-Freunde den Zwiespalt respektieren müssen zwischen der begrüßenswerten Tatsache, daß das jubelnde Stiftungshaus in Kirchberg eine attraktive Erinnerungsstätte ist, und dem bedauerlichen Faktum, daß diese seinerzeit von Schönerer und Genossen als Teil ihrer Vereinnahmungspolitik in Sachen Hamerling erbaut und ausgebeutet worden ist.

Durch die Bescheidenheit des Werks in Umfang und Anspruch — es kann und will kein wissenschaftliches Buch im engeren Sinn sein —, durch Beigabe von Zitaten und Paraphrasen namentlich aus Tagebüchern, durch Hinweise auf die Geschichte von Hamerling-Denkmalern und des Stiftungshauses, durch Anschluß eines Kapitels über den Kirchberger Heimatforscher Karl Müller (1877 bis 1956) aufgrund bisher unbekannter Quellen sowie durch seine reiche Bebilderung ist das Büchlein zusätzlich zu den eingangs genannten Vorzügen als durchaus gelungen zu bezeichnen und kann vielleicht künftigen Hamerling-Interessierten als „Appetitmacher“ dienen.

Ralph Andraschek-Holzer

Reinhard Preißl, **Chronik des Dorfes Haslau. Freiwillige Feuerwehr Haslau 1993** (Heidenreichstein 1993) 48 Seiten, 20 Abbildungen, öS 150,—

Die Chronik wurde aus Anlaß der Eröffnung des neuen Feuerwehrdepots in Haslau von der Freiwilligen Feuerwehr herausgegeben. Autor ist Mag. Reinhard Preißl, der bereits 1990 eine beachtenswerte Dokumentation über Kreuze, Marterl und Steine im Gebiet der Pfarre Seyfrieds veröffentlicht hat.

Die Arbeit setzt sich zusammen aus einer 18seitigen Chronik des Dorfes, anschließend werden die Kommandanten, Stellvertreter und derzeitigen Mitglieder der 1926 gegründeten Freiwilligen Feuerwehr Haslau angeführt. Den Gemeinderäten und Pfarrgemeinderäten aus Haslau folgen eine Auflistung der Hauseigentümer, ein ausführliches Literaturverzeichnis und abschließend noch zehn Seiten mit Abbildungen.

Im Vorwort äußert Mag. Preißl Bedenken über die Erstellung einer Chronik von Haslau, die vom Feuerwehrhauptmann angeregt wurde. Der Autor vermutete vorerst, daß es sehr wenig Material gibt, war aber dann selbst über die Fülle an Quellen für Haslau überrascht. Der Autor bleibt aber trotzdem einiges schuldig. So zum Beispiel führt er im Vorwort an, daß es für ihn immer unverständlich war, daß Niederösterreichkarten immer das so kleine Haslau und nicht das größere Seyfrieds verzeichneten. Die Antwort auf diese Frage ist in den gesamten 48 Seiten nicht zu finden. Was bei der Lektüre der Chronik noch mehr neugierig machte und leider unzureichend beantwortet wurde, ist die Geschichte des Gutes Neuhaslau. Hier schreibt Preißl bei den Hauseigentümern folgendes: „Die Besitzgeschichte kann dem allgemeinen Teil entnommen werden.“ Aber dieser allgemeine Teil bietet absatzweise auch nicht mehr, als bereits bei Bräuer (50 Jahre Marktgemeinde Schwarzenau, 1980) nachzulesen ist. Dabei hätten die Veränderungen der Besitzverhältnisse zwischen 1919 und besonders bis 1939 sorgfältiger behandelt werden können.

Alles in allem ist es bestimmt lobenswert, wenn die Fülle der heimatkundlichen Arbeiten in unserer Region erweitert wird, aber trotz der Kleinheit eines Ortes wie Haslau hätte mehr aus dieser Veröffentlichung gemacht werden können.

Norbert Müllauer

BERICHTIGUNGEN

Bei der Besprechung des „Urgeschichtswanderweges Eggenburg-Pulkau-Retz-Znaim“ von Herbert und Herta Puschnik in Heft 3/1993 (Seite 291) wurde die Anmerkung 5 zweimal abgedruckt; es fehlte aber die Anmerkung 6, die hier nachgetragen wird:

6) Friedrich Berg, Die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung des Waldviertels. In: Mitteilungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte XIII (1962) S. 27 ff.

Im Leserbrief von Dr. Ralph Andraschek-Holzer (Seite 302, 4. Absatz) sollte es in bezug auf die Arbeit des WHB richtig heißen, es sei „mehr denn je die Aufgabe, an der Formung eines durch ein wissenschaftliches, ideologiefreies Weltbild untermauerten Heimat- und Regionalbewußtseins mitzuhelfen...“. Irrtümlicherweise war im abgedruckten Leserbrief aus ideologiefrei das Gegenteil geworden.

Wir bitten in beiden Fällen um Entschuldigung.

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

- Dr. Ralph Andraschek-Holzer, 1100 Wien, Laaerbergstraße 3/6
Mag. Maria Bindlechner, 1150 Wien, Anschützgasse 18/20
Dr. Friedrich Brandtner, 3571 Gars/Kamp, Schimmelsprunggasse 43
HL Erich Broidl, 3491 Elsbarn 52
Prof. Mag. Johann Fenz, 3580 Horn, Kristgasse 18
HS-Dir. Hans Frühwirth, 3500 Krems, Kremstalstraße 58
Mag. Martina Fuchs, 3580 Horn, Weinmanngasse 7
Spk-Dir. Eduard Führer, 3830 Waidhofen/Thaya, Hans Wagner-Straße 7
VS-Dir. Burghard Gaspar, 3730 Grafenberg 63
Gerhard Grassinger, FOI der Bezirkshauptmannschaft Horn, 3753 Dallein 29
Gymnasialdirektor Hofrat Mag. Helmut Hagel, 3580 Horn, Puechhaimgasse 21
Edith Hahn, 3822 Karlstein, Griesbach 36
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Häusler, Institut für österreichische Geschichtsforschung, 1010 Wien,
Dr. Karl Lueger-Ring 1
Prof. Dr. Harald Hitz, 3830 Waidhofen/Thaya, Kroppusstraße 9
Prof. Mag. Bernhard Jäger, 3830 Waidhofen/Thaya, Lindenhofstraße 5
Altbundespräsident Dr. Rudolf Kirchschräger, 3573 Rosenberg
HOL Friedel Moll, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 63
Prof. Mag. Norbert Müllauer, 3910 Zwettl, Dr. Franz Weismann-Straße 26
HOL Herbert Neidhart, 3650 Pöggstall, Postfeldstraße 27
Universitätslektor Dr. Friedrich Polleroß, 1200 Wien, Klosterneuburgerstraße 60/20
OStR. Dr. Anton Pontesegger, 3331 Gleiß, Waidhofner Straße 2
Prof. Mag. Reinhard Preißl, 3860 Heidenreichstein, Seyfrieds 67
Prof. Dr. Herbert Puschnik, 3580 Horn, Raiffeisenstraße 36
Prof. Dr. Erich Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15
Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, Institut für Kirchenrecht der Evangelisch-theologischen
Fakultät der Universität Wien, 1090 Wien, Rooseveltplatz 10/8
Prof. Mag. Peter Reischütz, 3580 Horn, Puechhaimgasse 52
Oberbrandrat Dr. Hans Schneider, 1030 Wien, Ungargasse 27/4/2/48
Dr. Robert Streibel, 1130 Wien, Meidlinger Hauptstraße 65/II/3
Univ.-Prof. Dr. Szabolcs Szita, Magyar Auschwitz Alapítvány Holocaust Dokumentációs Központ,
H-1054 Budapest, Szabadság tér 16
Reg.-Rat Dr. Franz Trischler, 1130 Wien, Hagenberggasse 21
Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Institut für österreichische Geschichtsforschung, 1010
Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1

NEUERSCHEINUNG

KONTAKTE UND KONFLIKTE. Böhmen, Mähren und Österreich: Aspekte eines Jahrtausends gemeinsamer Geschichte

Herausgegeben von Thomas Winkelbauer

(Horn 1993; = Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, Band 36)

Umfang: 560 Seiten; illustriert; Preis: 360,- Schilling

Der soeben (Anfang Dezember 1993) erschienene Band geht auf das vom Waldviertler Heimatbund vom 24. bis 27. Oktober 1992 in Zwettl veranstaltete, unter dem Motto "Kontakte und Konflikte" stehende Symposium "Verbindendes und Trennendes an der Grenze III" zurück. Das Symposium war das dritte eines Tagungszyklus: Im April 1990 – wenige Monate nach der unblutigen Revolution in unserem nördlichen Nachbarland – kamen im Museum Industrielle Arbeitswelt in Steyr rund 70 tschechische und österreichische Historikerinnen und Historiker zu einer Arbeitstagung unter dem Motto "Verbindendes und Trennendes an der Grenze" zusammen. Die Tagung "Verbindendes und Trennendes an der Grenze II" fand im April 1991 in České Budějovice (Budweis) statt. (Das vierte Symposium dieser Serie ging während der Drucklegung des vorliegenden Bandes über die Bühne, und zwar vom 5. bis 7. Oktober 1993 im mährischen Mikulov/Nikolsburg.)

Das Buch vereint den größten Teil der von ausgewiesenen Spezialisten gehaltenen Referate der Zwettler Tagung und umspannt den gewaltigen Zeitraum vom 6. Jahrhundert bis zu den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Von den insgesamt (einschließlich Einführung des Herausgebers und Bibliographie) 47 Beiträgen seien nur einige wenige angeführt, um die Weite des behandelten Spektrums anzudeuten. Der Brünner Professor für Archäologie Bořivoj Dostál behandelt die Kulturkontakte im mährisch-böhmisch-niederösterreichischen Raum während des Frühmittelalters (6. bis 10. Jahrhundert). Professor Ivan Hlaváček (Prag) thematisiert die kulturellen Kontakte zwischen den böhmischen und österreichischen Ländern im 15. Jahrhundert. Dozent Jaroslav Pánek (Prag) resümiert Forschungsprobleme betreffend die Geschichte Böhmens, Mährens und Österreichs in der frühen Neuzeit. Dr. Helmut Teufel (Aschaffenburg) schreibt über die Aufnahme niederösterreichischer Juden in Mähren nach der Vertreibung von 1670/71. Dr. Jiří Kořalka (Prag) gibt einen souveränen Überblick über Südböhmen und seine österreichischen Nachbarn im "langen" 19. Jahrhundert (1780 bis 1918). Dr. Berthold Unfried (Wien) analysiert das Verhältnis des tschechischen und des deutschen Sozialismus in der Spätzeit der Habsburgermonarchie zur nationalen Frage. Dozent Jaroslav Vaculík (Brünn) behandelt die Geschichte der Tschechen in Niederösterreich in den Jahren 1880 bis 1921. Dozent Jiří Malíř (Brünn) geht der Frage nach, ob der Mährische Ausgleich von 1905 als ein Vorbild für die Lösung der Nationalitätenfragen dienen könne. Der große Aufsatz von Professor Hanns Haas (Salzburg) ist dem leidvollen Thema "Die Zerstörung der Lebensinheit 'Grenze' im 20. Jahrhundert" gewidmet. Professor Otto Zwettler (Brünn) behandelt die Entwicklung des an die Tschechoslowakei angeschlossenen Weitraer bzw. Gmünder Gebietes 1920 bis 1938. Mag. Christoph Höslinger (Wien) thematisiert die "Brünner Emigration" nach dem 12. Februar 1934 als diplomatischen Konfliktstoff zwischen Wien und Prag. Dr. Michael John (Linz) schreibt über Südböhmen, Oberösterreich und das Dritte Reich. Dr. Petr Němec (Brünn) behandelt Gauleiter Dr. Hugo Jury und sein Wirken im Protektorat Böhmen und Mähren. Dozent Oliver Rathkolb (Wien) schließlich betitelte seinen Beitrag mit "'Ein schwieriges Verhältnis' – Österreich und die ČSR 1945 bis 1950".

Bestellungen bitte an: Waldviertler Heimatbund, Postfach 100, 3580 Horn

Harald Hitz (Herausgeber)

Johann Georg Grasel — Räuber ohne Grenzen

Aus dem Inhalt:

Wolfgang Müller-Funk: Vorwort

Harald Hitz: Johann Georg Grasel — die Karriere eines Räubers

Michael Pammer: Randgruppenkriminalität um 1800 im Waldviertel

Wolfgang Brandstetter: Der „Fall Grasel“ — strafrechtliche Aspekte aus heutiger Sicht

Bohuslav Beneš: Der Grasel. Das Leben eines Räubers aus mährischer Perspektive

Marta Šrámková: Die Gestalt von Grasel in den mährischen Räubergeschichten

Margot Schindler: „Er spricht geschwinde deutsch, auch böhmisch...“

Johann Georg Grasel und die Volksüberlieferung über die Räuber

Richard Bletschacher: Die Ballade vom Räuber Grasel

Erich Rabl: Die Graselsammlung im Horner Hörbarthmuseum

und das Fortleben der Erinnerung an Grasel

Harald Hitz: Johann Georg Grasel — Ergänzungen und Nachlese

Schriftenreihe des WHB Band 34, 152 Seiten mit über 70 Abbildungen

Preis: öS 145,—

Zweite, ergänzte Auflage; erscheint im Jänner 1994

Bestelladresse: WHB, A-3580 Horn, Postfach 100

Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

(Begründet von Johann Haberl jun. 1927 in Waidhofen an der Thaya)

Der Verein „Waldviertler Heimatbund“ bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der -denkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar.

Vorstand: Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn. 1. Vizepräsident: Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. 2. Vizepräsident: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg. Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli, Limberg, und Mag. Johann Fenz, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg, und Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: Dr. Erich Rabl, Horn, und stellvertretender Schriftleiter: Dr. Anton Pontesegger, Gleiß.

Redaktion: Dr. Ralph Andraschek-Holzer, Horn; Dr. Anton Pontesegger, Gleiß; Dr. Friedrich Polleroß, Neupölla; Dr. Erich Rabl, Horn und Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. Mitarbeiter der Kulturberichte: Bezirk Gmünd: Edith Hahn, Griesbach. Bezirk Horn: Gerhard Grassinger, Dallein. Bezirk Krems: HS-Dir. Hans Frühwirth, Krems. Bezirk Melk: HOL Herbert Neidhart, Pöggstall. Bezirk Waidhofen an der Thaya: Dir. Eduard Führer, Waidhofen. Bezirk Zwettl: HOL Friedel Moll, Zwettl.

Redaktionsadresse und Bestellungen von Vereinspublikationen: Waldviertler Heimatbund (WHB), 3580 Horn, Postfach 100 oder Telefon 02982/3991 (Dr. Rabl).

Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund (WHB), 3580 Horn.

Satz+Druck: Malek Druck GesmbH, 3500 Krems, Wiener Straße 127.

Gedruckt mit Unterstützung des Kulturreferates der Niederösterreichischen Landesregierung.

ISSN 0259-8957

Werte bewahren:

Geistiges Potential
und finanzielle Mittel
gezielt einsetzen.
Für Ideen und Problemlösungen,
wie wir sie heute brauchen.
Für all das steht die



**SPARKASSE DER STADT GROSS-SIEGHARTS
KARLSTEIN JAPONS**

Literatur .. aus Österreich

**7000
Leser!**

ÖSTERREICHS ÄLTESTE LITERATURZEITSCHRIFT MIT DEN JÜNGSTEN AUTOREN

erscheint sechsmal jährlich
Jahresabo S 250,—
kostenlose Probehefte bei der
Arbeitsgemeinschaft Literatur
1010 Wien, Wipplingerstraße 13/5

Nehmen Sie sich die Freiheit.



ES geht

Der Sinn des Geldes liegt darin, nicht mehr über Geld nachdenken zu müssen. Nehmen Sie sich diese Freiheit – lassen Sie denken. Von Leuten, für die Geld Beruf ist. Und Berufung.



150 Jahre

Waldviertler

Sparkasse von 1842

Waidhofen · Gmünd · Litschau
Raabs · Dobersberg · Vitis · Kautzen